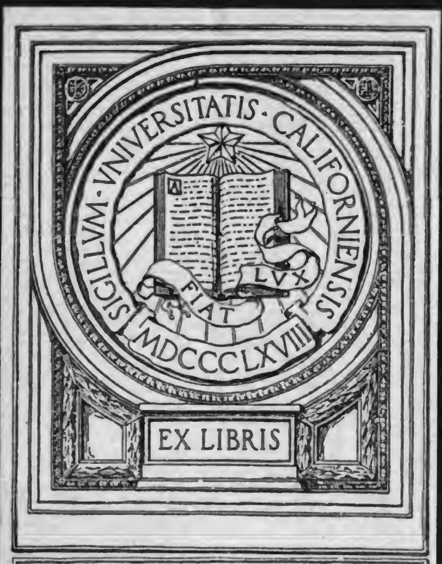
Dilettanten des Lebens

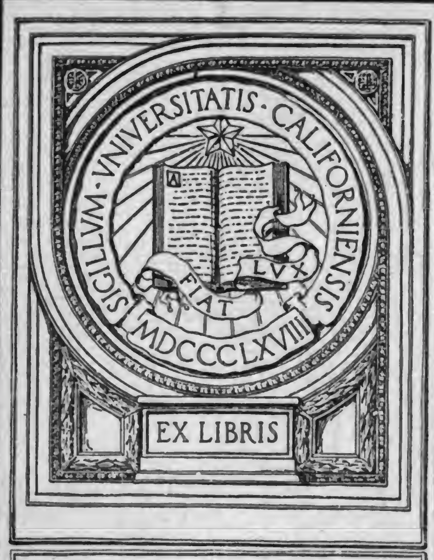
Clara Viebig


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Dilettanten des Lebens


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Dilettanten des Lebens

Von C. Viebig sind folgende Werke im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin W / erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / Einer Mutter Sohn / Absolvo te / **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / **Theater:** Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Dilettanten des Lebens

Roman

1897

von

C. Viebig

Fünfte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1907

MAIN

Ich bin nicht überflüssig hier, du kannst mich brauchen," sagte Lena langsam, „das beruhigt mich!" Sie hob das bräunliche Gesicht und sah den Bruder sinnend an. „Was du für Falten auf der Stirn hast, Fritz!" Sie fuhr leicht mit der Hand über seine Stirn. „Mein Bruder, sind es Sorgenfalten? Meinetwegen? Bist du nicht glücklich?"

„Glücklich?" Er lächelte, aber es war ein etwas bittres Lächeln. „Natürlich. Ich habe ja alles, was das Herz begehrt. Ich mache mir nur oft Sorge um dich. Noch haben wir unsere gute Mutter; aber wie lange?! Ich kann dich mir nicht allein in der Welt vorstellen, du bist nicht die Person dazu. Es wäre mir direkt unangenehm, dich in Pensionen und dergleichen zu wissen — hm." Er räusperte sich. „Sage doch nicht, Lena, daß du nicht mehr an heiraten denken willst; das ist Unsinn! Einmal gemachte bittre Erfahrungen mahnen nur zur Vorsicht, aber sie brauchen nicht für immer abzuschrecken!"

Sie schüttelte den Kopf: „Mir graut vor der Liebe, Fritz. Ich mag nicht mehr. Die Freude ist so kurz — und dann all die Thränen!" Ihr Gesicht wurde bleich.

„Hab' ich den — den —" sie stockte und zögerte den Namen auszusprechen, „den — ach, du weißt schon! — nicht geliebt? Schien er mich nicht zu lieben? Und doch war's nichts, wieder nichts! Er hat sich mit der Reichen verlobt, jetzt heiraten sie bald." Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte. „Jetzt promeniert er mit ihr über die Linden, oder sie schlendern durch den Tiergarten. Es ist nicht darum, aber" — sie schluchzte heftig auf — „es ist die Enttäuschung; ich kann keine mehr ertragen. Paß auf, noch eine, und ich sterbe dran. Ich will dann auch sterben!"

„Lena, Lena, du bist kindisch heftig!" Sein schon ergrauender Kopf schmiegte sich an ihren dunklen Scheitel. „Kleine Schwester, soll ich dich mal wieder trösten, wie ich dich so oft als Kind getröstet habe? Weißt du noch, wie du heultest, wenn du nachsitzen mußtest oder einen Tadel bekommen hattest oder ein schlechtes Zeugnis?"

Sie schluchzte noch immer.

„Nur singen konntest du gut, da bekamst du immer Nummer eins. Weißt du noch, wie ich dich auf den Schoß nahm, wenn du untröstlich warst? Hier auf diesem linken Knie hast du oft gesessen, immer auf dem linken, deinen zerzausten Kopf stecktest du unter meinen Rock —"

„Ja," sie hob rasch das Gesicht vom Tisch, „ich konnte fühlen, wie dein Herz schlug — ja, und dann mußtest du den Rock ganz über meinen Kopf ziehen; ich dachte, dann könnte mir gar nichts Schlimmes passieren!"

„Und dann steckte ich dir einen Groschen in die Hand und sagte: Lauf, hol' dir Bonbons!"

„Ach,“ sie lachte auf, „die sogenannten Klümpchens! Von der alten Frau in dem kleinen Lädchen. Puh, war die schmutzig! Aber sie schmeckten; so gut hat mir nie mehr was geschmeckt. Die roten aß ich besonders gern.“

„Ja, und ich Unglücklicher“ — er lachte gutmütig — „bekam dann auch eins in den Mund gesteckt, eins, das du schon vorher tüchtig beleckt hattest; du trenntest dich so ungern davon. Ja, ja, so war's, Lena!“

Sie lachten beide, und dann blickte das Mädchen um sich, wie aus einem Traum erwachend.

Sie saßen im Garten hinter dem Haus; über ihnen eine Esche. Die zum Schirm gezogenen schlanken Zweige hingen fast nieder auf das runde Tischchen. Die untergehende, schon bläßliche Herbstsonne lugte schräg durch's Blätterwerk und zog helle Streifen über die Tischplatte. Sie gab auch dem braunen Lockengekräusel über der Mädchenstirn einen goldenen Schimmer.

„Lena!“ sagte der Bruder plötzlich und griff nach ihrer Hand. Er sagte nicht: ‚Wie hübsch du bist!‘ aber er dachte es.

Sie sah ihn zärtlich an, und dann schweiften ihre Augen über den Garten, über die Mauer nach den Bergen, die sich dort, gebadet in Glanz, erhoben. Rosige Abendwolken standen hinter ihnen. Man hatte eine schöne Aussicht von der kleinen Erhöhung an der Gartenmauer. Die blaue Mosel sah man nicht, die lag zu tief, aber jenseits die Berge mit ihren roten Felswänden, ihrem dunklen Grün und den angeklexten weißen Häuschen.

„Komm hin!“ sagte Lena.

Sie standen beide auf; Hand in Hand gingen sie über den berasten Weg, die paar Stufen hinan. Nun lehnten sie an der bröckligen Mauer und starrten schweigend in den farbenglühenden Himmel. Sie ließen sich nicht los, sie standen noch immer Hand in Hand. Ein Lüftchen kam und wehte dem Manne die seidenen Mädchenhaare um's Gesicht. Er zog die Schwester noch enger an sich. Jetzt sah man's erst, wie sie sich glichen; dieselben Augen, dieselben Nasen, auch den gleichen volllippigen Mund mit tiefen, eigensinnigen Winkeln. Selbst die Gestalten waren von einer Größe, der Mann kaum einen Fingerbreit höher als das schlanke Mädchen.

„Wie schön die Berge sind und der Himmel — ah, das thut gut!" Der Luftzug war stärker geworden. Mit einem Seufzer lehnte Lena den Kopf an die Schulter des Bruders. „Wenn ich hier so mit dir stehe, begreife ich nicht, daß ich wieder fort muß, wieder fort will — nein, ich hielt's doch nicht aus in der kleinen Stadt, immer mit denselben Menschen und immer das gleiche Gerede! Freilich, wenn der Sommer kommt und man in der großen Stadt so eingesperrt ist, dann mag ich da auch nicht sein. Dann begreife ich nicht, wie man in Berlin leben kann," setzte sie kleinlaut hinzu. „Fritz, warum ich nur immer so unruhig in mir bin? Da ist immer ein Sehnen und wieder ein Sehnen, ein Auf und Nieder — hätt' ich doch endlich Ruh'! Verstehst du mich?"

Er sah besorgt auf sie, dann zog es wie Ärger über sein Gesicht. „Du bist aus den sentimentalen Backfischjahren mit ihren eingebildeten Empfindungen längst heraus, Lena. Nimm dich ein bißchen zusammen,

dann vergehen die Duseleien. Ich habe dich wahrhaftig lieb, aber schon als du noch Kind warst, mochte ich das an dir nicht leiden; du schwankst umher, du irrst von einem zum anderen. Man spricht von ‚Künstlernaturen‘, — ich wünsche dir gewiß, daß du eine Künstlerin wirst, aber die betreffende Natur wünschte ich dir nicht dazu.“

„Ich mir auch nicht,“ sagte sie leise.

„Meiner Ansicht nach kann ein wahrer Künstler auch gar nicht solche Natur gebrauchen. Da giebt's kein Schwanken, kein Auf und Nieder von Stimmungen; unentwegt auf ein Ziel los, nur so kann er etwas erreichen.“

„Mei—nst du?“ Sie zog das ‚Meinst du‘ ganz lang und schüttelte den Kopf. „Du verstehst mich nicht.“ Ihre Stimme klang traurig. „Du weißt nicht, wie das hier drinnen zugeht —“ sie klopfte sich mit der geballten Hand auf die Brust — „man möchte, und man kann nicht. Man fühlt, daß man auffliegen könnte, und doch kriegt man immer wieder einen Schlag auf den Kopf. Man tappt überall herum und sucht Hülfe.“

„Und verliebt sich darum so leicht,“ warf er halb neckend, halb vorwurfsvoll ein. „Lena, Lena, wie froh würden die Mutter und ich sein, dich in einem ruhigen Geleise zu sehen. Mir wär's ja am liebsten, dich einmal später für immer bei mir im Haus zu haben, aber —“

„Nein, nein, nein!“ Ein Schauder ging ihr über den Leib und dann, als fürchtete sie, ihn beleidigt zu haben, schnellte sie von seiner Schulter auf und warf ihm beide Arme um den Hals. „Mein lieber Bruder!“

„Ich weiß,“ murmelte er, „du und Amalie, ihr seid zu verschiedene Naturen, ihr versteht euch nicht.“

„Sei nicht böse! Mein Bruder!“ Sie hielt ihm den Mund entgegen.

„Meine Schwester!“ Er küßte sie auf die Lippen und dann flüsterte er, kaum seinen Mund von dem ihren hebend: „Weißt du noch, Lena, ich sagte immer zu dir ‚mein Biederweibchen?‘ Du warst noch so klein, du konntest nur mühselig Schritt halten, aber du liefst tapfer neben mir her!“

„Ja, ich ließ deine Hand nicht los, ich war so stolz, wenn du statt mit deinen großen Herren und Damen mit mir gingst. Weißt du noch, unsere Spaziergänge an meinen schulfreien Nachmittagen? Wir suchten Blumen und Beeren, du machtest mir einen Kranz und küßtest mich. Du sagtest: mein Biederweibchen. Da war ich so selig, daß ich ordentlich fühlte, wie mir das Herz gegen die Rippen schlug.“ Lena war rot geworden, die Thränen schossen ihr in die Augen. „Sag's noch einmal: ‚mein Biederweibchen!‘ Bitte!“

Er lächelte, aber es klang gerührt: „Mein Biederweibchen!“

Die Geschwister standen wie ein Liebespaar. Ihre Gestalten waren jetzt ganz von Sonnengold umflossen; die warmen Lichter glitten an dem hellen Kleid des Mädchens auf und nieder. Beide nah zu einander geneigten Gesichter hatten denselben rötlichen Schimmer; plötzlich vertiefte sich dieser, sie fuhren auseinander.

Vom Haus her klang eine Frauenstimme: „Fritz, Fritz!“

„Amalie ruft," sagte der Mann und ließ den Arm sinken, der die Taille der Schwester umschlungen hatte. „Ja, wir kommen schon, Amalie!"

„Dachte ich's doch! Ihr seid hier? Ich will das zärtliche tête-à-tête nicht stören!"

Die große Frau, die mit langen Schritten über den berasten Gartenweg daherkam, hob kaum die Zähne voneinander, jedes Wort schien ihr zu viel. Ihre Stimme war merkwürdig klanglos. Sie beachtete die Schwägerin gar nicht und wandte sich nur an ihren Mann. „Es ist eben eine Einladung von Weiherhofs gekommen für morgen; große Partie auf den Kockelsberg. Ich habe zwar nachmittags erst Visitation der Kleinkinderschule, dann muß ich einen Augenblick zu den Diakonissen; aber dann komme ich sofort nach Haus, ziehe mich um, du gehst dann einfach mit mir nach. Wir werden uns eventuell einen Wagen nehmen; gar kein Gegenstand."

„Und Lena? Soll sie mit den anderen gehn oder auf uns warten?" fragte der Mann.

„Lena —?" Die große Frau öffnete die kalten klarblauen Augen weiter. „Lena ist gar nicht mit eingeladen!"

„So — dann verzichte ich."

„Was — du willst deswegen nicht annehmen?" Das blasse Gesicht der Frau wurde dunkelrot, man sah, wie ihr das Blut zu Kopf schoß. „Einfach lächerlich! Lena wollte ja keine Besuche machen," setzte sie mürrisch hinzu.

„Ich? Du hast mich gar nicht dazu aufgefordert!" Des Mädchens Augen funkelten. „Übrigens" — ihr

Blick streifte rasch das verfinsterte Gesicht des Bruders — „ich mache mir nichts aus Einladungen, ich bleibe lieber zu Haus.“

„Das dachte ich mir auch,“ sagte die Schwägerin rasch. „Lena macht sich nichts aus unseren kleinstädtischen Vergnügungen, und dann“ — sie hob die schmale Lippe spöttisch — „in unseren Kreisen findet sie wenig Nahrung für ihre extravaganten Ideen. Bei ihrer sogenannten Künstlergesellschaft in Berlin mag sie besser am Platz sein; ich muß gestehen, ich käme um in solcher Luft. Komm, Fritz,“ sie nahm seinen Arm, „das Abendessen ist fertig. Die Kinder warten noch auf dich mit dem Beten!“ Sie zwang ihn, seinen Schritt ihrem eignen, weit ausholenden anzupassen.

Ihr seidenes Kleid raschelte. Frau Amalie Langen trug meist seidene Kleider, auch im Hause. Prall spannte sich der schmiegsame Stoff über ihre volle Büste, ihr stattlicher Körper bot eine vorteilhafte Auslage; ihr Vater, der reiche Seidenfabrikant im Wupperthal, wußte das, er schickte der Tochter immer die neuesten Muster.

Langsam schlenderte Lena hinter dem Ehepaar drein. Da war das Beet mit den Georginen, ringsum von abgezirkeltem Buchsbaum eingefaßt. Sie waren der einzige Blumenschmuck im Garten. Frau Langen war nicht für Überflüssiges, nur diese steifen farbenstrotzenden Dinger liebte sie; jetzt blühten sie in voller Pracht.

Nachdenklich blieb Lena am Beet stehen und hob eine der dickköpfigen Blüten an ihre Nase — kein Duft, kein Honiggeruch, wie ihn selbst die wilde Feldblume entwickelt; kalt berührten die glatten Blätter ihr Gesicht.

Warum sie dabei nur immer an ihre Schwägerin denken mußte? Ein Seufzer hob ihre Brust: „Mein armer Bruder!"

„Lena, wo bleibst du?" Mit eiligen Schritten kam Langen zurück, die Stufen der Veranda herunter; er faßte nach der Hand der Schwester. „Bist du böse, Lena? Beleidigt?" Er seufzte. „Du mußt das nicht so auffassen, Amalie hat eben eine, eine" — er stockte und suchte nach dem Ausdruck — „eine etwas andere Art. Aber sie ist ein vortrefflicher Charakter. Man muß sie nur zu nehmen wissen."

„Und verstehst du das?" Lena hob die Augen; sie leuchteten klug aus dem bräunlichen Gesicht.

Langen biß sich auf die Lippen. „Sie liebt mich," sagte er ausweichend.

„Wer sollte dich nicht lieb haben?" Sie lächelte ihn zärtlich an. „Du guter Mensch!" Sie rieb die weiche Wange an seiner Schulter, immer auf und nieder, wie ein junges Fohlen sich an der Mutter reibt.

„Komm, wir wollen Amalie nicht warten lassen, sie liebt das nicht."

Die Geschwister gingen miteinander in's Haus. In der Veranda war der Tisch gedeckt; im verdunkelten Zimmer dahinter hoben sich schwer geschnitzte Möbel undeutlich von den Wänden, alles solide, wie für die Ewigkeit gemacht. Jedes Stück kostete eine Summe, das sah man auf den ersten Blick. Auf dem Boden kein Teppich, der brachte nur Staub; ungehindert glitt man über spiegelblankes Parkett. Frau Amalie Langen war berühmt

wegen ihres Parketts und ihrer Einrichtung; sie hielt auch etwas darauf.

Es war eigentlich gar keine Einrichtung für einen Beamten mit bescheidenem Gehalt; Landgerichtsrat Langen hätte sich aus eignen Mitteln das auch nicht leisten können. Beamtensohn ohne Vermögen — da giebt's nur ein Achselzucken.

Die Welt fand, er hatte sehr klug gethan, daß er als Amtsrichter in dem kleinen Nest im Bergischen zu den Gesellschaften und Juristenbällen nach Elberfeld hinüberfuhr. Die schöne Amalie Barminghaus hatte sich unrettbar in ihn verliebt, soweit das bei ihr überhaupt möglich war. Jedenfalls vertieften sich ihre hellen, kühlen Augen, wenn er in den Saal trat; ihre Blicke spähten umher, verfolgten ihn von Dame zu Dame, bis er endlich vor ihr stand. Ihre große, weiße Hand umspannte dann den kostbaren Fächer fester, ihr makelloser, blendender Hals hob und senkte sich unter lebhafteren Atemzügen.

Papa Barminghaus war nicht für Bälle, seine Tochter bis dato auch nicht. Jetzt fand Fräulein Amalie auf einmal Geschmack daran.

‚Wenn sie nur das Haar nicht so glatt aus dem Gesicht gestrichen hätte! Wie ein Dienstmädchen,' dachte Amtsrichter Langen, und beim Kotillon sagte er ihr, wie reizend er ungezwungene lockige Frisuren fände. „Sie sollten meine kleine Schwester sehen, Fräulein Barminghaus, sie ist noch ein Schulmädel, fünfzehn Jahr jünger wie ich; es giebt nichts Entzückenderes, als diesen braunen Struwelkopf!"

Sie verzog die Lippen, ohne zu antworten; aber als er am nächsten Sonntag zum Diner die Villa ihres Vaters betrat, kam sie ihm entgegen, das blonde Haar in Locken gebauscht und tief in die zu hohe Stirn frisiert. Da sah er erst, daß sie schön war.

Es war furchtbar viel Verwandtschaft da; die Frauen seidenrauschend, die Männer mit dicken Uhrketten, brillantberingt und schwerste Cigarren rauchend. Das Gespräch drehte sich um Seide und Sammet und Eisenindustrie. Bekannte Firmennamen schwirrten, man spielte Fangball mit Riesensummen; der Mammon saß oben am Tisch und nickte langsam mit dem Kopf.

Der junge Amtsrichter war etwas verblüfft, die Großartigkeit der geschäftlichen Transaktionen imponierte ihm; Tausende waren gar nichts und andere Weltgegenden nur so ‚nebenan'. Noch mehr aber langweilte er sich. Innerlich gähnte er, er blickte seine Nachbarin, die Tochter des Hauses, von der Seite an; hatte sie's auch nicht gemerkt? Gottlob, ihre Nasenflügel zitterten, sie verbarg auch heimlich ein Gähnen.

Nach dem Kaffee promenierte man durch den Garten. Es war nahendes Frühjahr, die Wupper ging hochgeschwellt, ihr Wasser tintenschwarz gefärbt von den Abflüssen der Fabrik. An anderen Villengärten mochten die Wellen grün, rot, blau vorüberfließen .... hier die eine tote Trauerfarbe; Papa Barminghaus fabrizierte vorzugsweise schwarze Seide.

Die scheue Märzsonne vergoldete das mattblonde Haar der jungen Dame; außerordentlich vorteilhaft hob sich ihr regelmäßiges Gesicht mit dem reinen Teint von

dem dunklen Pelzwerk ab. Der große Sealkragen verdeckte das gestreifte schwarzweiße Seidenkleid mit dem Besatz von echten Points; die ganze massive Gestalt bekam etwas Weiches, Schmiegsames. Selbst ihre Stimme klang weicher wie sonst, als sie nun sagte:

„Die Fastenzeit ist vor der Thür, wir besuchen jetzt selbstverständlich keine Gesellschaften mehr, Herr Amtsrichter — es thut mir leid!"

Er hätte fragen sollen: ‚Warum thut's Ihnen leid?' Aber er traute sich nicht, er wußte, sie würde sagen: ‚Weil wir uns dann nicht mehr treffen' — oder war sie zu wohlerzogen, um so etwas zu verraten?

Als sie Seite an Seite über die sauber geharkten, kiesbestreuten Wege schritten, an deren Rändern unter'm Buchsbaum sich noch schmale Schneestreifchen versteckten, fröstelte es ihn; und doch leckte die Sonne alles blank und rein. Die Strahlen waren scharf, aber sie wärmten noch nicht.

Nach einer Pause, in der nichts zu hören war, als das Rauschen des schweren Seidenstoffs, sagte er: „Ich werde mir erlauben, mich zuweilen persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein Barminghaus!"

Sie wurde über und über rot; es war ein Vergnügen, unter ihrer klaren Haut das Pulsen des Blutes zu beobachten. An der Thür des Gartensaales küßte er ihr die Hand, dies Rotwerden schmeichelte ihm. Sie war doch ein schönes, stolzes Mädchen — und dazu dieser Reichtum!

Nicht, daß Amtsrichter Langen auf Geld Jagd gemacht hätte, das lag ihm fern; aber es war schön, sich

zu sagen: ‚Du kannst dann gleich für deine Mutter sorgen, die, schon so lange Witwe, doppelt auf ihren einzigen Sohn angewiesen ist.‘ Und Lena —?! Vor ihn, auf die Schwelle des Gartensaals, trat plötzlich das kindliche, bräunliche Mädchen, schüttelte die zerzausten Locken und sah ihn aus runden, glänzenden Kinderaugen bittend an. Sie war so musikalisch, sie wollte gern Musik studieren; er war ihr Vater und Bruder zugleich — mußte er nicht etwas für sie thun?

Und hier an der Wupper lag er förmlich in der Luft, dieser Wunsch nach gutem Auskommen und gesicherter Position; es roch nach Geld.

Er gab sich einen Ruck: „Fräulein Barminghaus, ich hoffe, es ist Ihnen nicht unangenehm, wenn ich komme?“

Sie lächelte nur, blickte rasch auf und schlug ebenso rasch die Lider nieder.

Dann waren sie in den Saal getreten zu der seidenrauschenden, brillantberingten Verwandtschaft; die Atmosphäre satten Wohlbehagens und absoluter Wohlanständigkeit nahm sie auf.

Im Sommer hatten sie sich verlobt. — — — —

„Fritz, fall' nicht,“ sagte Lena und faßte nach der Hand des Bruders; er war im Halbdunkel gegen eine prachtvolle metallbeschlagene Truhe gerannt. „O, hast du dir weh gethan? Du warst wohl in Gedanken?“

„Fritz, kommst du endlich?“ tönte Frau Amalies Stimme ziemlich scharf aus dem Nebenzimmer.

Die Geschwister traten ein; es war das Schlafzimmer der Kinder, mit einer ungeheueren Sauberkeit und Akku-

ratesse eingerichtet. Die Spielsachen regelrecht auf dem Tischchen in der Ecke aufgeschichtet; kein Höschen, kein Röckchen, kein Strümpfchen umhergestreut, alles glattgestrichen und zusammengelegt. Blütenweiß die beiden Betten, und in den Kissen die zwei Kinder in ihren langen weißen Nachtkitteln knieend, die Hände wie anbetende Engel gefaltet.

Zwischen den Betten kniete Amalie; sie wandte nur einen Augenblick den Kopf, als die Geschwister leise hereinkamen. Sie betete vor, viel zu hohe, unverständliche Worte. Aber die Kinder falteten die Hände wie die Mutter, sie bewegten die Lippen wie die Mutter; der Junge war ganz bei der Sache, das kleine Mädchen jedoch drehte blitzschnell den Kopf, als die Thür knarrte: „Papa, Papa!"

„Lora, bete," klang die strenge Stimme der Mutter.

Sie beteten weiter, nun waren sie am Schluß.

„So — nun seid ihr gute Kinder! Gute Nacht!"

Ein leichter Kuß auf die beiden reinen Stirnen, dann wandte sich Frau Langen zu ihrem Mann: „Du hättest wohl auch eher —"

Der helle Kinderjubel schnitt ihr das Wort ab: „Papa, Papa!" Der Junge machte Miene, aus dem Bett zu springen, Lora richtete sich kerzengerade in den Kissen auf. Jetzt glitt ein seliges Lächeln über ihr süßes Gesicht, sie hatte Lena erblickt, die im Halbdunkel an der Thür lehnte. „Tante Lena," jauchzte sie und streckte die Arme aus.

„Ruhe," gebot die Mutter; ihre große Gestalt schob sich wie eine Wand vor die Betten. „Fritz, ich wünsche

nicht, daß die Kinder abends nach ihrem Gebet noch abgelenkt werden. Du hättest eher kommen sollen. Gut' Nacht. Seid still!"

Ohne Wort verließ Langen hinter seiner Frau die Stube. Zögernd sah sich Lena an der Thür noch einmal um; Walter hatte den Kopf in's Kissen gedrückt, aber Lora saß aufrecht.

Der Laden vor'm Fenster war angelehnt, durch den Spalt fiel ein matter Schimmer scheidenden Tageslichts mitten auf das schöne Kindergesicht. Die Augen waren groß, mit einem merkwürdig sehnsüchtigen Ausdruck emporgerichtet.

Es durchschauerte Lena eigentümlich; sie lief rasch auf das Bett zu und schlang, niederknieend, die Arme um den zarten Körper. Ihr Kopf ruhte an der warmen kleinen Brust, sie flüsterte: „Hast du Tante Lena lieb, Lora? Und den Papa auch? Sehr lieb, ja?"

Das Kind nickte mehrmals hintereinander, dann lehnte es sich zurück in die Kissen, und sagte schläfrig: „Tante Lena, singen!

Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein —"

Lena schüttelte verneinend den Kopf: „Nicht das Lied, Lora!" Ihr wurde bange vor den großen, sehnsüchtigen Kinderaugen. „Ich will dir etwas singen vom ‚Marienkäfer' oder vom ‚Sandmann,' von dem ‚schwarzen und dem weißen Schaf'."

„Nein!" Lora stieß mit den Beinen die Decke tiefer herunter. „Zwei Englein! Zwei Englein!"

Lena sang:

„Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich weisen,
Zum himmlischen Paradeise!“

Weich klangen die halblauten Töne durch das stille Zimmer.

Da — auf der Veranda heftiges Stuhlrücken, man hörte es bis hierher. Lena sprang hastig auf — jetzt drang auch die Stimme der Schwägerin durch; sie klang erregt! Nun gedämpfte Worte des Mannes — und nun die Frauenstimme noch einmal, noch erregter!

Lena huschte zur Schlafzimmerthür hinaus, nebenan im Dunkeln stieß sie auf den Bruder.

„Komm,“ flüsterte er, „Amalie wartet nicht gern!“

Sie traten in die Veranda. Am gedeckten Tisch, obenan, saß Frau Langen, den Rücken nach dem Garten gekehrt. Die Gasampel brannte schon, ihr grelles Licht kämpfte mit der weichen Dämmerung draußen. Das Silber blinkte auf dem steif gestärkten Tischtuch, die Schüsseln dampften.

„Barben mit frischer Butter und Petersilienkartoffeln. Iß, Fritz!“ Amalie reichte ihrem Mann die Schüsseln. Lena, die ihr gegenübersaß, schien sie nicht zu bemerken; als sei da leere Luft, so blickte Frau Langen über sie weg.

„Hier, Lena, nimm du auch,“ sagte Langen und hielt der Schwester die Schüssel.

Schweigend langte Lena zu; sie hätte lieber nichts gegessen, die Art und Weise der Schwägerin schnürte ihr die Kehle zu.

Draußen hatte sich der Nachtwind aufgemacht und wisperte in den Bäumen; eine der Glasscheiben war geöffnet, ein wunderbar erquickender Duft nach Grün und nächtlicher Frische kam herein. Ein Falter, vom Lampenlicht gelockt, taumelte über den Tisch und verfing sich in Amalies blondem Haar.

„Ä, das garstige Tier!" Sie riß ihn herab und trat ihn auf dem Boden tot. „Pfui, was giebt das für einen ekligen Fleck — Fritz, mach das Fenster zu, es zieht unerträglich!"

In dem geschlossenen Glaskasten entwickelte sich eine drückende Luft, das Gas summte und strahlte erhitzend nieder. Das Dienstmädchen kam und brachte eine dampfende Mehlspeise.

„So iß doch, Fritz! Ich denke dein Lieblingsgericht — was, du willst nicht? So." Frau Amalie kniff die Lippen zusammen und saß mit hochrotem Gesicht da.

„Ich danke," sagte Langen ruhig, „ich habe keinen Appetit mehr; aber willst du nicht Lena davon anbieten?"

„Da!" Die Frau schob, ohne hinzusehen, die Schüssel über den Tisch. Lena rührte sich nicht, sie streckte die Hand nicht aus.

Jetzt eine Pause. Draußen geht der Nachtwind lauter, die Zweige des Nußbaumes, dicht am Haus, werden niedergebeugt und wischen über das Verandadach. Ein Vogel stößt an die geschlossenen Scheiben und jetzt —

Amalie sprang plötzlich auf, so heftig, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden polterte; mit einem Krachen brach ein Stück der geschnitzten Lehne ab.

„Ich verbitte mir solches Benehmen in meinem Haus! Wenn ich jemandem etwas anbiete, hat er zu nehmen; wenn ich etwas nicht wünsche, hat er sich danach zu richten. Hört ihr's? Ich will das, ich will das!" Sie stampfte mit dem Fuß.

Langen war totenbleich geworden. Er faßte den Arm seiner Frau: „Amalie, ich bitte dich, was hast du?"

„Geh nur, du!" Sie schüttelte zornig seine Hand ab. „Meinetwegen . . ., meinetwegen kannst du mit ihr schön thun, wie du willst! Schade, daß sie deine Schwester ist, daß du sie nicht heiraten kannst! Ich kann ja gehen, ich bin doch überflüssig! Deine Liebe wird mir gestohlen, die Liebe meiner Kinder — mein Gott, mein Gott!" In konvulsivisches Schluchzen ausbrechend, die Hände hoch erhoben, stürzte sie davon; man hörte sie polternd im anstoßenden dunklen Raum, dann klappte die Thür zum Schlafzimmer der Kinder. Es war still.

Lena bebte am ganzen Leib; sie wagte nicht aufzusehen. Ihr Herz pochte rasend, sie fühlte seine Schläge bis hinauf in den Hals; sie wollte sprechen und konnte nicht. Ihre zitternden Atemzüge wehten über den Tisch, andre zitternde Atemzüge antworteten. Draußen rauschte es — sonst nichts.

Und jetzt, Geklapper! Lena schaute auf. Da saß er, hatte Teller und Besteck weit von sich geschoben, die Arme auf den Tisch gestemmt und das Gesicht in den Händen vergraben. Die Thränen kamen ihr, das Entsetzen wich, und großes Mitleid trat an die Stelle. Sie wagte nichts zu sagen, aber sie stand leise auf, kauerte

neben dem Bruder nieder und schmiegte den Kopf an seine Schulter.

Minuten vergingen, eine Viertelstunde, sie rührten sich nicht: nur enger umschlangen ihn ihre Arme, sie fühlte sein Herz schlagen — da, ein greller Ton der elektrischen Klingel! Lang, anhaltend wie ein vibrierender Hülferuf gellte er durch's Haus. Sie fuhren auf und horchten — das kam aus dem Zimmer der Kinder! Jetzt hastiges Laufen, ein unterdrückter Schrei.

„Laß mich — Amalie!" Langen sprang auf und stürzte fort.

Lena blieb allein zurück, verwirrt sah sie um sich. Da waren der umgestürzte Stuhl, das verschobene Tischtuch, die halbgeleerten Schüsseln; da der Teller und die Gabel darauf, wie Amalie sie hatte aus der Hand fallen lassen! Und über dem allen das grelle Gaslicht, grausam klar die Disharmonie bescheinend.

Horch, draußen der Wind in den Bäumen! Es wisperte, es klopfte an die Scheiben. Und so allein! Lena fühlte, wie es ihr über den Rücken lief in der beklommenen Stille. Kam denn niemand? Nein, kein Mensch; sie war vergessen! Wo blieben sie, was ging vor?

Zögernd, Schritt vor Schritt setzend, tappte sie nebenan durch die Stube; nun stand sie vor der Schlafzimmerthür, die Hand auf der Klinke. Sollte sie eintreten? Unschlüssig stand sie. Da — drinnen Schluchzen, krampfhaftes, wildes Schluchzen, nun Stöhnen! Um Gottes willen, was war das?!

Lena trat ein. Auf dem Boden lag Amalie; ihr Kopf mit den festgeschlossenen Augen ruhte im Schoß des Dienstmädchens, das neugierig und erschrocken zugleich dreinsah. Sie schien Krämpfe zu haben, sie zuckte an allen Gliedern; bald wurde sie hoch emporgeschleudert, bald wieder das gräßliche, unerträgliche Stöhnen.

Ihr Mann kniete neben ihr, rieb ihre Hände und beugte sein sorgenvolles, bleiches Gesicht tief auf das ihre: „Amalie, liebe Frau, um Gottes willen, beruhige dich! Amalie, Amalie!"

Sie öffnete die Augen nicht, sie gab kein Zeichen des Erkennens.

In den Betten knieten die Kinder, jäh aus dem Schlaf geschreckt; mit weit aufgerissenen Augen starrten sie drein, Loras Gesichtchen trug den Ausdruck angstvollsten Entsetzens. „Mama, Mama!"

„Amalie, Amalie!"

Die geschlossenen Lider der Frau preßten sich noch fester zusammen; kein Hören, kein Sehen.

„Mama, Mama!" Die Kinder weinten laut, Lora war ganz außer sich.

Lena umfaßte das Kind und drückte dessen zitternden Körper fest an sich: „Lora, mein Liebling, mein Goldkind, ich bin ja bei dir, ich" — Sie kam nicht weiter.

„Fort! Sie soll fort!" Die am Boden Liegende war plötzlich aufgesprungen. Jetzt stand sie schon am Bett — jetzt schob sie Lena zur Seite. „Mein Kind, mein Kind, — niemand soll es mir stehlen!" Frau Langen fiel über das Bett und weinte herzbrechend.

Die Magd hatte in natürlichem Schicklichkeitsgefühl das Zimmer verlassen.

Langen versuchte seine Frau aufzurichten; sie klammerte sich an den Kissen fest und überströmte das Kind mit ihren Thränen.

„Amalie," sagte er, „Amalie!" Und nun in weichem Ton: „Geliebte Amalie!" Mit zitternder Hand strich er ihr über's Haar.

„Fritz!" Sie ließ die Kissen fahren und warf sich ihm an den Hals. „Ich liebe dich, ich liebe dich," schluchzte sie, „ich will nicht teilen — fort, fort!" Es war, als sollte der Paroxysmus zurückkehren.

Lena drückte sich zum Zimmer hinaus, sie konnte es nicht mehr mit ansehen; ein ohnmächtiger Zorn war in ihr, der ihr dunkel vor den Augen machte und ihr Blut wallen ließ. Sie hörte noch draußen das geschluchzte ‚Ich liebe dich' und das gütige Zureden des Bruders. Sie fühlte es, sie mußte fort; hier war ihres Bleibens nicht länger. Wie gepeitscht jagte sie die Treppe hinan auf ihr Stübchen; erst als sie die Thür hinter sich verschlossen, fühlte sie sich sicher.

Ihr graute vor Amalies Augen, diesen klarblauen Augen, die immer kalt und gleichgültig blickten und doch so aufflammen konnten. In besinnungsloser Hast riß sie ihre Kleider aus dem Schrank und stopfte sie in den Koffer; nur fort, fort! Ein großer Jammer war in ihr, sie biß die Zähne aufeinander, um nicht laut zu weinen; er hatte sie nicht schützend in die Arme gezogen, er hatte Amalie nicht das Wort verboten! Er fürchtete sich vor seiner Frau!

„O!“ Lena kauerte sich in die Ecke des kleinen Sofas zusammen, zog die Füße herauf und drückte den schmerzenden Kopf gegen die Lehne. Sie konnte nichts mehr denken, nichts überlegen, nur das eine: ‚Fort, fort!‘ Morgen in aller Frühe ging der Expreßzug über Köln nach Berlin; um elf Uhr abends konnte sie dort sein, zu Hause, bei der Mutter. Und doch überfiel sie ein Grauen vor dem heißen, staubigen Berlin.

Fort, fort! Draußen rauschte der Nachtwind; wie spät mochte es sein? Es war ganz dunkel um sie, nur durch die lichter sich abhebende Öffnung des Fensters sah sie die Moselberge in finsteren Umrissen. Im Haus war es still, die Mägde nebenan in ihrer Kammer waren längst zu Bett gegangen: sie hatten nicht gelacht wie sonst allabendlich, sie waren auch bedrückt. Welche Blamage vor den Dienstboten! Lena fühlte, wie ihr das Blut immer heißer aufwallte und zu Kopf stieg; in ihren Ohren summte es — halt! Das hörte sie doch, ein Rascheln draußen vor der Thür.

Eine Hand drückte auf die Klinke, nun ein Pochen. „Lena!“

Sie horchte, aber sie rührte sich nicht. Es war des Bruders Stimme.

„Liebe Lena! Lena, hörst du mich nicht?“

„Was willst du?“

„Lena, es thut mir so leid, es ist mir so unangenehm, ich bitte dich“ —

„Weiß Amalie, daß du hier bist?“ unterbrach sie ihn rasch.

„N—ein!“ Das ‚Nein‘ klang zögernd.

„So geh!“ Der Trotz stieg ihr zu Kopf. „Wenn du nicht den Mut hast, offen zu mir zu halten, vor allen, dann“ —

„Lena, Lena, sei doch verständig! Wir haben Kinder — sie liebt mich — ich lebe mit ihr — ich — du weißt nicht, was die Ehe ist!“

„Dann — dann danke ich! Ich reise morgen ab.“ Tonlos klang's und doch deutlich vernehmbar. Lena hielt sich die Ohren zu, sie mochte nicht hören, was der draußen sagen würde. Heiße Thränen liefen ihr über die Wangen.

Alles still. Ob er noch vor der Thür stand? Sie nahm die Hände von den Ohren — ja, er flüsterte: „Lena, was wird die Mutter sagen? Amalie wird sich besinnen. Lena, Lena, thu mir's zulieb, reise nicht so Knall und Fall ab! Bleibe — mir zulieb!“

Wie schmerzlich das ‚mir zulieb‘ klang!

„Nein!“ Lena preßte wieder die Hände an die Ohren und den Kopf zwischen Sofakissen und Lehne. Sie konnte es nicht verhindern, daß sie draußen immer noch das Flüstern und Pochen hörte — oder war's ihr nur so?

Sie horchte. Nichts, gar nichts mehr! Er war gegangen.

II.

Der Morgen kam herauf. In dem kleinen Zimmer mit dem zerwühlten Bett und dem geöffneten Koffer war fahle Frühbeleuchtung.

Lena trat hin und her, schon in Hut und Mantel; jetzt sah sie sich um. In dem nüchternen Licht erschien

ihr alles anders wie gestern. Im Dunkel der Nacht war sie sich wie eine Märtyrerin vorgekommen; Hirngespinste, Träume hatten sie umwoben — und jetzt —?! Was würde die Mutter sagen? Zu Tode erschrecken mußte sie über ihre plötzliche Heimkehr. Und Fritz?! ‚Bleibe mir zulieb‘, hatte er gesagt. Er würde böse sein. Sinnend blieb Lena stehen. — Aber Amalie?

„Nein, ich reise ab!“ Der eigensinnige Zug um Lenas Mundwinkel trat deutlicher hervor, mit einem Ruck warf sie den Kofferdeckel zu und setzte sich darauf; das Schloß schnappte ein.

Nebenan in der Mägdekammer rührte sich's, jetzt klappte die Thür. Lena öffnete rasch die ihre: „Marie, hören Sie! Wenn der Herr fragt, sagen Sie, ich wäre abgereist. Ich muß abreisen; sofort!“ Sie vermied den Blick der Magd. „Ich will niemanden stören. Vom Bahnhof schicke ich einen Dienstmann, geben Sie ihm meinen Koffer. Adieu!“ Schon war sie die Treppe hinunter und Marie sah ihr kopfschüttelnd nach. Allzu verwundert war die Marie nicht.

Draußen war's noch menschenleer; in der Allee, zwischen den Villen und Gärten, begegnete der Eilenden niemand. Überall waren die grünen Jalousien geschlossen; hinter den Eisengittern die Blumen taubesprengt. Und drüben, jenseits der Mosel, die Berge in wunderbarem Duft; um die Spitze der Mariensäule das erste Gleißen der hervorbrechenden Sonne.

Lena sah nicht hin, sie rannte wie auf der Flucht; jetzt mäßigte sie ihren Schritt — die ersten Menschen! Durch's alte römische Stadtthor, in die innere Stadt

hinein, zogen die Marktleute, Wagen knarrten, Hunde bellten; Lena empfand das Quietschen der Räder schneidend bis in's Mark. Sie fröstelte; sie war übernächtig, die Augen brannten, der Kopf schmerzte.

Jetzt war sie am Bahnhof. Wenige Kofferträger lungerten umher; einen derselben schickte sie ab, und dann setzte sie sich in den Wartesaal. Es war so lange Zeit, über eine Stunde noch. Sie bestellte sich Kaffee und mochte ihn doch nicht trinken, ein übles Gefühl saß ihr in der Kehle; es war ihr alles zuwider. Sie fühlte sich grenzenlos elend; verstört schweifte ihr Blick an den Wänden auf und nieder. Da die Bilder einiger Potentaten, in Reih und Glied aufgehängt; in der Mitte die Büste des Kaisers, sie war neugegipst, der Eichenkranz saß schief. Und da das Buffet mit der unvermeidlichen dicken Mamsell, dem verschlafenen Kellner und den vertrockneten Brötchen unter Glasglocken.

Ab und zu klappte die Thür; übermodern gekleidete Handlungsreisende mit Musterkoffern stürmten herein und riefen gähnend nach einer Tasse Kaffee. Endlos dehnten sich die Minuten. Lena stützte den schmerzenden Kopf in die Hand. Nie im Leben glaubte sie unglücklicher gewesen zu sein, nie unglücklicher sein zu können; der öde Bahnhof, die herbe Morgenfrühe, hier ihr einsamer Winkel, die nüchterne Leere in ihrem eignen Innern, alles stimmte zu einander. Kein Mensch kümmerte sich um sie.

Und er ließ sie ungehindert aus seinem Hause gehen. Wie eine, die etwas verbrochen, hatte sie fliehen müssen!

Sie stöhnte und biß sich dann auf die Lippen; sie hätte in heiße Thränen ausbrechen mögen, aber nein,

nicht weinen! Der Stolz verbot es ihr. Sie versuchte nun doch den Kaffee, langsam, Löffelchen um Löffelchen, und dazwischen blickte sie nach der Thür; ob der Kofferträger bald kam? Auf der Uhr dort über dem Buffet rückten die Zeiger allmählich vor.

Da — sie ließ den Löffel aus der Hand fallen, daß er auf die Untertasse klirrte. Die Thür hatte sich geöffnet; vor dem Dienstmann her drängte sich eine wohlbekannte Gestalt, den Überzieher nicht zugeknöpft, den Schlips ungebunden, lose herunterhängend.

Lena sah's in einem Augenblick und mußte lächeln in aller Betrübnis — ihr ordentlicher Bruder, dem konnte das passieren? Ja, er liebte sie doch!

„Lena, Lena!" Landgerichtsrat Langen trat atemlos an den Tisch. „Was thust du mir an? Marie sagte mir eben, du seist fort, und gerade kommt auch der Dienstmann und will deinen Koffer holen. Ich bitte dich, Lena, mach' keinen Eklat! Bleib, Lena!" Er suchte ihren Blick.

Eine heimliche Freude durchzuckte sie, aber sie bezwang sich. „Haben Sie den Koffer?" fragte sie den Träger.

„Jawohl, Madam!"

„Kommen Sie mit an den Schalter, ich habe noch kein Billet." Und sich flüchtig zum Bruder wendend: „Ich bin gleich wieder hier."

„Lena, Lena!"

Sie zögerte. Sein Ton durchschauerte sie; blaß und rot flog es über ihr Gesicht, unschlüssig senkte sie den Kopf.

„Lena, wenn ich dich nun bitte?! Amalie hat mir versprochen, liebenswürdig zu sein, sie läßt dich grüßen und bittet dich, zurückzukommen, sie — zucke nicht so mit dem Mund! — sie ist wirklich verständiger als du!"

„So?" Lena zuckte zusammen, es traf sie wie ein Schlag in's Gesicht. „Ich — ich — kommen Sie," sagte sie hart zu dem Dienstmann.

„Lena, du bist eigensinnig, trotzig!"

Sie hörte ihn nicht mehr, sie war schon hinaus. O, dieses Mädchen! Unwirsch, mit raschen Schritten, ging Langen vor dem Tisch hin und her. Er kannte diese Falte zwischen ihren Brauen, diesen Zug um den aufgeworfenen Mund. Eine tiefe Bekümmernis stieg in seiner Seele auf; wie würde sie im Leben noch anlaufen! Die Mutter war viel zu schwach, er selbst konnte nicht immer bei ihr sein — und wenn auch, folgte sie denn? Sie war liebevoll und schmiegsam, aber nur bis zu einer gewissen Grenze; da stand ihr eigner Wille, machte sich breit und ließ nichts Anderes passieren. Nach wieviel Kämpfen hatte sie's durchgesetzt, Musik zu studieren. Sängerin werden! Sie hatten's ihr alle gesagt, ihr Körper sei nicht stark, ihre Stimme schwach — vergebens! Die Mutter mußte nach Berlin ziehen, pekuniäre Opfer wurden gebracht, seit Jahren wurde nun studiert; sie mußte eben mit dem Kopf durch die Wand.

Ärgerlich riß Langen an seinem Schnurrbart. Da trat sie wieder in den Saal, schlank und schmächtig im langen Reisemantel, den Schleier zurückgeschlagen von dem blassen aufgeregten Gesicht; ihre großen Augen blickten trüb.

Nein, er konnte ihr nicht böse sein! Eine große Zärtlichkeit wallte in ihm auf.

„Lena,“ sagte er weich, „meine Schwester!“

Sie war auf einen anderen Ton gefaßt gewesen; überrascht sah sie ihn an. Es war, als wollte sie sich an ihn schmiegen; sie ergriff seine Hand. „Es ist nett von dir, daß du noch gekommen bist; ich danke dir!“

„Böses Mädchen!“ Er versuchte zu lächeln, aber es war ihm nicht danach. „Was wird die Mutter sagen? Und was du für einen harten Kopf hast!“

„Krause Haare, krauser Sinn!“ Sie lachte wirklich, hellauf.

Es berührte ihn fast unangenehm; wie konnte sie nur jetzt lachen? „Lena, gestern sagtest du noch, du wüßtest, ich brauchte dich — heut' gehst du von mir, und es thut dir gar nicht leid?“

„O doch, o doch!“ Ihr Lachen war verschwunden, sie preßte seine Finger in ihren beiden Händen und dann, rasch sich umblickend, ob auch niemand herschaue, drückte sie ihren Mund auf seine Hand. „Grüß' Lora und auch Walter. Du mußt mir nicht böse sein. Ich kann, ich kann nicht anders! Sie hat mich beleidigt, ich kann nicht vergessen!“

„Aber vergeben!“ Er sah sie ernsthaft an. „Du wirst es lernen müssen im Leben.“

„Vergeben?“ murmelte sie, „nein, ich“ — sie stockte, der Portier riß die Thür auf.

„Einsteigen, in der Richtung nach Gerolstein, Euskirchen, Köln!“

„Du mußt umsteigen in Köln," sagte Langen hastig, „du hast anderthalb Stunden Aufenthalt dort. Schreib mir eine Karte vom Bahnhof, wie es dir geht."

„Ja, ja!" Ihre Stimme klang gepreßt, eine unnennbare Angst vor der langen einsamen Reise überfiel sie; und heute, gerade heute, hatte sie so das Bedürfnis, sich anzulehnen! Im Hinausgehen preßte sie des Bruders Arm. „Fritz, lieber Fritz!" Sie weinte.

„Meine Schwester!" Er half ihr in das Coupé, kein anderer Reisender stieg ein, und dann schwang er sich noch einmal zu ihr hinauf. „Leb wohl, Lena!"

Sie schluchzte laut und preßte ihren Kopf an seine Schulter.

„Lena, was machst du uns für Kummer, dir und mir! Ich bin traurig."

Es wallte in ihr auf, trotzig wollte sie erwidern: ‚Ich? Nicht ich, deine Frau macht dir Kummer', aber sie sah sein Gesicht. „Du hast ja Lora," sagte sie aus einer merkwürdigen Ideenverbindung heraus.

Er nickte. „Sie ist mein einziges — mein größtes Glück," verbesserte er sich rasch.

„Fertig!" Der Schaffner warf die Thüren zu.

„Leb' wohl, Lena, komm gut nach Haus!"

Noch ein hastiger Kuß. Langen sprang auf den Perron zurück. Lenas blasses verweintes Gesicht nickte zum Fenster heraus.

* * *

Station auf Station. Die Eifelberge guckten rechts und links in's Fenster. Lena sah nicht hinaus. Den

wüsten Kopf an das Seitenpolster gedrückt, saß sie mit geschlossnen Augen. Sie fuhr wie aus einem Traum auf, wenn der Zug an einer Station hielt; dann duselte sie weiter. Der Wagen wurde hin und her geworfen, immer das gleiche Rrrrrr—, das eintönige Rattern der Räder. So saß ihr ein Rad im Kopf, das drehte sich unaufhörlich um die gleiche knarrende Achse.

Gekränkt! Eine andere vorgezogen! So war's beim Bruder gegangen, er hatte sie lieb und hielt doch zu der anderen; so war's bei dem gegangen, um dessentwillen sie aus Berlin geflohen war! Wie hatte er ihr die Cour gemacht im vergangenen Winter! Sie hatten sich oft bei einer befreundeten Familie getroffen, zu oft; er hatte ihren Gesang bewundert, ihr glühend die Hand geküßt, dann kam das Frühjahr — aus! Er hatte auch eine andere vorgezogen.

Hatte sie ihn geliebt? Lena preßte die Augen fester zu, eine Röte stieg ihr jäh in's Gesicht; wenn sie das nur wüßte! Sie hatte schon oft zu lieben geglaubt; immer war aus den Trümmern einer alten Liebe das Morgenrot einer neuen gestiegen. ‚Das muß so sein‘, sagte der berühmte Gesangsprofessor, ‚immer verliebt! Wo soll denn eine sonst den Ausdruck herkriegen?‘

Aber nun glaubte Lena nicht mehr an eine neue Liebe. Die rechte würde doch nicht kommen, nie, nie! Alles ging unter in dem Gefühl der erlittenen Kränkung, in dem neuen großen Unglücklichsein. Sie wollte nun nichts mehr von den Menschen, nein, nur die Kunst, die Kunst! Sich an die mit allen Fasern klammern, immer ihr nach, ohne nach rechts und links zu blicken! Eine

stürmische Sehnsucht faßte plötzlich Lenas Herz; ein unwiderstehlicher Drang trieb ihr Thränen in die Augen, ihre Wangen glühten.

„Gerolstein!"

Sie fuhr auf; sie war erschrocken. Draußen Laufen auf dem Perron, Schlagen von Thüren, Rufen — jetzt wurde ihr Coupé aufgerissen.

„Steigen Sie ein, Herr, hier ist Platz," sagte die rauhe Stimme des Schaffners.

Wie unangenehm! Lena zog sich ganz in ihre Ecke zurück, sie hatte jetzt nicht Lust auf Gesellschaft; sie schämte sich der Thränen, die noch verräterisch in ihren Augen glänzten, und ihrer heißen Wangen.

„Sie gestatten," sagte der Fremde, faßte an den Hut, brachte sein Gepäck unter — Lena sah Malutensilien, Farbkasten, Staffelei, Leinwandschirm, Feldstuhl — und warf sich dann auf den Sitz, die Beine von sich streckend.

Der Zug rasselte weiter.

Eine halbe Stunde war vergangen; nach und nach wurde die Landschaft draußen flacher, die pittoresken Formen der Eifelberge verschwanden, die schwermütig nackten Kuppen mit ihrer kahlen Einsamkeit machten sanften Abdachungen, Äckern und Dörfern Platz. Schon tauchten Fabrikschornsteine auf.

Lena fröstelte, die ganze Poesie war dahin; und dabei mußte sie gähnen, eine schreckliche Leere in ihrem Magen quälte sie. Sie hatte Hunger. Sie schämte sich vor sich selber; wie konnte man so unglücklich sein und doch Hunger haben? Bis Köln würde sie's noch aushalten müssen. Unruhig glitt ihr Blick umher.

Ihr Gegenüber zog jetzt ein weißes Papierpacketchen aus der Handtasche; ein paar appetitliche Butterbrote waren darin, und zwischen Blättern auch Früchte. Das Wasser lief ihr im Mund zusammen, sie neigte sich vor und machte große Augen.

Als ob er's geahnt hätte, so sah er jetzt auf; ihre Blicke begegneten sich, sie wurde über und über rot, wie ein ertapptes Kind. Ein leichtes Lächeln hob seine Oberlippe, man sah die schönen weißen Zähne; auf der flachen Hand hielt er ihr das Papier hin. „Darf ich Ihnen etwas Obst anbieten? Auf den primitiven Bahnhöfen, die wir passieren, giebt's nichts Genießbares. Verzeihen Sie, ich wollte nicht unbescheiden sein!"

Lena hatte sich auf die Lippen gebissen und war in ihre Ecke zurückgefahren — was dem einfiel?! Es wurmte sie, aber gleich darauf kam ihr alles so komisch vor, sie mußte lachen. „Sehe ich so hungrig aus?" Und dann streckte sie die Hand aus und nahm eine Frucht und dann, zögernd, ein Butterbrot. „Ich bin auch hungrig! Es ist gewiß komisch, daß ich —" sie brach verlegen ab.

„O gar nicht!" Er hatte eine famose Art, ihr über die Befangenheit wegzuhelfen. „Reisegefährten sind ja für eine Weile Lebensgefährten — warum also nicht?" Er langte wieder in die Tasche und entkorkte eine Flasche. „Da, bitte trinken Sie!" Er hielt ihr einen Becher mit Wein hin.

Ohne Zögern that sie einen tiefen Zug, und noch einen. Der Wein war stark, die Schatten unter ihren Augen verschwanden, ihre Lippen wurden feucht und rot.

„Ich fühle mich jetzt ganz anders," murmelte sie, „so viel frischer, ich danke sehr!" Ihre Augen glänzten.

Er fand sie hübsch, viel hübscher, als er anfänglich gedacht hatte. Diese schmale Stirn mit den Lockenringeln, der eigentlich zu große Mund mit der charakteristischen kurzen Oberlippe waren pikant. Ein Mund, der viel Amüsantes plaudern konnte, den es lockend war, zu küssen.

„Mein Fräulein?" Es klang wie eine Frage.

Sie nickte.

„Also, mein Fräulein, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Bredenhofer, Richard Bredenhofer, Dilettant in allen Künsten — und sonst nichts!"

„O!" Sie schielte nach den Malergerätschaften, die oben im Netz schaukelten.

„Nein, nein," er lachte halb spöttisch, halb leichtsinnig, „wirklich nur ein Dilettant, auch hierin. Aber man giebt die Hoffnung im Leben nicht auf. Einmal muß es doch kommen, das, nach dem man Durst hat, das" — er schloß die Hand und öffnete sie wieder — „das — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll!"

„Ach," sie wurde zutraulich, „geht's Ihnen so wie mir? Ich hatte nicht bloß Hunger auf Ihr Butterbrot. Sind Sie auch nie satt? Ich meine geistig. Einen Tag ist man so voll und könnte die Welt stürmen, und den anderen ist man dann wieder so erbärmlich und klein und hat gar keine Courage zu was. Es ist greulich!" Sie legte die Hände ineinander und sah wehmütig drein. „Ob große Leute, wie Schiller und Goethe und Beethoven und Mozart, auch so gefühlt haben?"

„Diese führenden Geister? Sie greifen gleich sehr hoch!"

„Hoch oder gar nicht!“ Sie warf den Kopf hintenüber.

„Das sage ich auch!“ Seine Augen blitzen. „Wer will es uns wehren, nach den Sternen zu greifen? Hallo!“ Er sprang auf, die Früchte rollten ihm unbeachtet vom Schoß auf den staubigen Coupéboden. „Sie sind Künstlerin, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte gern.“ Ein banger Ausdruck trat in ihr Gesicht. „Wenn's mir nur gelingt!“

„Es wird, es wird!“ Er sah sie an.

Sie blickte geradeaus, ihre Augen waren tief geworden, ihr schmales weiches Gesicht erschien bedeutender.

„Ich muß etwas erreichen,“ sagte sie wie für sich. „Ja“ — sie sagte es mit Vehemenz, alle ihre Enttäuschungen, besonders der letzte Kummer fielen ihr wieder ein. „Alles andre ist doch nichts! Ich möchte eine große Sängerin werden. Wissen Sie“ — nun klang ihr Ton gemäßigter — „wir hatten in unserem Garten in der kleinen Stadt, wo mein Vater Landrat war, einen Birnbaum, einen sehr großen Birnbaum; unten hingen immer Birnen genug, die mochte ich aber nicht. Oben an den Ästen, die, auf welche die Sonne prall schien, die der Wind schaukelte, die wollte ich. Xmal bin ich als Kind hinaufgeklettert, oft heruntergefallen, und wenn ich nicht 'ran konnte, weinte ich. Es geht mir immer noch so.“

„So?“ Er fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die Haare, und dann sagte er zerstreut nochmals: „So, so.“ Jetzt lachte er kurz auf und strich sich wieder durch die Haare mit der gleichen nervösen Bewegung. „Ja, die Früchte, die sitzen verdammt hoch, aber man muß nur den Glauben an sich selbst nicht verlieren — ä!“ Er

zuckte mit den Schultern und griff dann mit rascher Bewegung nach dem Becher. Er füllte ihn auf's neue. „Prost, gnädiges Fräulein, prost! Es lebe die Kunst!"

Sie nickte ihm zu. Das Fenster war geöffnet, ein rascher Wind fächelte herein und hob spielend die braunen Lockenringel auf der Mädchenstirn. Lena fühlte keinen Kopfschmerz mehr, sie dachte augenblicklich herzlich wenig an den letzten schweren Kummer. Es plauderte sich gut mit dem Reisegefährten. Er war hübsch; was er sagte, schien klug. Er hatte etwas — wie sollte man's nennen? — etwas Nachlässiges im Reden, leichtlebig Freies, und doch zuweilen einen schwermütigen Augenaufschlag. Er war entschieden ein Künstler.

Der Zug raste dahin, die Zeit verging rasch. Lena hatte eine unangenehme Empfindung im Herzen, als es hieß: Köln. Nun mußte man sich trennen — schade!

Aber nein, er fragte: „Reisen Sie auch weiter nach Berlin?"

„Natürlich!" Sie lachte fröhlich auf, sie war auf einmal so vergnügt. Also aus derselben Stadt — wie konnte es auch anders sein?! Sie waren plötzlich wie alte Bekannte.

Auf dem weiten Perron, vor dem in einer Art von maurischem Stil gehaltenen Bahnhofsgebäude, wogten die Reisenden hin und her. Es war ein sehr internationales Publikum mit Wagenladungen ungeheurer Koffer; schon auf zehn Schritt roch man das Chypre der Engländerinnen und das Patschuli der Französinnen.

Die Kölner Gepäckträger mit ihrer breiten faulen Sprache machten sich Platz: „Aufjepa—a—aßt!"

„Kelnische Zei—i—tung! Kladderrrrra—a—dattsch!“ Ein Zeitungsjunge schrie mit gellender Stimme.

„Fatal!“ Bredenhofer fuhr sich mit beiden Händen an die Ohren. „Ä, ich kann den Lärm nicht ertragen; gräßlich! Wir haben Zeit genug, gehen wir in den Dom!“ —

Und nun standen sie auf dem Domplatz; ungeheuer, wie ein steinerner Berg, dessen Spitzen in den Himmel ragen, hob sich der Dom vor ihnen. Die Kreuzblumen der Türme von blauem Äther umflossen; goldener Sonnenschein verklärte den grauen Koloß.

Lena kannte Köln, sie kannte den Dom; so schön wie heute war er ihr noch nie erschienen, das lebhafte Entzücken ihres Begleiters steckte sie an.

Bredenhofer war ganz aufgeregt. Mit allen möglichen technischen Ausdrücken erklärte er ihr dieses und jenes — sie war erstaunt, was er alles wußte — und wo ihm ein Ausdruck mangelte, half er sich durch einen Witz. Mit einem aus Heiterkeit und Andacht gemischten Gefühl trat sie in's Portal.

Drinnen heiligste Dämmerung, durchschossen vom wunderbar mystischen Licht der bunten Glasfenster. Unter'm Kreuzgewölbe eine schwebende Luft von Weihrauch und geschmolzenem Wachs; vor den Seitenaltären flackernde Kerzen und steife Heiligengestalten, die gekrümmten Finger segnend ausgestreckt. Es zwang einen zum Flüstern; wer hätte hier ein lautes Wort gewagt?

Lena war blaß geworden; die kühle Dämmerung durchschauerte sie und daneben eine scheue Ahnung der großen hohen Poesie. Ihre Brust hob und senkte sich,

ihr Atem zitterte, verstohlen sah sie ihren Begleiter an. Er hatte den Hut abgenommen, seine Stirn leuchtete merkwürdig weiß, wie die eines Mädchens; er starrte geradeaus und bewegte die Lippen.

Nun fühlte er ihren Blick, er faßte nach ihrer Hand und hielt sie mit leisem Druck; sie wagte nicht, ihre Finger wegzuziehen. Auf den Zehenspitzen schlichen sie an den geschnitzten Beichtstühlen entlang; wie schön mußte es sein, sich hinter den grünseidenen, sanftrauschenden Gardinchen all seiner Kümmernisse zu entledigen! Lena fühlte ihr Herz klopfen, sie bedauerte fast, daß sie nicht katholisch war.

Jetzt waren sie in der Seitennische, vor dem kleinen Altar des wunderthätigen Marienbildes; das Triptychon war geöffnet, das süße Madonnenantlitz mit dem sich anschmiegenden heiligen Kinde lächelte vom Goldgrund auf sie nieder. Unwiderstehlich fühlte sich Lena niedergezogen — es war Bredenhofers Hand, die sie zwang, auf dem schmalen roten Bänkchen zu knieen, sein warmer Atem streifte ihre Wange.

Halb gesungen, halb geflüstert klang es ihr in's Ohr:

„Im Dom, da steht ein Bildnis,
Auf goldenem Grunde gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hat's freundlich hineingestrahlt —“

— — — — — — — — — — — —

Er hielt noch immer ihre Hand, jetzt — jetzt — der Druck! Sie erschrak bis in's innerste Herz.

„Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau!“

Sie war gemeint, sie fühlte es und sie errötete über und über. Sie hob die Lider nicht.

Jetzt gab er ihre Finger frei. Ohne Wort, stumm nebeneinander herwandelnd, durchschritten sie die andere Seite der Kirche. Jetzt kam das Portal. Sie waren wieder draußen.

Das laute Gewühl des Marktes schlug ihnen entgegen, Droschken jagten zum nahen Bahnhof, Lastfuhrwerke ratterten hinunter zur Schiffbrücke; es war wieder Tag, nüchterner Tag, greller Sonnenschein fiel auf's Pflaster. Lena blinzelte, sie schloß für einen Augenblick die Augen.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte Bredenhofer, und sie that's ohne Ziererei. Arm in Arm schlenderten sie an den Läden der Hochstraße entlang. Wer kannte sie beide hier in der fremden Stadt? Menschen im Geschäftsschritt hasteten vorüber, bunt gekleidete Kölnerinnen mit auffallenden Hüten machten ihre Einkäufe in den Läden; die beiden wanderten zwischen allen durch, aus einer ganz anderen Welt kommend, sich gegenseitig fremd und doch einander so merkwürdig nah. Es fiel Lena gar nicht ein, daß sie Unschickliches that; harmlos vergnügt hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und den weiten Mantel aufgeknöpft, man sah ihre schmale, zarte Gestalt und die angedeuteten Grübchen in ihren Wangen.

Sie traten in ein Restaurant und saßen auf dem tellergroßen Plätzchen vor der Thür, hinter der verstaubten Epheuwand. Münchener Bier schäumte in den gelblichen Steingutseideln; Lena trank und dann hörte sie wie aus

weiter Ferne, wie im Traum den Lärm der Gasse. Sie war so weit weg.

„Was für ein liebes Gesicht," dachte Bredenhofer. Er saß ihr gegenüber. Eine dreiste Fliege mit dickem blauem Leib und blitzenden Flügeln kam und schwirrte um die kleine gerade Mädchennase; die zierlichen Nüstern blähten sich und zitterten. Jetzt kam das Insekt und flog auf das Seidel des Mannes und tunkte den winzigen Saugrüssel in die braune Flüssigkeit. Jetzt schwirrte es berauscht davon.

Aus einem nahen Fenster kam dünnes Klavierspiel — Bachsche Fugen oder so etwas — aber man merkte es den klimpernden Fingern an, sie waren mehr zu einem Walzer oder einem schwenkenden Rheinländer disponiert. Jetzt klang ein scharfer Mißton.

„Ces, ces!" Der junge Mann fuhr aus seinem Sinnen auf. „Moll, Moll, doch nicht Dur! Heiliger Sebastian Bach" — er riß die Uhr heraus — „es ist die höchste Zeit, wir müssen fort!"

Im Sturmschritt durchquerten sie den Domplatz; die Uhr über dem Bahnhofsportal wies nur noch wenige Minuten bis zum Abgang des Zuges. Aber Bredenhofer fand doch noch Zeit; er kaufte dem blassen, spillrigen Ding mit den dreisten Augen, dort am Eingang, einen Strauß duftiger Herbstveilchen ab und preßte sie Lena in den Gürtel.

„Viel Pläsier auf die Hochzeitsreis'!" schrie das Mädel hinter ihnen drein.

Sie stürmten die hohe Steintreppe hinan, lachend, atemlos — nun saßen sie im Coupé. O weh, noch vier

Personen darin! Zwei rundliche Holländerinnen mit Teint wie Milch und Blut und Augen, die nicht von lauter Butter und Käse so blinkten. Ein dicker Phlegmatikus schien der Ehemann der einen. Neben ihm blinzelte ein Geschäftsreisender — man erkannte ihn am Schlips letzter Mode und am Siegelring — nach der anderen Schönen.

„Aaa—chtung!“ Karren rasselten, Thüren klappten.

„Kelnische Zei—i—tung! Kladderrrrra—a—dattsch!“

„Bier gefällig?! Bi—er! Bi—er!“

„Kladderrrrra—a—dattsch!“

„Noch glaubt man mit einem Fuß in der Poesie zu stehen, und schon ist man mitten in der Prosa! O weh,“ seufzte Bredenhofer und fuhr sich mit der ihm eigentümlichen nervösen Handbewegung durch das Haar.

Der Zug setzte sich in Fahrt. Bald lag Köln fern; Dom und Hochstraße, alles der flüchtige Traum einer sonnigen Mittagsstunde.

* * *

Sie hatten viel geplaudert, halblaut, die Köpfe nah zusammengeneigt. Es hatte einen eigentümlichen Reiz gehabt, so verstohlen miteinander zu sprechen, unverstanden von den übrigen. Dies Flüstern brachte sie sich gegenseitig näher, es richtete eine Mauer um sie auf, über die kein neugieriges Auge schauen konnte.

Es war längst Abend. Draußen vor den Coupéfenstern undurchdringliche Dunkelheit, nur ab und zu huschte eine schwach erleuchtete Station vorüber. Immer

weiter von der sonnigen Mittagsstunde fort, immer näher, näher dem großen Berlin, in dem man untersinkt in Menschenwogen und sich nie mehr begegnet.

Lena hatte geschlafen; sie wachte verwirrt auf. Oben an der Decke, vom blauen Gardinchen verhüllt, der umflorte Schein der Lampe; jenseits das Fenster geöffnet, trotzdem eine warme matte Luft im Coupé. Lena faßte sich an den Kopf und strich sich die wirren Haare aus den Schläfen; sie hatte geträumt, sie wußte nicht recht, wo sie war — bei Fritz oben im kleinen Stübchen, im großen Kölner Dom oder zu Hause, drei Treppen hoch, in Berlin?

Verwundert machte sie die Augen weit auf; sie war in der Eisenbahn, aber die Sitze leer, das viele Gepäck verschwunden. Wo waren die dicken Holländerinnen mit dem phlegmatischen Ehemann, wo der Geschäftsreisende? Alle weg; nur ihr gegenüber in der Ecke saß Bredenhofer und sah sie unverwandt an.

„Wo — wo — wo sind sie?"

„Alle ausgestiegen, in Braunschweig, Magdeburg, was weiß ich!" Er lächelte. „Sie haben lange geschlafen, süß geschlafen; Sie haben nichts gemerkt."

„O!" Sie zog ihre lässig ausgestreckten Füße näher an sich und richtete sich stramm auf. Sein unausgesetzter Blick verwirrte sie. „Wie lange dauert's noch bis Berlin?"

Er zog die Uhr. „Eine Viertelstunde!"

Ein Schreck durchfuhr sie, so plötzlich, so jäh, daß sie über diesen Schreck nun wieder auf's neue erschrak. Warum fürchtete sie sich, wovor? Das Blut stieg ihr zu Kopf, es wirbelte ihr vor den Augen.

„Es thut mir leid," hörte sie seine weiche Stimme sagen, „sehr leid; ich wünschte, es wären noch Stunden bis Berlin. Es ist merkwürdig, wie man sich mit jemandem in einer kurzen Spanne Zeit so anfreunden kann! Das macht: gleiches Denken, gleiches Empfinden und der Gott, der uns in der Brust wohnt. Schlagen Sie ein" — er hielt ihr die Hand hin — „sagen Sie mir, daß Sie dem Reisegefährten ein freundliches Andenken bewahren werden; ja?"

„Wenn Sie das Gleiche thun," antwortete sie zögernd.

„Mein Gott!" Er lachte, dann sang er mit einer sehr angenehmen Tenorstimme:

„Andre Städtchen kommen freilich,"
Andre Mädchen zu Gesicht;
Ach, wohl sind es andre Mädchen,
Doch die eine ist es nicht!"

„Die eine ist es nicht," wiederholte er mit zärtlichem Tonfall.

„Sie sind ja auch musikalisch," sagte sie ausweichend, „Sie können doch alles!"

Er hielt ihr noch immer die ausgestreckte Hand hin. „Bitte, sagen Sie mir doch, daß Sie mich nicht ganz vergessen werden! Bitte, Fräulein Langen!"

Sie wagte nicht, ihn anzusehen. „O nein," brachte sie gepreßt hervor. Sie sprang auf und griff nach ihren Sachen; sie stellte sich recht ungeschickt dabei an. Er half ihr. Er hielt ihr den Mantel, beim Hineinschlüpfen fühlte sie, wie er sanft ihren Arm preßte; sie bekam ein eigentümliches Beben in den Knieen. Und dann drückte

sie sich den Hut auf's Haar, zog die Handschuhe an und saß ganz still mit zusammengelegten Fingern.

Er stand am Fenster. „Da — da," sagte er plötzlich, „schon das lange Rangiergeleise und die vielen Lichter!"

Rot, blau, grün glitt es vorüber, der Zug fuhr langsamer.

„Jetzt — jetzt sind wir gleich da!"

Kritsch, kratsch! Das Quietschen der Räder ging durch alle Nerven.

Lena sprach nichts; sie saß da und senkte den Kopf auf die Brust und schielte doch von unten herauf immer nach den vorübergleitenden Lichtern und fühlte, daß ihr das Herz schlug bis in den Hals. Er trat unruhig von einem Fuß auf den andern, das Fenster lief an unter seinem Hauch. Es war so warm, so beklommen im Coupé und so still.

„Da —," sagte er noch einmal, „wir sind da!"

Der Zug donnerte in die Bahnhofshalle, es wurde blendend, betäubend hell.

„Leben Sie wohl!"

Sie fühlte eine Hand unter ihrem gesenkten Kinn, warme Lippen legten sich auf die ihren — einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde — — —

Sie stieß ihn nicht zurück, sie konnte nicht dafür, ihr Mund zuckte unter dem seinen, einen Augenblick, eine kurze einzige Sekunde, dann —

„Berlin! Alles aussteigen!" Die Thür wurde aufgerissen.

Gewirr, Geschrei, Gewoge. Lena sah alles und sah doch auch wieder nichts — ein hastig geflüstertes, scheues Adieu — jetzt stand er schon unten auf dem Perron — jetzt rollte sich ein dunkler Knäuel der Ausgangstreppe zu, darunter war er — ah, jetzt war er verschwunden!

Sie würde ihn nie wiedersehen! —

Lena folgte mechanisch dem Gepäckträger; sie fühlte auf einmal wieder ihren ganzen Kummer.

III.

„Höher, höher, singen Sie doch höher! Ich begreife nicht, wie man das nicht thun kann!" Der berühmte Gesangsprofessor Dämel fuhr sich an die Ohren. „Herr Gott nochmal, singen Sie gleich höher, es ist nicht zum Aushalten — höher, höher, ich werde rasend!" Er schrie; die Schülerin, ein junges dickliches Ding von robuster Gesundheit mit dummen aufgerissenen Augen, brach in Thränen aus.

„Weiter, weiter!" Der Professor zog die Uhr und trommelte nervös auf dem Rücken des Begleiters. „Spielen Sie dieselbe Leier noch mal. Fräulein Langen, Sie jetzt! Aber ich bitte hoch genug; es ist zum Verrücktwerden!"

Das überschlanke Mädchen trat neben den Flügel. Lena Langen hatte sich wenig verändert seit dem Herbst, die scharfe Winterluft draußen hatte das blaßbräunliche Gesicht nicht frischer gefärbt; jetzt brannte ihr das Rot

der Erregung auf den Wangen, gerade unter den Augen, sie sah ängstlich drein.

Der Begleiter schlug die einleitenden Akkorde an, es war die große Arie aus der Schöpfung: Auf stolzem Fittich schwinget sich der Adler. Das Recitativ glückte; aber nun — „Mehr Kraft, Kraft," brüllte der Professor. „Halt! Denken Sie, mit solchem Gepiepe schwingt sich ein Adler? Höchstens eine Gans."

„Ha ha, ha ha ha!" Allgemeines Gelächter. Professor Dämel sah sich schmunzelnd, den langen glänzenden Bart streichend, um. Er liebte es, Witze zu machen, und wenn sie auch schlecht waren, was schadete das? Aus berühmtem Mund macht sich dergleichen immer geistreich.

Sämtliche Schülerinnen der Ensemblestunde wollten vergehen vor Lachen — nein, war das amüsant, witzig! Kein Adler, eine Gans, ha ha ha! Sie hielten die Taschentücher vor's Gesicht und prusteten.

Der Professor konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Noch ein Schmunzeln, dann mit plötzlicher Amtsmiene, aber in gemäßigterem Tone: „Bitte, noch einmal, Fräulein Langen! Mehr Kraft! Tief Atempumpen, hier, hier" — er schlug sich auf den Bauch — „Stimmritze weit offen! Also!"

Die Arie begann von neuem. Lena strengte sich übermäßig an; die Sehnen an ihrem Hals schwollen, sie holte Atem, daß man glaubte, die Brust müsse ihr zerspringen, das Notenblatt in der Hand bebte. Nun war sie zu Ende. Ein Kitzel kam ihr in die überanstrengte Kehle, sie quälte sich mit einem kurzen Gehüstel.

„Leidlich, leidlich,“ sagte der Professor. „Musikalische Auffassung ganz gut, auch die Intonation — hm, hm — aber Sie können das Musikstück nicht zur Geltung bringen, Ihnen fehlen eben die Stimmmittel. Nicht alle Mittel, bewahre,“ setzte er nach einem raschen Blick in das Gesicht der Schülerin hinzu, „jedoch — hm — der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ Wieder ein Witz! Nein, heute jagte einer den anderen!

„Die Folgende!“

Ein elegantes Kleid rauschte; mit Wohlgefallen sah der berühmte Mann auf die üppige Gestalt. Fräulein Krotoschinska war aus Ostpreußen — ‚Astpreißen‘, sagte sie —, wollte zur Bühne gehen und ließ sich jetzt, das letzte halbe Jahr auf dem Konservatorium, eigentlich nur noch herab, die Stunden zu besuchen. Pünktlich war sie nie gewesen, aber desto talentierter. Sie konnte zwei Töne nebeneinander treffen, sogar zuweilen die Terz; sie hielt sich einen Begleiter, sogenannten Einpauker, und hatte dieser zwanzigmal eine Sache mit ihr durchgearbeitet, wickelte sie sie ab, wie auf der Drehorgel. Aber wenn Fräulein Krotoschinska so dastand, die volle Brust herausgedrückt, die großen Augen umherfeuernd, ihre mächtigen Töne herausschleudernd, dann mußte jeder gestehen: „Ah, dieses Talent!“

Professor Dämel strich immer häufiger den glänzenden Bart, er war sehr befriedigt. Das stark ‚Astpreißische‘ störte ihn nicht, ebenso wenig das Tremolo. Bei diesem Material! Er schätzte es besonders, weil es ihm noch nicht gelungen war, es zu ruinieren. Und dann die Erscheinung! „Sehr gut, liebes Kind, sehr gut!

Setzen Sie sich. Ich bin von Ihrer Zukunft überzeugt. Famos, ganz famos. Schonen Sie sich nur um Gottes willen! Recht vorsichtig, vorsichtig! Sie sind es der Kunst schuldig!"

Die große Person mit dem breiten Brustkasten und den ausladenden Hüften setzte sich stolz. Sie war etwas müde, sie hatte die Nacht durch getanzt, und heute stand noch viel Amüsement bevor. Beim Lob des Professors verzog sie die Lippen zu ihrem stereotypen, ruhigen Lächeln — wie der gute Mann sich anstrengte! Er war wirklich sehr nett zu ihr; kniff sie gern in die Backen und tätschelte ihr die Schulter, wenn sie allein waren. Fräulein Krotoschinska hatte nichts dagegen, er war ja ein alter Mann, wenigstens aus den Jahren, die bei ihr in Betracht kamen. Sie schloß die Augen halb und hörte nicht im entferntesten auf die Klänge des Klaviers und die ewigschönen Meisterweisen; in ihren Ohren war nichts wie Tanzgeklimper und Kleiderrauschen und Schlittenklingeln und Pfropfenknallen. Ja, solch ein Talent! Die Brillantboutons in ihren Ohren funkelten. Sie seien nicht echt, meinten die Neidischen; aber sie waren es doch. Fräulein Krotoschinska sagte nicht, von wem sie sie kürzlich bekommen hatte, selbst Lena Langen wußte nicht darum, und die war doch entschieden die Bevorzugte, die saß neben der Krotoschinska und bekam allerhand in die Ohren getuschelt. Sie that ja auch der schönen ‚Astpreißin‘ in keiner Beziehung Eintrag.

Die Stunde ging weiter. „Der Gerechte muß viel leiden," seufzte der berühmte Mann dem Begleiter in's Ohr. Und dann laut: „Wir haben nun den Adler

genug sich aufschwingen lassen" — er sah mit einem heimlichen Gähnen nach der Uhr — „ah, erst dreiviertel zwei!" Ein zweites intensiveres Gähnen. „Schön, sehr schön, wir haben noch eine weitere Viertelstunde für unsere Kunst. Fräulein Langen, säuseln Sie uns mal ein Schumann'sches Lied, das ist mehr Ihr Fall. Na, na, voran! Schnell, schnell, Zeit ist Geld!"

Widerwillig hatte sich Lena erhoben. Ihr war die Lust vergangen. Die fatalen Witze des Professors, der Gesang der Krotoschinska, ihr eignes Singen ekelten sie an. Eine tiefe Niedergeschlagenheit war in ihrer Seele. ‚Ihnen fehlen die Stimmmittel' — schwer, lastend waren diese Worte auf sie niedergefallen. O, wer Töne in der Kehle hätte, mächtig wie das Brausen der Orgel, voll und groß, wie jene da im eleganten Kleid sie besaß. Fast wie Neid wollte es sie beschleichen — die brauchte nur den Mund aufzumachen und den Ton hervorquellen zu lassen, der Professor war entzückt. Aber nein — mit einem Ruck stand Lena kerzengerade — nicht wie die Krotoschinska! Es gab eine andere, eine heiligere Musik, die gefühlt sein wollte bis in die Fingerspitzen und bis in jede tiefste Faser des Innern.

Die Augen leuchteten dem Mädchen, frei stand sie da, kein Heft in den Händen; ihren Schumann kannte sie. Der Klavierspieler begann die weiche Begleitung, leise setzte sie ein. Ihre Stimme war leicht gedeckt, wie von einem Hauch, zu dieser Musik paßte sie aber. Verträumt, mit wehmütiger Innigkeit kamen ihr die Töne von den Lippen; mit einem entrückten Ausdruck in den Augen schien sie in eine schöne Ferne zu blicken. Sie

sah nicht die weißgestrichenen Wände des Musiksaals, nicht das breite Fenster, durch das jetzt ein Strahl bleicher Wintersonne auf ihre Stirn fiel. Die Hände lose ineinander gelegt, veränderte sie ihre Stellung nicht während des Gesangs, nur bei besonders tief empfundenen Stellen preßte sie die Finger fester ineinander und ein hohes Rot stieg ihr in die Wangen.

„Gut, sehr gut!“ Der Professor klappte leicht die Hände zusammen. „Sie haben Ausdrucksvermögen, wie man zu sagen pflegt; Sie singen passioniert — ja, ja, Schumann haben Sie weg! Ihr Herz und Ihre Stimme verstehen sich da sehr gut. Haha!“ Der berühmte Mann sammelte bewundernde Blicke ein für diese feine Bemerkung, dann klopfte er sich auf den Magen: „Der da wird rebellisch. Ein gutes Mittagessen ist nicht zu verachten, auch ein Genuß, ebenso wie Beethovens Neunte und Schumanns Dichterliebe. Schluß, meine Damen! Und Sie, Fräulein Krotoschinska, Vorsicht, Vorsicht! Denken Sie an Ihr kostbares Material!“

Der Begleiter klappte den Flügel zu und reckte sich, er war ganz steif geworden von aller Kunst. Räuspern, Füßescharren, dann plötzlich, wie losbrechend, allgemeines Geschwatz.

Würdevoll mit dem Kopfe nickend verließ der berühmte Mann den Musiksaal; an der Thür stieß er mit Lena Langen zusammen. Sie wollte an ihm vorüber huschen, sein Blick traf gerade noch ihr zierliches Ohr, den schlanken Hals und die darauf sich kräuselnden widerspenstigen Haare. Er faßte nach ihrem Arm.

Unwillig sah sie ihn an, sie war ihm böse, zornig auf jedes und jeden, dabei hätte sie bitterlich weinen mögen; unterdrückte Thränen funkelten in ihren Augen.

„Fräulein Langen, was ich Ihnen sagen wollte," — der Professor in seinem kostbaren Pelz beugte die lange Gestalt näher — „Sie sollten nur Schumann singen. Sie haben darin so etwas — etwas —" ein cynisches Lächeln flog flüchtig über sein Gesicht, er legte für einen Augenblick den Zeigefinger unter das zarte Kinn des Mädchens. „Sie haben sehr viel Temperament, Fräulein Langen!"

Sie wurde blutrot und warf den Kopf zurück.

„Keine Schande, mein liebes Kind, im Gegenteil!" Professor Dämel wurde ganz väterlich, er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Keine Künstlerin ohne Passion! Blut, warmes Blut gehört zum Beruf; nicht bloß zur Bühnensängerin, auch für den Konzertsaal, für den Konzertsaal! Wer in die Öffentlichkeit tritt, etwas erreichen will, der —" Er lächelte wieder, das gleiche, unangenehme Lächeln, wie vorher, und dabei nahm er jetzt ihre Hand und tätschelte sie. „Hören Sie, mein Kind, und wenn Sie etwa diesen Winter in einem größeren Konzert singen wollen, ich arrangiere Ihnen das. Wenden Sie sich nur vertrauensvoll an mich, ich bin Ihr bester Freund!"

Wieder das Tätscheln, dann zog er den hohen Hut und ging. Das Mädchen sah ihm nach mit zusammengezogenen Brauen und einem bitteren Zug um den Mund. Sie hätte ihn fortstoßen mögen, diesen Mann mit den platten Witzen und der schleichenden Liebenswürdigkeit;

sie hatte oft erzählen hören, daß Schülerinnen, die vom Professor besonders protegiert wurden, nicht immer am besten sangen. Heute hatte auch sie ihm gefallen. Aber nicht ihr Gesang interessierte ihn, ihr heißes Bemühen, ihr heißes Streben — einzig und allein das andere!

Heftig trat sie auf den Boden. Ihre Hand ballte sich in den Falten des Kleides zur Faust. Nein, nur um der Kunst willen, der reinen hohen Kunst willen, wollte sie aus dem Gros hervorgezogen werden und dastehen und den staunenden Zuhörern an's Herz legen, was unvergängliche Meister an Poesie und Empfindung in himmlische Melodien gegossen. O wie schön mußte es sein, in andächtige, bewundernde, thränenfeuchte Augen zu sehen, sich eins zu fühlen mit dem großen Komponisten, sein Mund zu sein, seine Gefährtin im Dienst der göttlichen Musik!

Lena fühlte sich begeistert, erhoben. Ein Strom von Empfindungen wallte in ihrer Seele hin und her, sie fühlte sich augenblicklich ganz besonders berufen und auserwählt. Eine heilige Freude erfüllte sie, ein Gehobensein über die ganze Welt — da — sie zuckte zusammen, eine beringte Hand tupfte sie auf den Arm.

„Na, Langenchen, Kindchen, was stehn Sie da? Das Mannchen war heut ganz niedlich, hat sich auch bei Ihnen 'rangeschmuggelt, was? Glauben Sie mir, Kindchen, das ist das baste, das baste. Mit der Kunst ist das so 'ne Sache!“ Die schöne ‚Astpreißin‘ steckte zwei Finger in den Mund und pfiff darauf.

„Lassen Sie mich in Ruh',“ sagte Lena herb und stieß sie zurück.

Wo war die heilige Freude, wo das Gehobensein? Weg, ganz weg; statt ihrer eine tiefe Niedergeschlagenheit, eine kleinmütige Trübseligkeit sondergleichen. Den Kopf tief gesenkt, schritt sie über's Trottoir, die belebte Potsdamerstraße hinunter. Draußen in einer der neuen Straßen, nicht weit vom Matthäikirchhof wohnten sie; da war es anständig und doch verhältnismäßig billig.

Sie fühlte sich müde, an allen Gliedern zerschlagen, im Hals saß ihr ein Kitzel und in der Brust ein Brennen. Was wollte sie eigentlich mit der ganzen Singerei, dem In-die-Stunden-laufen, dem Solfeggieren, dem Arienkollern? Aus ihr wurde doch zeitlebens nichts, gar nichts. Lange Zeit zum Warten, zum Werden lag auch nicht mehr vor ihr, sie war schon fünfundzwanzig; und wenn auch die überschlanke Figur sie sehr jungmädchenhaft erscheinen ließ, der Spiegel zeigte ihr oft müde Augen und auf den Wangen eine gewisse herbstliche Blässe. Wie lange noch und sie war zu alt für eine Anfängerin auf der Bahn des Gesangesruhms.

Langsam stolperte Lena voran. In ihrem Kopf nichts wie trübe Gedanken. Alles ging ihr auch fehl im Leben; worauf sie sich freute, das wurde zu Wasser, was sie liebte, das wurde ihr genommen. Sie dachte an all die Courmachereien und das Getändel, aus dem nichts Ernstes geworden, von dem nichts haften geblieben war als eine kleine beschämende Erinnerung. Und doch hatte sie immer Herz gegeben, viel Herz. Und dann dachte sie an ihren Bruder, und der niedergeschlagene Ausdruck ihres Gesichts vertiefte sich noch. Er schrieb so selten, so spärlich. Seit ihrer plötzlichen Abreise aus seinem

Hause im Herbst war etwas zwischen sie getreten; was, konnte man nicht recht bestimmen, aber es war doch da. In jedem seiner Briefe schrieb er von Amalie, viel; sonst hatte er das nie gethan. Er nannte sie verständig, tüchtig, alles Angenehme suchte er auf sie zurückzuführen. Er hatte nicht Glück damit, weder bei der Mutter, noch bei der Schwester.

„Sie hat ihn gut unter'm Pantoffel," sagte Lena und kräuselte verächtlich die Lippen. Den Brief, den sie bald nach ihrer Rückkehr nach Berlin von der Schwägerin bekommen, hatte sie in kleine und immer kleinere Stückchen zerrissen und der Magd in den Kehricht geworfen. „Die Scheinheilige, da schreibt sie mir, alles soll vergessen sein. ‚Wir sind beide heftig gewesen. Ich vergebe Dir von Herzen, liebe Lena.' — O die!"

„Ja, sie thut wirklich so, als seist du allein die Schuldige," seufzte die Mutter. „Es ist unerhört!" Frau Langen fand viel an ihrer Lena zu tadeln, aber wenn andere der Tochter zu nahe traten, das vertrug sie nicht. „So ein armes Ding," pflegte sie zu sagen, „was hat das denn in der Welt? Und wenn ich einmal nicht mehr bin — ach! Meine Lena soll wenigstens nur mit Liebe an mich zurückdenken." Frau Langen war böse auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, und wenn es ihr auch schwer wurde und sie heimlich Thränen vergoß, sie zwang sich, kühl zu schreiben.

So standen die Sachen. Ein Mißton hatte sich eingeschlichen in die schöne Harmonie der Geschwister. Lena durfte gar nicht daran denken, dann fühlte sie ihr Herz pochen und Thränen in ihren Augen aufquellen.

Heute besonders nicht; heute war ohnehin alles grau in grau, ein Flor deckte das ganze Leben.

Schwer, als hätte sie Gewichte an den Füßen, stieg Lena die sogenannten zwei Treppen zur Wohnung hinan; eigentlich waren es drei. Auf jeder Stufe zögerte sie; warum eilen? Sie kam noch früh genug, von Freude wartete nichts auf sie, die Mutter würde deprimiert sein, wie sie selbst.

Die Stimmungen der Tochter waren der Barometer für die Laune der Mutter; ließ Lena den Kopf hängen, schlich auch diese betrübt umher, seufzte über ihr Geschick, Witwe zu sein, eine unversorgte Tochter zu haben und über das Los der Frauen im allgemeinen. War Lena vergnügt, dann färbte auch ein zartes Rot Frau Langens schmales Gesicht, sie wurde lebhaft wie ein junges Mädchen, gesprächig, und baute Zukunftsschlösser in rosigem Licht. —

„Ist Mutter zu Haus?" fragte Lena müde, als das Dienstmädchen öffnete. Sie fragte es nur aus Gewohnheit, sie hatte heute keine Eile; so gar nichts Freudiges brachte sie mit. Es that ihr leid, die Mutter mit hineinzuziehen in das Grau ihrer Gedanken, und doch konnte sie's nicht über sich gewinnen, ihre Mißstimmung zu verbergen.

Zögernd öffnete sie die leis knarrende Thür zum Eßzimmer — da war der Nähtisch der Mutter am Fenster, sie selbst saß davor. Frau Langen war beschäftigt. Neben ihr stand ein Stuhl, über dessen Lehne sorgfältig ein weißes Kleid gespreizt hing; sie nähte daran. Sie war so eifrig, daß sie das Knarren der Thür

überhört hatte; ganz versunken schien sie in ihre Arbeit, nur bemüht, dieselbe recht schön zu machen. Nun hob sie das weiße Kleid mit einem Arm, hielt es von sich ab, legte den Kopf auf die Seite und betrachtete es bewundernd. Ein zartes Rot trat auf ihre Wangen und ein zärtliches Licht in ihre Augen — sie dachte sich schon die Tochter darin.

„Mutter!“ Lena war mit einem Satz am Nähtisch und stieß den Stuhl mit dem Kleid zur Seite. In plötzlichem Impuls warf sie sich vor der Mutter nieder und legte den Kopf in deren Schoß. „Gute Mutter!“ Wie eine jähe Erkenntnis war's ihr gekommen, ihr heiß durch die Seele geschossen — die da lebte doch nur eigentlich für sie! Sie schlang beide Arme um die Taille der Mutter und wühlte den lockigen Kopf tiefer in deren Kleiderfalten. Sie hatte eine unbezwingliche Lust zu weinen — das Leben war doch zu schwer! — Schon strömten die Thränen.

„Lena, was hast du?“ Frau Langen war erschrocken, sie war aus ihrer stillen Beschaulichkeit zu plötzlich aufgejagt. Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich; sie sah aus, wie jemand, dem schon viel im Leben schief gegangen ist und der nun noch einen härteren Schlag erwartet. „Lena, sag' doch, ist dir was passiert?“ Ihre Stimme zitterte, sie streichelte mit bebender Hand den Scheitel der Tochter. „Was hast du, Lena?“

„Nichts, gar nichts, Mutter! Ich muß nur so weinen, ich — ich — es ist alles so gräßlich, ich bin so unglücklich! Nie, nie wird was aus mir, der Professor sagt: mir fehlen die Stimmmittel. Und dann hat er

mich getätschelt — ich hätte Temperament, er würde mich im Konzert singen lassen — ah!"

„Aber, Lena, das ist doch alles sehr gut, ich begreife dich gar nicht!"

„Ach, Mutter!" Hastig sprang das Mädchen auf und ballte die Hände. „Was du weißt! Er denkt, ich bin so eine — so eine —!" Sie stampfte mit dem Fuß. „Meiner Kunst wegen will ich vorgezogen sein. Warum streb' ich denn, warum lern' ich denn, warum ring' ich denn?! Mein Herz könnte zerspringen. Aus mir wird nichts" — sie krampfte die Hände ineinander und biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu schluchzen — „mir geht alles fehl im Leben! Warum denn gerade mir? Und ich fühl's doch, ich hab' was in mir — etwas — einen Funken — ach, Mutter, ich bin zu unglücklich!" Sie warf sich wieder nieder und versteckte den Kopf.

Frau Langen sah sich mit einem ratlosen Blick um, ihr Gesicht zog sich in die Länge. „Mein Gott," sagte sie kleinlaut, „wie du immer gleich bist! Woher du nur diese Aufgeregtheit hast, von mir doch wahrhaftig nicht? Aber es ist auch schrecklich, ganz schrecklich, einzelne Frauen haben es zu schwer, und welche von ihnen etwas erreichen will, die erst recht." Ein nervöses Zucken, als ob sie weinen wollte, arbeitete in ihren Zügen. „Es ist schrecklich! Zu traurig! Du armes Kind!" Sie streichelte immerfort den braunen Kopf in ihrem Schoß. „Weine nicht — ach Gott!" — Die Thränen kamen ihr nun auch, ihre Stimme klang sehr erregt. „Alles geht uns fehl im Leben! Warum gerade uns?"

Lena weinte immerfort, sie hob den Kopf nicht.

Frau Langen sagte auch nichts mehr; schweren Herzens, mit kummervoller Miene sah sie auf ihr Kind nieder, ihre Finger zupften und glätteten an Lenas wirren Haaren. Die Uhr tickte schwer, nun holte sie dumpf zum Schlag aus.

„Drei!“ Die Mutter rüttelte sich seufzend. „Und gerade heute hatte ich mich so auf dein Nachhausekommen gefreut! Es ist eine Einladung für dich gekommen zu Doktor Reuter; nicht der gewöhnliche jour fixe, bewahre! Es ist eine Hoheit da, ein Großherzog oder ein Erbprinz, denke! Reuter hat selbst geschrieben, du sollst ja kommen und etwas Hübsches singen. Ich dachte, es wäre eine große Auszeichnung für dich.“

„Und das sagst du mir erst jetzt? Aber Mutter?!“ Lena war blitzgeschwind auf den Füßen.

„Ja, ich konnte doch nicht! Dein Kleid hab' ich schon angefangen, zurecht zu machen.“

„Aber Mutter, warum hast du mir das nicht eher gesagt?!“ Noch blinkten die Thränen auf Lenas Wangen, aber schon strahlten ihre Augen auf. Mit einem Ruck schwang sie sich auf den Eßtisch und pendelte mit den Füßen hin und her. Sie schlug die Arme unter. „So, Mutter, nun erzähl' mal, zeig' mal den Brief!“

„Hier ist er.“ Frau Langen holte ein Couvert aus der Tasche. Beide Frauenköpfe neigten sich über das Billetchen.

„Wahrhaftig“ — Lena pendelte immer lebhafter — „das ist famos! Ach, wie angenehm für mich! Denk' mal, was da alles für Berühmtheiten sein werden! Wie nett von Doktor Reuter, daß er mich singen läßt, gerade

mich, es sind so viele, die sich darum reißen. Mutter," — das Mädchen sprang vom Tisch herunter und lief mit elastischen Schritten in der Stube auf und nieder — „Mutter, weißt du, es giebt doch viele Menschen, die mir wohl wollen!"

„Das weiß ich ja," sagte stolz lächelnd Frau Langen.

„Und, Mutter," — Lena sah hübsch aus mit dem erhitzten Gesicht und dem zerzausten Lockengeringel über der Stirn — „ich werde gut singen, sehr gut singen, ich fühle das. Ich brauche nur Glück, wirklich nur ein bißchen Glück!" Sie hob die gefalteten Hände bittend wie ein Kind gegen die Brust. „Wenn ich nur ein bißchen Glück hätte, dann würd' ich eine große Sängerin. Glaubst du, Mutter? Nicht wahr, du glaubst's?" Sie wartete keine Antwort ab, sie rannte auf und nieder, jetzt blieb sie stehen und drehte sich wirbelnd auf einem Absatz. „Sieh nur, Mutter, wie die Sonne zum Fenster hereinscheint, sonst ist's um die Zeit im November schon dunkel. Sieh nur, sieh nur! Ist's nicht wie Frühling?!" Sie trällerte hoch und hell.

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden!"

Mit einer Inbrunst ohnegleichen sang sie das ‚alles, alles,' dabei warf sie die Locken zurück, legte den Kopf hintenüber und blinzelte mit halbgeschlossenen, schwimmenden Augen durch's Fenster hinaus in die fahle Novemberluft, die ein einziger verlorener Sonnenstreif flüchtig durchzittert hatte.

„Es ist wie Frühling. Nur ein bißchen, ein bißchen Glück," sagte sie träumerisch.

IV.

Doktor Leopold Reuter machte ein Haus, ein großes sogar. An den bestimmten Winterabenden findet sich ‚tout Berlin‘ dort ein. Eintägige Berühmtheiten und die Berühmtheiten einer Saison werden dem erstaunten Publikum nebst ausgezeichnetem Thee und vorzüglicher kalter Küche serviert. Alles, was Geist hat oder doch den Hauch eines Geistes in sich verspürt, glaubt sich verpflichtet, diesen da auch leuchten zu lassen. Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Musiker bilden das Hauptelement, und die Männer der Börse mischen sich dazwischen und schwimmen oben wie Öl auf dem Wasser.

Das wogt und geht auf und nieder in den nicht großen, aber mit fein künstlerischem Geschmack ausgestatteten Räumen. Die Damen der Bühne lassen ihre blendenden Hälse bewundern, und die Frauen, die nichts bewundern lassen können, ärgern sich darüber.

Wer Orden hat, zeigt sie und zugleich auch die dazu gehörige Verachtung solcher Äußerlichkeiten; ein ‚Sichgarnichtsdrausmachen‘ ist hier am Platz, in diesem Dunstkreis von Dichtern und Denkern, wo die Freiheit des geistigen Horizontes menschliche Eitelkeiten nicht aufkommen läßt. Wer keine Orden hat, zeigt sie — nicht, versteht aber das ‚Sichgarnichtsdrausmachen‘ noch besser zur Anschauung zu bringen.

Die Damen der Börse rauschen in prachtvollen Schleppen, die Künstlerfrauen zeigen phantastische Gewänder; andere kommen in einfachen Alltagswollenen, und dazwischen huschen kleine Mädchen in weißen Kleidern, wie frühe Blüten am Kirschbaum. Alles ist vertreten.

Dummheit sitzt neben Klugheit, Esprit neben Phlegma. Prickelndes Lachen und schwerfälliges „Hm hm"; goldstrotzende Börsen und schwindsüchtige Beutelchen; Schönheit und Schönseinwollen; Vornehmheit und Demimonde; Ritter vom Geiste und solche, die weder Ritter, noch vom Geiste sind; verschminkte Züge und Rosengesichter — tout Berlin!

Und über dem schwebt das Genie von Doktor Leopold Reuter, alle diese Elemente unter einen Hut zu bringen. Und er bringt sie. Elastisch wie ein Jüngling gleitet der schlanke alte Mann durch die Räume; seine weißen Haare, die die Glatze umstehen, sind gelockt, und in den dunklen Augen hat er Jugend. Er sagt viel Verbindliches, aber er lügt nie, er meint es wirklich so; es ist die unzerstörbare gute Laune seines Herzens, die ihm alles im rosigsten Lichte zeigt. Wo Talent ist, sieht er Genie, wo kein Talent ist, sieht er wenigstens Begabung; alte Frauen scheinen ihm ‚schön gewesen,' und die jungen sind ihm alle reizend. Passable Gemälde sind ihm Meisterwerke und öde Farbenversuche immer noch Stimmungsbilder. Er ist zum Kunstmäcen geschaffen; immer enthusiasmiert, begeisterungsfreudig, selbst froh, zu leben und andere leben zu lassen.

Heute wimmelte es in Doktor Reuters künstlerischen Räumen mehr denn je.

„Die Hoheit — die Hoheit!"

„Haben Sie die Hoheit schon gesehen?"

„Sind Sie schon vorgestellt?"

„Hoheit — Hoheit" — — — —

Die Damen neigten sich wie ein buntes Tulpenbeet, durch das der Wind streicht — Hoheit gingen vorüber.

Hoheit hatten den Hausherrn unter den Arm gefaßt, beide waren wie zwei gute Freunde miteinander; der Hoheit noch ziemlich jugendliches, ziemlich einfaches Gesicht trug einen sehr freundlichen Ausdruck, und Doktor Leopold Reuter strahlte in all seiner Herzensliebenswürdigkeit. Er hatte heute eine kindliche Freude.

Sie machten jetzt Halt an einer Portiere, eine junge Dame hatte sich hinter dieselbe gedrückt und sah mit glänzenden Augen vor.

„Ah —!" Reuter faßte sie an der Hand und zog sie näher. „Geruhen Hoheit! Fräulein Magdalene Langen, eine junge Künstlerin, mein ganz besonderer Schützling! Süße Stimme, ganz exquisite Art des Vortrags. Da Hoheit selbst hervorragender Künstler sind, werden Hoheit selbst am besten urteilen können. Fräulein Langen ist meiner Ansicht nach die beste Schumannsängerin unserer Zeit — hohe Poesie, intimer Liebreiz!"

Lena war tief errötet, sie kannte zwar Reuters Enthusiasmus und seine Art, im Superlativ zu sprechen, und doch dünkten ihr seine Worte jetzt so wahr, sichere Bürgen; sie sah mit strahlendem Ausdruck der Hoheit in's Gesicht.

Diese lächelte. „Ah — sehr erfreut, das Fräulein gleich zu hören! Schumann, Schumann — ah, Schumann ist mein ganz besonderer Protegé! Sagen Sie, lieber Reuter" — Hoheit drehten den Kopf interessiert zurück in das andre Zimmer — „wer ist jene Dame?

Die dort, in der rosa Robe! Blendend schön! Dieser Nacken, klassische Arme! Bitte, stellen Sie mir dieselbe vor!“

Noch ein huldvolles Lächeln, ein freundliches Zublinzeln von Reuter — sie gingen.

Also das war die Hoheit und nun sollte sie der gleich vorsingen?! Lena fühlte auf einmal gar keine Lust mehr. Sie hatte sich so unendlich auf den heutigen Abend gefreut, konnte die Zeit nicht erwarten, war ungeduldig im Zimmer umhergetrippelt und hatte lächelnd ihrem Spiegelbild zugenickt. Die Mutter war geschäftig um sie herumgegangen, hatte sich an der Tochter gefreut und noch oben von der Treppe gerufen: „Amüsiere dich gut, sehr gut! Hast du auch den Hausschlüssel? Die Entreethür mache ich dir selbst auf, ich warte auf dich. Singe sehr schön! Viel Vergnügen!“

Vergnügen —?! Lena warf die Lippen auf und zog sich ganz hinter ihre Portiere zurück; am liebsten hätte sie sich verkrochen. Sie mochte hier nicht singen; sie fühlte, wie sich ihr langsam die Kehle zuschnürte und wie ihr Herz zu klopfen begann. O, wenn sie nur fortlaufen könnte! Was machte sich die Hoheit aus ihrem Gesang? Gar nichts, gar nichts; Hoheit rannten ein paar nackten Schultern nach und reckten den Hals nach ein paar weißen Armen! Erbärmlich! Ach, wie traurig stand es um die Kunst! Lenas Fußspitze klopfte nervös den Boden. Vor ihren Ohren wirrte und schwirrte es, und da, in all den Lärm hinein, sollte sie singen? Eine jähe Angst überkam sie. Wenn all die teilnamlosen Augen sie gleichgültig anstarrten, wenn man sich ganz

nah, ganz nah, aber nur aus lauter Neugier um den Flügel drängte, was dann? Man würde sie mustern, seine Glossen machen, sie hatte ja keine blendenden Schultern und keine klassischen Arme; die Hoheit würde gähnen und verstohlen nach besserem ausschauen.

Ein bitteres Gefühl jagte Lena das Blut aus den Wangen und machte sie bleich. In ihren Knieen begann ein Beben; hastig atmete sie mehrmals hintereinander und schluckte, der Hals war ihr ganz ausgetrocknet Sie preßte die Handflächen zusammen, sie waren feucht und kalt. Es war eine Qual, hier zu sein.

Das Geschwirr ließ plötzlich nach; eine auffällige Stille war eingetreten. In der Nähe flüsterte es: „Ruhe — Musik — es wird Musik gemacht!“ Und nun hörte Lena eine kichernde Mädchenstimme: „Wie schade, nun muß man still sein, kann sich nicht mehr unterhalten!“ Und ein Herr sagte verdrießlich und ziemlich laut: „Wenn nur die Musiziererei bald losginge! Je eher, desto rascher ist's überstanden. Hoffentlich ist der Schmerz kurz!“

Lena zitterte am ganzen Leib — nein, singen konnte sie hier nicht! Entschlossen schob sie die Portière zurück; sie wollte gehen, rasch, fort! — Zu spät!

Vor ihr stand Reuter und bot ihr galant den Arm. „Also, Kindchen, en avant! Erlauben Sie, meine Herrschaften! Bitte, bitte — so, danke schön, nun können wir schon durch.“ Mit liebenswürdigem Lächeln schob sich der Hausherr weiter, er zog Lena am Arm nach. Vor der Thür des Musikzimmers staute sich's — die Hoheit war drinnen.

„Bitte, bitte — ah, erlauben Sie — gnädige Frau, ein klein bißchen rücken!“ Reuter dienerte vor einer umfangreichen, brillantenbesetzten Taille — von Gesicht nichts zu sehen, alles versank hinter der mächtigen Fülle dieses Brustkastens. „Danke sehr, gnädige Frau — ah, unendlich liebenswürdig, meiner kleinen Nachtigall Platz zu schaffen!“ Er küßte den Arm, der aus der brillantenbesetzten Taille hervorquoll. „Charmant, wie immer ganz charmant! Üben Sie Gnade bei diesem schüchternen Vögelchen, meine Allergnädigste! Die Sonne duldet ja auch andere Gestirne neben sich; sie müssen freilich erbleichen vor Ihrer Glorie!“ Wieder eine Verbeugung und ein zweiter Kuß auf den vorquellenden Arm. Die Brillantenbesetzte knisterte und wogte.

„So“ — Reuter zog Lena über die Schwelle des Musikzimmers. „Eine hochberühmte Sängerin,“ flüsterte er ihr in's Ohr, jetzt Gattin des Bankiers Goldammer — famose Diners — höchst sympathische Frau, ganz charmant!“

Lena fühlte noch den kalten, starren Blick der hochberühmten Sängerin auf sich ruhen, sie sah den Brillantenbesetzten Busen wogen. „Ich kann nicht singen,“ sagte sie leise, „wirklich, ich kann nicht!“ Sie versuchte ihren Arm aus dem seinen zu ziehen: „O, lassen Sie mich!“

„Fahnenflüchtig? Hoho, nichts da, nichts da!“ Reuter drückte ihren Arm noch fester. „Nur nicht ängstlich, Kindchen! Nun freut man sich, daß man der kleinen Nachtigall mal Gelegenheit geben kann, sich hören zu lassen, und sie will davonfliegen? Oho, nichts da! — Bitte, meine Herrschaften — pst, pst — einen Augenblick

Gehör! Fräulein Magdalene Langen wird die Güte haben, uns einige Schumann'sche Lieder zu singen — pst — pst!"

Vor Lenas Augen tanzten rote Funken und dann wurde es schwarze Nacht. Mechanisch, ohne zu sehen, machte sie ein paar Schritte gegen den Flügel. „Soll ich mich selbst begleiten," fragte sie stockend, „oder —"

„Nein, bitte." Doktor Reuter klopfte ihr beruhigend die Hand. „Es sind so viel musikalische Leute hier, jemand wird die Güte haben." Er sah sich suchend um. „Ah, sieh da, lieber Bredenhofer — ganz charmant — Sie wollen begleiten — schön, wunderschön! Sie verstehen ja Schumann aus dem ff, Sie Hans in allen Ecken!" Er legte dem schlanken, jungen Mann, der sich eben durchgedrängt hatte, die Hand auf die Schulter. „Noch ganz außer Atem? Dacht ich's doch, natürlich noch in x anderen Gesellschaften gewesen! Also bitte, lieber Bredenhofer, darf ich vorstellen: Fräulein Magdalene Langen — Herr Richard Br — ah, Sie kennen sich schon, charmant, ganz charmant!"

Vor Lenas Augen war es noch dunkler geworden und jetzt plötzlich hell, blendend hell. Schwankend lehnte sie sich an den Flügel. Ein eiskalter Strom lief ihr über den Leib, und dann schlug ihr eine glühende Hitze in's Gesicht. Da stand er vor ihr, dem sie nie mehr zu begegnen geglaubt — er! Die Gesichter ringsum wurden zu weißen, tanzenden Flecken, die Lichter in den Kandelabern streckten feurige, ellenlange Zungen heraus, es war ein Getöse, ein Rattern, ein Rasseln - — —

„Wollen wir nicht anfangen, gnädiges Fräulein?"

Sie fühlte sich an der Hand gefaßt, warme Finger umspannten mit leisem Druck die ihren.

„Welches Glück, Sie wiederzusehen, Fräulein Langen!"

Sie hob den Blick; jetzt sah sie wieder. Da waren Menschen, eine ganze Menge Menschen, die nach ihr hinschauten; in der vordersten Reihe auf einem Sammetfauteuil die lächelnde Hoheit, dahinter das gütig nickende Gesicht Doktor Reuters.

Sie lächelte, sie nickte wieder. — ‚Welches Glück, Sie wiederzusehen' — wie Musik klang das! Einer war doch da, einer, der sich freute, sie zu sehen, der fühlte, wie sie fühlte, mit Andacht vor die heilige Kunst trat. Vor dem lohnte es sich zu singen.

„Fangen wir an," sagte sie. Sie fühlte Mut, seine Augen sahen sie strahlend und zuversichtlich an. Sie mußte gut singen.

Er stellte das Notenheft auf: „Was?" Und dann blätterten sie beide, bis sie, wie von einem Impuls getrieben, den Finger auf die Seite legten. Sie sagten beide: „Hier!"

„Pst, pst!" Doktor Reuter klatschte in die Hände. Es wurde ganz still, nur ein leises Bewegen ging durch die Roben und Fräcke.

Bredenhofer präludierte zur Einleitung, sehr weich und hübsch; wie Sammet glitten seine Finger über die Tasten. Jeder Ton war Lena eine Offenbarung — er freute sich, sie wiederzusehen — was mochte er von ihr denken —?! Fast hätte sie den Anfang versäumt, aber nun setzte sie ein, so kräftig sie konnte; mit einer gewissen Siegesfreudigkeit schleuderte sie die Töne heraus.

„Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große heilige Köln."

Wie Schelmerei glitt's um ihre Lippen. Sie hatte den Flügel und den Begleiter im Rücken, nun wendete sie den Kopf ein klein wenig nach hinten. Bredenhofer sah ihre zarte Wange und den Ansatz zum Grübchen darin, er sah die braunen Haarringel um das zierliche Ohr zittern.

„Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau."

Schumann mochte sich den Schluß des Liedes anders gedacht haben, mehr wie ein zartes Erinnern in sanft dahingleitender Melodie. Lena machte ein jubelndes, freudvolles Wiedererkennen daraus; sie drängte vorwärts, um voll und frohbewegt zu schließen. Sie hatte das Lied früher nie so gesungen, es war ihr selbst eben neu geworden.

„Bravo — charmant — bravo — ganz charmant!" Aus dem Klatschen hörte sie Doktor Reuters Stimme heraus. Ihr alter Freund hatte sich über die Hoheit gebeugt und nickte, eifrig sprechend; diese nickte auch und nickte dann Lena zu, die Hände huldreichst zusammenschlagend. Sie konnte mit dem Erfolg zufrieden sein. Eine seltene Freudigkeit, der Wunsch, mehr zu gefallen, jenem da am Klavier vor allem zu gefallen, überkam sie! Sie ließ sich nicht bitten, Lied folgte auf Lied, mit jedem sang sie besser.

Ihr war, als könne ihre Kehle nie müde werden, der Kitzel, der sie sonst so leicht quälte, kam ihr gar nicht; singen, singen ohn' Unterlaß, die Nacht durch bis zum frühen Morgen, das hätte sie gekonnt. Mit dem heißen Rot auf den Wangen, mit den feuchten, tiefgefärbten Lippen und den groß aufgeschlagenen glänzenden Augen war sie sehr hübsch. Sie war ganz bei der Sache, sie sah jetzt nicht mehr die vielen Augen in den gleichgültigen Gesichtern; an die dachte sie gar nicht, aber sie dachte auch nicht mehr an Bredenhofer. Nur wie eine wohlthuende Berührung empfand sie dunkel und unbewußt sein weiches Klavierspiel. Sie dachte jetzt nur an die Musik; ihre Seele wiegte sich auf den Klängen, sie war dem allen hier weit, weit entrückt, sie flog höher und höher.

„Wie macht sie hübsch den Mund auf! Was hat sie für reizende Zähnchen!" sagte ganz in der Nähe jemand unvorsichtig laut.

Lena hatte es hören müssen und zuckte zusammen; wie einen schmerzhaften Stich empfand sie es. Als ob sie jemand am Kleid packte und aus der reinen Höhe herunterrisse, so war's ihr.

Das Lied war beendet. „Wir wollen aufhören," sagte sie zu Bredenhofer.

„Schon? O—! Thun Sie mir noch einen Gefallen, singen Sie mein Lieblingslied: ‚Wer machte dich so krank?'! Hier" — er blätterte hastig — „Sie kennen es doch? Es ist so schön!" Seine Finger tasteten wie liebkosend über die Klaviatur — ein paar unbestimmte Akkorde — er murmelte:

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

Sie erschrak über den schwermütigen Ausdruck, der sein eben noch so heitres Gesicht beschattete.

„Bitte, singen Sie es, Fräulein Langen, es paßt zu Ihrer Stimme.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn.

Noch das Lied!“ Er sah sie bittend und sehnsüchtig an mit einem seltsam verwirrenden Blick.

„Ich kann nicht!“ Sie senkte den Kopf auf die Brust. „Ich bin heute zu glücklich!“

* * *

Während des ganzen Abends hatten sie zusammengehalten. Jetzt war es schon spät. Draußen stand der Mond wie eine mattglänzende Scheibe am Himmel. Ein leichter Frost hatte die Erde gestreift, die Pfützen waren eingetrocknet, und doch war es nicht kalt.

Bredenhofer schlug Lena den Kragen des Abendmantels in die Höhe, als sie miteinander vor die Thür traten. Sie erschauerte leicht. Drinnen war's warm gewesen — das viele Licht, all die Menschen, und — und — Lena wußte selbst kaum, wie ihr zu Mute war. Glücklich auf jeden Fall; aber es war eine seltsame Unruhe, ein Vorwärtsdrängen, eine fieberhafte Erregtheit in diesem Glück.

Man hatte ihr sehr viel Schmeichelhaftes gesagt, die Hoheit ihr des längeren und breiteren von Poesie gesprochen und der begeisterte Freund und Kunstmäcen ihr enthusiastisch die Hände geküßt: „Kindchen, Kindchen, aus Ihnen wird noch was, ich hab's ja immer gesagt — ganz charmant — und wie Sie aussehen!“ Er küßte sich entzückt die Fingerspitzen.

Er hatte recht — ein Blick im Vorüberstreifen in den Spiegel — sie sah's auch, so hübsch war sie selten. „Nur ein bißchen Glück,“ murmelte sie unhörbar, und dann lächelte sie und legte die schlanken Hände an die glühenden Wangen. Ihre Augen waren glänzend, brennend, ihr Mund plauderte und scherzte; sie sagte, was sie sonst nie gesagt haben würde, sprudelnd witzig, und mitten drin biß sie sich mit den weißen Zähnen auf die tiefrote Unterlippe — nur nicht zu lustig!

Der ganze Tisch amüsierte sich über sie; sie fühlte die freundlichen, ja bewundernden Blicke, sie hörte die Komplimente, und nahm sie mit naiver Freude hin. Alle waren gut, sehr gut zu ihr, und Bredenhofer vor allen; er wich nicht von ihrer Seite.

Sie plauderten dann mitten im Schwarm halblaut miteinander wie damals im Eisenbahncoupé; es gab ihnen so eine eigne Art von Vertrautsein. Manchmal in früheren Nächten hatte Lena, nicht des Reisegefährten, wohl aber des Kusses bei der Ankunft in Berlin gedacht; sie war dann unter die Decke gerutscht und hatte den Mund halb in Lächeln, halb in Verlegenheit verzogen, sie mochte sich selber nicht gern daran erinnern. Jetzt schämte sie sich gar nicht mehr; sie wußte, er dachte doch gut von ihr:

das sprach aus seinen Augen, aus seiner Stimme, aus seinem ganzen Wesen. Und nun war ihr, als hätte sie immer, immer an den Reisegefährten gedacht, als wäre ihr die ganze Zeit über nichts Anderes in den Sinn gekommen.

Als das Fest sich zu Ende neigte, hatte Bredenhofer gebeten, sie nach Hause bringen zu dürfen. „Es ist ein so märchenhaftes Glück, das mich mit Ihnen hier wieder zusammengeführt hat, lassen Sie mich's auskosten, Fräulein Langen — lassen Sie mich!"

Und nun gingen sie. Hohl hallten ihre Schritte auf der einsamen Straße. Vor ihnen das Trottoir, mit einem leichten Gespinst von Reif überzogen, glänzte wie Silber. Am Himmel unzählige Sterne, und mitten darin der Mond, ruhig im blaugrauen Äther schwimmend.

Bredenhofer, das elegante Stöckchen unter den Arm geklemmt, den kostbaren Pelzkragen seines Mantels halb geöffnet, schritt dicht neben Lena. Sein Gesicht schimmerte bleich im Mondlicht, etwas übernächtig, aber seine Augen blitzten; immer wieder glitt sein Blick auf das Mädchen an seiner Seite. Von ihrem zarten Gesicht war kaum etwas zu sehen. Es verschwand ganz unter der großen rosa Wollkapuze; Frau Langen hatte die selbst gehäkelt.

Sie gingen schweigend eine ganze Weile. ‚Trapp, trapp' hallten ihre Schritte, und der Nachtwind kam und trieb die Löckchen unter der rosa Kapuze vor und zerrte sie in lange, seidige Strähnen. Bredenhofer hüstelte, faßte dann nach seinem Mantel und knöpfte ihn fest zu.

„Sind Sie erkältet?" fragte Lena. Sie war froh, etwas sagen zu können. Und dann, ohne eine Antwort

abzuwarten: „Es ist doch zu wunderbar, daß ich Sie früher nie bei Doktor Reuter getroffen habe! Ich war auch im vorigen Winter oft da."

„Aber ich nicht!" Er faßte wieder nach seinem Mantel und fühlte nach seinen Knöpfen. „Den vorigen Winter war ich im Süden, eine leichte Lungenentzündung machte die Nachkur nötig. Aber nun bin ich gesund, ganz gesund!" Er lachte hell, daß es die Straße hinunterklang.

Wie liebenswürdig, wie sorglos das Lachen klang! Mußten nicht die Schläfer da hinter den geschlossenen Jalousien alle aufwachen? Lena fühlte, wie ihr was im Herzen aufsprang; eine thörichte, köstliche Jugendfröhlichkeit, die gar keinen Grund hat und auch gar nicht fragt: ‚weshalb?' übermannte sie. Sie machte einen kleinen Satz auf dem Trottoir und dann noch einen.

„Friert Sie auch nicht?" fragte er.

„Frieren? Haha!" Seine Frage bei der herrlichen Luft, dem klaren Mondschein, bei der Wärme, die sie tief innen spürte, machte sie lachen. Und nun klang auch ihr Lachen hell und fröhlich die Straße hinab.

Sie lachten beide.

„Pst! Wir werden wegen nächtlicher Ruhestörung verhaftet!" Er drückte sich noch näher an ihre Seite. „Wann sehen wir uns wieder, Fräulein Langen?" Der Atem ging ihm rasch, seine hübschen Augen hingen flehend an ihr, er faßte nach ihrer Hand. „Ich habe so oft an meine liebenswürdige Reisegefährtin gedacht; nun habe ich sie kaum wiedergefunden und soll sie schon wieder lassen?"

Lena wurde verlegen; es schwebte ihr auf den Lippen, zu sagen: „Kommen Sie doch zu uns!“ Sie glaubte die Bitte darum deutlich aus seinen Worten herauszuhören, aber sie dachte an ihre Mutter, was die wohl sagen würde, wenn sie ihr einen fremden Herrn auf den Hals lüde. Sie wurde noch verlegener. „Ich — ich würde Sie gern auffordern — zu uns zu — aber —“

„Nein, nein,“ unterbrach er sie, „nur Sie will ich sehen — muß ich sehen! Ah“ — er ließ ihre Hand los und fuhr sich mit der nervösen Bewegung über die Stirn — „ich bin ein Feind von Formalitäten. Für freie Naturen sind sie der Tod.“ Er sah ihr tief in die Augen, seinen Schritt hemmend und vor ihr stehen bleibend. „Fräulein Langen, wir müssen uns zuweilen sehen; sagen Sie mir, wann und wo Ihre Stunden sind, ich werde Sie dann dort abholen oder hinbringen.“

Sie schrak leicht zusammen. „Ich — ich — o —!“ Sie schüttelte verneinend den Kopf.

Er lachte plötzlich bitter auf, maß sie von Kopf bis zu Füßen und lachte noch einmal bittrer. „Natürlich! Wie die anderen Mädchen auch, prüde, ängstlich! Und ich dachte, Sie, gerade Sie, könnten sich über das Alltägliche erheben; Sie könnten einem Mann, der umhertappt und sehnsüchtig das Ideal sucht, das Ideal sein!“ Er faßte ihren Arm und preßte ihn derb in seiner Erregung. „Ah, Fräulein Langen, Sie wissen nicht, was das heißt, als junger Mann haltlos im Leben taumeln! Das Viele, das Viele bringt einen um! Ich wünschte, ich wär' ein Schuster oder Schneider und hätte gar kein Talent und gar kein Streben, dann wär' mir wohler.

Ich hätte wenigstens Ruh'. Aber so!" Er faßte nach seinem Schnurrbart und klemmte ihn zwischen die Zähne. — „Ä!" —

„Ach!" Lena war blutrot geworden. „Es thut mir sehr leid," sagte sie leise.

„Ja" — mit einem gewissen schwermütigen Behagen fuhr er fort — „man hat erst Ruhe, wenn man im Grab liegt. Verstehen und bedauern wird einen dann zwar auch noch keiner. ‚Der hat's zu nichts gebracht', sagen sie und zucken mit den Achseln. Es ist zum Verzweifeln!" Er beschleunigte seinen Schritt und riß Lena mit sich.

Sie waren jetzt schon in der Potsdamerstraße, bald waren sie am Ziel. Lena fühlte das dringende Bedürfnis, ihm etwas Liebes zu sagen. Sie tastete nach seiner Hand und drückte sie. „Ich glaube, es ist wohl jedem Talent so zu Mut!"

„Das Talent, das Talent! Das ist's ja eben!" Er fuhr sich wieder über die Stirn. „Fräulein Langen" — in einer plötzlichen Begeisterung hielt er ihre Hand fest — „ein mächtiges Fluidum strömt von Ihnen zu mir, von mir zu Ihnen. Der gleiche Funke von oben hat knisternd unser Haar berührt!"

Er rannte vorwärts mit langen Schritten; sie hatte Mühe, Tritt zu halten, keuchend lief sie nebenher.

Er sah traurig und finster aus, die Stirn in viele Falten gezogen; im gegenseitig sich bekämpfenden Mond- und Laternenlicht waren sie deutlich genug zu erkennen, die tiefen Runen, wie in einem alten Männergesicht. „Und Sie wollen nicht?" sagte er hastig. „Sie könnten mir so viel Gutes thun, wir könnten so schön alles mit-

einander besprechen! Ich bin kein schlimmer Kerl" — er sah ihr offen in's Gesicht mit einem treuherzigen Lächeln, das ihn sehr verschönte und seinen Zügen einen fast knabenhaften Reiz lieh — „Sie brauchen keine Sorge zu haben, ich mein's ganz ehrlich!"

Seine Stimme klang warm, gewissermaßen zärtlich; so spricht man zu einem Kind: „Fürchte dich nicht!"

Lena sah in seine Augen, deren Weiß im ungewissen Licht in seltsam feuchtem Schimmer schwamm; sie schlug die ihren rasch nieder. „Ich will ja — ich will ja," sagte sie ängstlich stockend und doch mit einer gewissen Freudigkeit.

„Dank!"

Und dann sprachen sie beide nichts. Es war eine lange Pause, in der nur ihre Tritte hallten und in der Ferne ein Echo fanden. Da gingen auch Menschen, aber so weit, so weit!

Die Sterne blinzelten und zuckten am Himmel. Ein Lufthauch kam durch die stille Nacht und säuselte in den kahlen Bäumen am Trottoirrand.

„Wie im Frühling," flüsterte Lena.

„Es ist auch Frühling — bei mir," sagte er ebenso leise.

Sie bogen in die letzte Querstraße ein, sie hielten vor einem hochstöckigen Haus. „Ich danke Ihnen vielmals; nun bin ich zu Haus!" Lena zog den Schlüssel heraus.

Er nahm ihn ihr ab und steckte ihn zögernd in's Schloß. „Fräulein Langen" — er beugte sein Gesicht ganz nahe an das ihre — „nun sagen Sie mir, wann,

wann darf ich Sie wiedersehen? Morgen, übermorgen, bitte!"

„Übermorgen!" Es klang wie ein Hauch. Dann hastig: „Bitte, schließen Sie auf, bitte, ich muß rasch hinauf!"

Er drehte langsam den Schlüssel. „Und ich darf Sie hier erwarten, hier vor der Thür? Um welche Stunde? Bitte!"

„Um zehn!" Sie mußte plötzlich lachen, als sie sein Gesicht sah. „Es ist sehr früh für Sie, nicht wahr?"

Ihr liebes Gesicht blinzelte ihn schelmisch an — was sie für Augen hatte, kinderrund und blank und doch abgrundtief!

„Ich — ich — Fräulein Langen — Lena —!" Er war wie trunken, er faßte, gleichsam einen Halt suchend, nach dem Mädchen. Seine Rechte schmiegte sich unter das rosige, kühlglatte Kinn; mit der Linken zog er sie an der widerspenstigen Haarlocke über der Stirn sacht näher und näher. Ihr Kopf lag an seiner Brust; die rosa Kapuze hing ihr im Nacken.

„Lieb — so lieb!" flüsterte er auf den braunen Scheitel herunter.

Sie nickte stumm.

War's ein Kuß, den sie da oben auf ihrem Haar fühlte, eine liebkosende Hand in ihrem Nacken?

„Gute Nacht!" Sie riß sich los. Und nun noch einmal mit Lächeln: „Gute Nacht!" Die Thür sprang auf — jetzt war sie geschlossen.

V.

Doktor Allenstein und Frau Susanne, geborene Bredenhofer, wohnten Kanonierstraße, in einem der dort noch seltenen eleganten Häuser. Ringsherum, gegenüber, rechts und links mehr oder weniger recht provinzialstädtisch aussehende, langweilige Bauten; die Straße etwas düster, dazu ewiges Pferdebahngeklingel. Aber die Lage war gut, überall leicht hinzukommen, die Theater und Konzerte bequem zu erreichen; nebenbei ist es für einen Arzt erwünscht, in der Mitte der Stadt zu wohnen.

‚Spezialist für Nasen- und Ohrenkrankheiten‘ stand auf dem Schild unten am Haus. Allenstein hatte eine große Praxis. In den vor- und nachmittäglichen Sprechstunden wurden die teppichbelegten Treppen ordentlich abgelaufen; die elektrische Klingel an der Entreethür vibrierte in einem fort, bis sich's Frau Susanne energisch verbeten hatte. „Ich werde bald zu deinen Patienten gehören,“ klagte sie ihrem Mann, „meine Nerven sind zum Reißen angespannt. Ach, schrecklich —“ sie hielt sich die Ohren zu — „schon wieder! Ich glaube, mein Trommelfell springt!“

Seit der Zeit stand der Diener hinter der halb offenen Entreethür und komplimentierte die Leute hinein und hinaus; geklingelt wurde nicht mehr. Und waren die Patienten alle fort, dann machte man einen Höllendurchzug und sprengte mit wohlriechenden Essenzen. Die gnädige Frau war so überaus empfindlich, der Geruch von Krankheit und Medikamenten machte sie krank. Sie roch schon etwas, wo ein anderer Mensch noch gar nichts

ahnte; dann zitterten ihre feinen Nasenflügel, sie nahm eine Eau de Cologne-Douche und verkroch sich in ihr Schlafzimmer, ganz an's Ende der großen Wohnung. Dort lag sie auf dem Ruhebett, den angegriffenen Kopf in das seidene Kissen gedrückt.

Susanne Allenstein war als Fräulein Bredenhofer ein hübsches Mädchen gewesen. Einen nervösen Zug in dem blassen, interessanten Gesicht, um die dunklen Augen, hatte sie immer gehabt; jetzt trat der sehr stark hervor. Sie hatte die gleiche Angewohnheit wie ihr Bruder Richard, mit der Hand über die Stirn zu scheuchen.

Doktor Allenstein nahm viel Geld ein; man brauchte es aber auch. Gesellschaften geben, in Gesellschaften gehen, Toiletten, die Theaterpremièren, Konzerte — Frau Susanne hatte das entschiedene Bedürfnis, sich zu zerstreuen, einen Heißhunger nach bunter Abwechslung; und er, der Doktor, wünschte, daß ein besonders guter Tisch geführt würde. Dazu im Frühjahr eine Kur in Franzensbad für sie; später im Sommer, wenn es dem Doktor gelang, sich loszumachen, ein gemeinschaftlicher Aufenthalt in Pontresina oder Sylt. Man traf stets nette Menschen dort und machte angenehme neue Bekanntschaften. Man war nie allein, man hatte immer Unterhaltung.

Frau Susanne dachte gerade daran, wieviel Einladungen sie in diesem Winter schon wieder mehr erhalten, wie im vorigen, als sie auf der Chaiselongue im Schlafzimmer lag. Die dichten Stores waren zugezogen; beschäftigen konnte man sich in dem halbdunklen Zimmer

nicht, nur das Feuer im Kamin warf lange Lichter über den Teppich.

Der große Tannenbaum war zerhackt worden; jeden Vormittag, wenn Frau Doktor ruhte, kam das Stubenmädchen herein und warf einen ganzen Arm voll dürrer Zweige in den Kamin. Das prasselte und knackte so hübsch und roch nach lauter Wald und Poesie; dabei ließ sich gut träumen.

Die schlanken, nahezu mageren Glieder lang gestreckt, die Arme zu beiden Seiten des Ruhebetts schlaff herunterhängend, lag Susanne. Um die Augen hatte sie viele kleine Fältchen und einen scharfen Zug unter der Nase. Sie war heute besonders angegriffen; erst in der Morgenfrühe von einem Ball nach Haus gekommen, um neun war Karl schon herausgepoltert — wie rücksichtslos! — und eben war das Mädchen dort am Kamin gegen den Stuhl gerannt, daß man vor Schreck einen Nervenchoc bekommen konnte.

Die Zweige im Kamin prasselten, jetzt ein lautes Knacken — die Ruhende schreckte zusammen und fuhr hoch auf. „Ha!“ Mit unruhigen Fingern zupfte sie die Schleifen an ihrem spitzenbesetzten mattlila Morgenrock zurecht. „Habe ich mich erschreckt — ha —!“ Sie strich sich die Haare aus der Stirn und hielt sich den Kopf. „Wie alles an mir zuckt — wer ist da? Herein!“ Sie sagte es ziemlich scharf; sie wollte doch nicht gestört sein, die Ruhe that ihr so not!

Eine angenehme Stimme rief draußen: „Gut Freund!“ Gleich darauf schob sich Richard Bredenhofers elegante Gestalt in die verdunkelte Stube.

„Ach du — Richard!“ Susannes Gesicht klärte sich auf, sie streckte dem Bruder die Arme entgegen.

Lachend setzte er sich auf den Rand des Ruhebetts und küßte ihre beiden Hände. „Nun, wie geht's, Susi, wieder sehr angegriffen? O!“

Sie sah ihm zärtlich in's Gesicht und streichelte ihm die Wange. Man hätte ihrem harten, spröden Organ kaum die Modulation zugetraut: „Ist es auch recht, daß du bei solchem Nordost ausgehst? Du Leichtfuß! Wenn du dir nun wieder deinen Husten holst!“ Sie gab ihm einen leichten Klaps.

„Ach was!“ Er haschte nach ihrer Hand. „Nur nicht am Gängelbande führen wie ein kleines Kind! Was wollt ihr?“ Er reckte sich. „Ich bin ja jetzt kerngesund!“

„Warum warst du denn gestern nicht bei Veltens? Ich dachte, du scheutest das Tanzen.“

„I bewahre!“

„Dann war es recht ungezogen von dir, wegzubleiben — und unklug,“ setzte sie bedeutungsvoll hinzu. „Irene Reichenbach war da und umschwärmt wie keine. Du weißt, daß du Chancen hast. Das Mädchen ist reizend und so bescheiden für die Millionen! Die Reichenbachs sind in der zweiten oder dritten Generation getauft, der Vater ist hochangesehen; warum fackelst du eigentlich?“

„Ich mag nicht,“ sagte er verdrossen.

„Aber Richard!“ Sie wurde rot vor Schreck. „Was für Launen! Anfang Winters machtest du ihr sehr die Cour — und nun auf einmal keine Lust?! Ich war schon

so froh, ich sah dich in Gedanken angenehm situiert, eine hübsche, reiche Frau, du kannst ganz deinen Liebhabereien leben! Die Reichenbach betet dich an, und der Alte würde dich gern als Schwiegersohn nehmen. Lieber Gott" — sie streichelte ihm wieder die Wange und sah ihn mit Genugthuung an — „ich bin ja auch stolz auf dich! So viel Talente wie du hast! Richard, ich werde dich nächstens mit Irene Reichenbach zusammen einladen, ganz allein, da hast du die beste Gelegenheit, das versäumte nachzuholen."

„Thu' das nicht, ich mag sie nicht." Er sah finster vor sich hin und kaute an seinem Schnurrbart.

„Was fällt dir ein?" Sie richtete sich in vollem Entsetzen auf und schlug die bebenden Hände zusammen. „Jetzt, nachdem ich die Sache so schön eingeleitet habe und so viel dafür gethan?! Du bist ein schrecklicher Mensch, von einem kindischen Eigensinn! Sei doch nicht so thöricht, du lebst und lebst in den Tag hinein und zehrst von deinem mütterlichen Erbteil —"

„Das ist bald alle," lachte er.

„Was dann?" Fieberisches Rot der Erregung trat ihr auf die Wangen. „Du weißt gar nicht, was zum Leben gehört! Erst haben die Eltern für dich gesorgt, und seit deinem neunzehnten Jahre, seitdem wir sie verloren haben, sorge ich für dich." Thränen kamen ihr in die Stimme. „Ich habe, weiß Gott, alles aus größter Liebe gethan, keiner wacht ängstlicher und eifersüchtiger über dein Genie, aber — aber—"

„Sei nur nicht so! Susi! Ja, du bist sehr gut, ich bin dir auch sehr dankbar!" Er küßte sie. „Aber sieh'

mal, ich will mich doch nicht ewig bevormunden lassen, ich will doch nun auch einmal thun, wie ich will."

Sie sah ihn mit erstaunt aufgerissenen Augen an. „Wenn man sich sein ganzes Leben lang hat leiten lassen und immer unselbständig war — und nun auf einmal —!"

Ungeduldig sprang er auf. „Dann hat man's eben einmal satt! Ich mag nicht, ich will nicht immer euer Spielzeug sein, die Marionette, die du hin- und herschiebst, wie's dir beliebt. Ich danke! Ich nehme die Reichenbach nicht, ich mache, was ich will — und nun laß mich in Ruh'!" Mit erregten Schritten ging er auf und nieder.

„Richard, nicht so laut! Richard meine Nerven!"

„Ah so, entschuldige! Ich habe auch Nerven," sagte er gezwungen ruhig und setzte sich wieder hin; aber auf einen Stuhl, nicht auf das Ruhebett.

„Du hast dich wohl anderweitig engagiert?" Die Schwester stützte sich auf den Ellenbogen und sah den Bruder mit halb zugekniffenen Augen forschend an. „Richard, Richard, hast du dich wieder verplempert? Es ist schrecklich!" Sie zog ihr Taschentuch und fing an nervös zu weinen.

Er rührte sich nicht, er saß da wie angenagelt. Minuten vergingen. Endlich murmelte er: „Ich liebe sie nicht. Ich will nur aus Liebe heiraten."

Sie lachte auf, mitten in ihren Thränen; es war ein recht greller Klang in dem Lachen. „Liebe —?! Mein Schatz, Karl und ich haben uns auch aus Liebe geheiratet! So was giebt sich in der Ehe, die ewigen Emotionen halten nicht vor. Du bist wie ein Kind,

Richard — Liebe?!" Sie zuckte die Achseln und knäulte ihr Taschentuch zusammen. „Natürlich, wir haben uns ja lieb, Karl und ich — selbstverständlich — aber wie du dir sie denkst, so ist die Ehe nicht. Künstlerlaunen! Unpraktische Geniegedanken! Die Hauptsache ist, daß man nachher sein gutes Auskommen hat und sich den erwünschten Komfort gewähren kann. Denke mal, was hast du, wenn du eine Frau noch so liebst und sie nachher nicht ernähren kannst?! Und dann kommen Kinder und alle möglichen Unannehmlichkeiten! Daß es dir so gehen sollte, das macht mich schaudern."

Er war bleich geworden und senkte den Kopf auf die Brust. Jetzt hob er ihn aber wieder zuversichtlich. „Ich werde arbeiten. Mein Buch muß doch endlich fertig werden — und — und dann habe ich schon viele Skizzen verkauft, wenn ich fleißig bin, male ich im Jahr mehrere Ölgemälde. Klavierstunden à eine Mark brauche ich darum noch nicht zu geben!" Er lachte kurz und nervös und fuhr sich über die Stirn.

„Du bist ein Narr," rief sie ärgerlich und schnellte hastig die Füße vom Ruhebett. „Hoffentlich machst du keine Dummheiten! — — Ah, Karl, bitte, mache die Thür zu. Entweder hinein oder hinaus, dein Stehen so auf dem Sprung, zwischen Thür und Angel, ist mir schrecklich. Ich bin ganz krank!"

„Ja, du scheinst sehr nervös zu sein heute!" Doktor Allenstein blieb ruhig auf der Schwelle stehen.

„Karl!" sagte sie scharf.

„Ah — entschuldige, mein Engel." Er schloß geräuschvoll die Thür und kam näher. „Ich habe nicht lange

Zeit. Morgen, guten Morgen, vielmehr Mittag, lieber Schwager! Wie geht's? Audienz gehabt?" Er lachte jovial, daß sich seine kräftige Gestalt schüttelte, und klopfte dann dem anderen, den er bedeutend überragte, auf die Schulter. „Du läßt dich ja gar nicht mehr bei uns sehen? So sehr selten! Beleidigt irgend was bei uns dein Künstlerauge? Ich etwa gar?" Er reckte sich und strich sich wohlgefällig den wundervollen blonden Bart.

„O nein," — Bredenhofer sah vor sich nieder — „ich bin eben beschäftigt, habe meine Gedanken und — und — abends seid ihr ja nie zu Hause," setzte er rasch hinzu, wie froh, eine Ausrede gefunden zu haben.

„Natürlich — ä, alter Junge!" Allenstein schlug ihn auf die Schulter und blinzelte mit den großen, auffallend blauen Augen. „Als wenn du abends nicht auch was vorhättest! Mach' mich nicht dumm! Und am Tage — was? — da brütest du wohl über ungelegten Eiern?" Er lachte so herzlich und geräuschvoll, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

„Ich bitte dich, Karl — diese unzeitige Fröhlichkeit! Richard hat eben mit sich zu thun," sagte Susanne sehr gereizt. „Du hast gar kein Verständnis dafür. Wenn man so talentiert ist —"

„Talent hin, Talent her!" Der Doktor trat an das Ruhebett und kniff seine Frau in die Wangen. „Sei man nicht so aigriert, alte Lotte! Ich trete doch, weiß Gott, deinem Herzensbruder nicht zu nah'! Weil er so'n famoser Kerl ist und ich ihn riesig gern mag, möchte ich ihn mehr hier haben. Aber der," — er drückte pfiffig

die Augen zusammen und that geheimnisvoll. — „der ist jetzt sehr in Anspruch genommen.“

„Wieso?“ Auf des jungen Mannes Wangen zirkelten sich zwei rote Flecken ab. „Daß ich nicht wüßte!“

„Na, thu' man nicht so unschuldig!“ Allenstein mußte die Sache außerordentlich komisch finden; er musterte bald seinen Schwager, bald seine Frau. „Wer war denn das niedliche Mädchen, mit dem ich dich neulich gegen Abend in der Kurfürstenstraße sah? Ihr standet unter der Laterne und konntet euch gar nicht trennen. Ich fuhr vorbei und hielt am Nebenhaus; bei Hauptmann Kurtz haben die Kinder Ohrenkatarrh infolge von Scharlach. Was Gewöhnliches war's nicht; entschieden eine Dame!“

Susanne horchte auf. „Wer war das, Richard?“

„O — o — eine Bekannte — sehr nettes Mädchen — über jeden Zweifel erhaben — ich begreife dich nicht, Karl?“ Ein wütender Seitenblick Bredenhofers streifte den Indiskreten.

„Na, na!“ In diesem ‚Na, na‘ lag eine ganze Welt von Zweifel.

Der junge Mann brauste auf. „Ich verbitte mir jede Bemerkung! Fräulein Langen ist ein ganz reizendes Mädchen, ein vorzügliches Mädchen; ein starkes geistiges Band verbindet uns. Daß du immer gleich solche — solche Ideen haben mußt, Karl!“

Der Schwager antwortete nicht, sondern pfiff durch die Zähne und gab dann seiner Frau einen Kuß. „Adieu, alte Lotte, ärgere dich nicht, laß ihn nur! Sei so gut, bestelle mir zu Mittag etwas recht Leichtes, vielleicht Spargel mit Backhuhn. Heute abend bei Rienows giebt

es entschieden Gänseleberpastete und anderes Getrüffeltes; ich muß mich schonen. Adieu, Schätzchen," er küßte sie schnalzend auf jede Wange. „Adieu, Schwager, viel Vergnügen — aber nicht verplempern!" Er drohte lachend mit dem Finger und verließ das Zimmer.

„Daß Karl immer so guter Laune ist," seufzte Frau Susanne. „Er hat eben keine Nerven. Richard —" sie rückte sich zurecht und nahm die Miene an, als wolle sie einen Schuljungen abstrafen — „daher also dein Widerwille gegen eine Heirat?! Wer ist das Mädchen, was hast du mit ihr vor?" fragte sie streng.

Das Blut schoß ihm zu Kopf: „Ich liebe sie," sagte er trotzig, und dann noch einmal, weich: „Ich liebe sie!"

„Haha, hahaha!" Ihr Lachen hatte entschieden etwas Verletzendes; gleich darauf nahm sie eine gekränkte Miene an. „Es schmerzt mich tief, Richard, daß du so wenig Vertrauen zu mir hast. Ich bemühe mich für dich und mache alles für dich zurecht, und du findest es nicht einmal der Mühe wert, mir ein Wort zu sagen? Wer ist sie, was ist sie, ist sie gut situiert?"

Er sah vor sich nieder. „Sie ist Sängerin," sagte er leise, „eine angehende, junge Künstlerin, aus guter Familie, die Mutter ist Witwe. Vermögen hat sie nicht."

„Und du willst sie heiraten?"

„Ich will sie heiraten."

„Bist du von Sinnen, ganz verrückt?" Sie sprang auf und faßte ihn bei beiden Schultern. Sie rüttelte ihn. „Richard — heiraten?! Auf was?"

„Du bist sehr klug,“ sagte er langsam und schob ihre Hände von seinen Schultern. „Ich habe mir auch alles gesagt. Aber ich heirate sie doch. Ich kann nicht leben ohne sie, sie ist reizend, entzückend“ — ein schwärmerischer Ausdruck verklärte sein Gesicht — „sie ist die Poesie selbst. Laß nur“ — er fuhr sich über die Stirn — „es wird schon wie werden!“

„Du Unglücksmensch — Richard!“ Frau Susanne brach in krampfhaftes Schluchzen aus und warf sich auf die Chaiselongue. „Was wird Onkel Hermann sagen? Und Tante Hannchen! Um Gotteswillen, um Gotteswillen, du verscherzt dir Onkels ganzes Wohlwollen! Er war so sehr für die Reichenbach, und du weißt, wenn er sich auf etwas kapriziert hat — ach, Richard, dieser Kummer!“

Der junge Mann verzog finster die Stirn. „Es thut mir leid, furchtbar leid, um ihn, um dich, um — ja, um mich am Ende auch. Es wäre besser, Lena und ich brauchten nicht mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen; aber“ — er seufzte — „es ist doch nun einmal nicht anders! Susi,“ er drückte sich neben die Schwester auf die Chaiselongue und ergriff deren Hände — Susi, gute Schwester, du kannst viel beim Onkel durchsetzen, er hört auf dich, leg' ein gutes Wort für mich ein! Er wird mich doch deswegen nicht enterben? Ha —“ er lachte plötzlich auf und hielt dann inne, erschrocken über das eigne Lachen — „wegen solcher Lappalie! Nein — Unsinn!“

„Sei nicht zu sicher! Onkel Hermann hat einen eisernen Kopf, und in den hat er sich nun einmal die

Reichenbach gesetzt. Er hat schon so viel für dich gethan — Kunstreisen, der Aufenthalt im Süden — er will dich nun auch nach seiner Façon selig machen. Er hat ein Recht dazu."

„Recht — Recht!?" grollte er. „Er dünkt sich unfehlbar wie der Papst. Weil ich Wohlthaten von ihm empfing, soll ich zum Dank mein ganzes Lebensglück opfern?! Nein, nein! Ich pfeife auf seine Erbschaft, mag er sie behalten. Ich gehe." Er sprang auf, rückte sich den Rock zurecht und näherte sich der Stubenthür. Dort hielt er noch einmal inne und sah zurück.

Da lag seine Schwester auf dem Ruhebett, hielt die Hände vor's Gesicht gedrückt und schluchzte, daß ihr Körper bebte. „Und nicht einmal so viel Vertrauen zu uns — kein Wort — alles hinter dem Rücken!"

Es überkam ihn wie Reue. Schon war er bei ihr und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen.

„Laß mich — laß mich — du hast kein Vertrauen!"

„Hätte ich euch eher etwas gesagt, ihr hättet mir längst abgeredet, und wer weiß —" mit einem betroffenen Ausdruck starrte er vor sich hin — „ich hätte mir abreden lassen. Ich habe mich gefürchtet. Jetzt ist der Würfel gefallen."

„So hast du schon mit ihr gesprochen?" Sie lockerte die Hände ein wenig und lauerte hinter ihnen nach dem Bruder.

„Nein, noch nicht!"

„Ah!" Susanne ließ die Hände vollends sinken, ein Hoffnungsstrahl glitt über ihr Gesicht.

„Aber sie liebt mich, liebt mich grenzenlos, ich bin meiner Sache sicher."

„Und wenn sie erfährt: du hast nichts?!" Ein spöttisches Lächeln kräuselte die Lippen der Frau.

„Sie wird mich lieben," sagte er einfach. „Wir werden uns lieben bis in alle Ewigkeit!"

Die Worte waren verklungen. Sie schwiegen. An den Fenstern rüttelte der Winterwind, im Kamin knisterten die verglühenden Zweige; es roch nach lauter Poesie.

„Susi," bat er endlich leise, „willst du sie dir nicht wenigstens einmal ansehen? Sie singt heute abend im Konzert, das von ihrem Professor veranstaltet ist; komm mit mir, sieh sie! Du wirst, du kannst ihr nicht widerstehen! Und sie singt —!"

„Ich werde sie mir ansehen," sagte sie hart.

VI.

Vor der Philharmonie hielten viele Equipagen. Das Konzert des berühmten Mannes war gut besucht; er hatte Gönner und Freunde, und wer ihm nicht wohlwollte, der zeigte es nicht.

Professor Dämel führte seine auserlesenen Schüler dem Publikum vor, nebenbei hatte ein hervorragender Violinvirtuose seine Mitwirkung zugesagt.

Es war häßliches Wetter. Der Nordost war umgesprungen, Feuchtigkeit in der Luft; Regen und Schnee gingen vermischt nieder. Richard Bredenhofer hüstelte, als er mit seiner Schwester im Strom der Menschen

dahinschob. Ringsumher nichts wie Abendmäntel und Kapuzen, männliche Wesen waren weniger vertreten; Professor Dämel ‚machte mehr in Weiblichkeit‘.

Der große Saal, von den elektrischen Kugeln tageshell erleuchtet, sah unheimlich kritisch und anspruchsvoll aus. Hier war schon mancher Ton erklungen und hatte sich in den vielen Logen und Winkeln verfangen und war verflattert, ohne Nachhall und Ruhm. Es war kein glücklicher Gedanke, für ein Vokalkonzert diesen Raum zu wählen; aber Professor Dämel mußte das doch besser wissen, er war ja ein berühmter Mann.

Richard Bredenhofer war von einer fieberhaften Unruhe, das Programm in seinen Händen knisterte und knitterte; in einem fort blätterte er die ersten beiden Seiten um und blätterte sie wieder zurück. Da stand es: ‚Fräulein Magdalene Langen‘ und hier: ‚Schumann’sche Lieder‘. Alles andere interessierte ihn nicht.

Verstohlen sah er die Schwester an. Sie saß da wie ein Bild aus Stein, im hocheleganten Seidenkleid, kerzengerade; sie ging nachher noch in Gesellschaft zu Rienows, es war eine besondere Liebenswürdigkeit von ihr, hier zu sein.

Er sah sich um; waren denn alle Gesichter so steinern, kein einziges warm und entgegenkommend? Es legte sich ihm beklemmend auf’s Herz, wie eine abkühlende Douche kam es ihm auf den Kopf. Da — ganz vorn in der ersten Reihe — das strahlend heitere, jünglingsfrische Gesicht Doktor Reuters! Wie eine Erlösung wirkte sein Anblick auf den Verzagten, er klammerte sich mit

den Blicken an diesem Gesicht fest. Und nun, nun ging's los!

„Sitz ruhig," sagte Frau Doktor Allenstein. „Dein Hin- und Herrutschen macht mich nervös." Es war das einzige, was sie bis jetzt geäußert hatte; auf dem Herweg stumm, seit dem Hiersein stumm.

Bredenhofer hörte nicht zu. Was er dachte, er wußte es selbst nicht. Leere Klänge klangen vom Podium, in seiner Seele fand kein Ton einen Widerhall. Wie fernes Brausen umrauschte ihn das Klatschen des Publikums — der hervorragende Geiger hatte gespielt; wie ein schwarzer Strich stand er oben auf dem Podium, dienerte und schwenkte den Bogen.

Was wollte der Mann da? Richards Gedanken wanderten fort aus dem hellen Saal, fort von den klatschenden Menschen — in dem kleinen Künstlerzimmer stand sie wohl jetzt, den Kopf gesenkt, horchte nach dem Beifallsbrausen und wartete auf ihre Nummer. Ob sie Angst hatte? Er hatte Angst. Er konnte nicht still sitzen, er reckte sich und streckte den Hals. Der hervorragende Geiger war fort; jetzt kam der berühmte Mann die Stufen von dem Seitenthürchen herunter, mit Würde führte er die Sängerin in rosa Seide vor. Fräulein Krotoschinska stand auf dem Zettel.

Ein leises Raunen, ein flüchtiges Surren ging durch den Saal — ah, eine blendende Erscheinung! Fräulein Krotoschinska trat keck bis vorn an die Rampe, das elektrische Licht zeigte ihren tief entblößten weißen Hals noch weißer — jetzt öffnete sie den Mund, ihre mächtige

Stimme füllte den Saal und drang bis in den fernsten Winkel.

Ein Beifall sondergleichen! Immer wieder mußte sie sich verneigen. Sie lächelte, sie hatte schon die richtige Art, sich mit dem Publikum in Einverständnis zu setzen; ihre großen Augen blitzten die Reihen ab, ein jeder glaubte einen besonderen Dank erhalten zu haben. „Famos — ausgezeichnet — herrlich," murmelte man. „Bravo, bravo!" Und der gefürchtete Kritiker Plappert machte folgende Bemerkung in sein Taschenbuch: „Neuer Stern am Himmel der Kunst, junonische Erscheinung, höchst beachtenswerte Leistung, von Bühnen beizeiten mit Beschlag zu belegen."

Professor Dämel strahlte.

„Sie werden einen schweren Stand haben," sagte er zu Lena, als er sie die Stufen hinabführte. Ihre Hand zitterte und war eiskalt; zu Hause hatte sie so guten Mut gehabt, sich gefreut, nun war ihr doch bange. Wie hülfesuchend ließ sie ihren Blick durch den Saal schweifen — sie sah nichts, alles erschien ihr ein unentwirrbares Chaos. Dünn, kaum hörbar klangen ihr die Akkorde der Begleitung, sie holte Atem, zwei-, dreimal.

„Sie ist es — da!" hatte Richard Bredenhofer geflüstert und seine Schwester angestoßen; sein Herz klopfte krampfhaft.

Frau Doktor Allenstein verzog keine Miene, sie nickte nur mit dem Kopf.

Die kleinen Schumann'schen Lieder klangen recht simpel nach der rauschenden Opernarie der Vorgängerin. So gar nichts Brillantes! Die Töne kamen und gingen,

ganz melodisch, aber unbedeutend wie heimisches Vogelgezwitscher; sie machten keinen Eindruck. Der Beifall war karg; ein freundlich herablassendes, kurzes Klatschen, und dann war's aus.

Bredenhofer klappte wie wütend die Hände zusammen, er wollte den Beifall erzwingen. Es gelang ihm nicht.

„Mach' dich nicht lächerlich," sagte seine Schwester halblaut.

Der Schweiß brach ihm aus, er fühlte eine entsetzliche Enttäuschung und zugleich eine wilde Indignation über das Publikum. Warum klatschten sie nicht, warum machten sie der jungen Sängerin nicht Mut?

Er sah ihr Gesicht in blasser Lieblichkeit, er sah die schlanke, weiße Gestalt sich verbeugen, sich abwenden und gehen. Vor seinen Augen schwamm alles, das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, unwirsch zwirbelte er den Schnurrbart — warum sang sie nicht besser? Die Leute hatten wirklich recht, großer Beifall war hier auch nicht am Platz.

„Mäßig, sehr mäßig; ich hätte dir mehr Geschmack zugetraut. Ich muß gestehen, ich bin einigermaßen erstaunt über dich!" Es war die erste zusammenhängende Rede, die Frau Susanne heut abend von sich gab.

Ihre Worte trafen ihn wie Nadelstiche; und doch hatte sie nicht unrecht, er fühlte sich beschämt, ernüchtert, unglücklich. Wo war Lenas Poesie geblieben, ihre süße unbeschreibliche Anmut, der Funke, der ihren Gesang durchwärmte und ihn zur Seele sprechen ließ?!

„Die kleine Stimme verflattert im weiten Raum,“ schrieb Plappert in sein Notizbuch — „unglückliche Wah — gute Schule mag gerühmt werden.“

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Die ganze Liste wurde abgeleiert — Schüler und Schülerinnen — der hervorragende Virtuose spielte ‚Ungarische Tänze‘ — da capo-Ruf — die Krotoschinska legte noch einmal los und erntete rasenden Beifall. Bredenhofer folgte dem Programm nicht mehr, er saß, die Stirn in die Hand gestützt, und traute sich nicht, seine Schwester anzusehen.

„Ach Gott, kommt sie noch einmal?“ hörte er hinter sich sagen.

Er fuhr auf, bekannte, geliebte Klänge schlugen an sein Ohr.

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?“

‚Wer machte dich so krank?‘ von Schumann. Er hatte sie’s noch nie singen hören.

Sie stand, schlicht und rein im weißen Kleid, die Hände zusammengefaltet, den Kopf etwas hintenüber gebogen.

Kein Räuspern im Saal, kein Scharren, kein Programmknittern.

War sie sicherer geworden, oder war es nur seine große Sympathie für dieses Lied, die ihn über die Mängel hinwegtäuschte?

„Daß ich trag’ Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn!“

Die Thränen schossen ihm in die Augen, er schluckte krampfhaft und senkte den Kopf auf die Brust. Unbeschreiblich rührend klang der Gesang, er wagte keinen Atemzug; wie eine sanfte Klage verhallten die Schlußworte, nichts von Bitterkeit und Vorwurf darin, — sie verstand das Lied noch nicht ganz.

„O Lena, Lena, ich habe dir Unrecht gethan, ich glaube an deine Künstlerschaft; ich liebe dich, ich liebe dich!"

Er hätte aufspringen mögen, eine beseligende Unruhe packte ihn. Nun sang sie das Gegenstück. Der Meister hat darüber geschrieben: ‚Dieselbe Weise, noch leiser‘.

„Die Tage sind vergangen,
Mich heilt kein Kraut der Flur:
Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur."

— — — — — — — — — — — —

Er weinte heiße Thränen im Überschwang des Gefühls; so hatte er nicht mehr geweint seit seiner Knabenzeit.

Frau Allenstein rückte hin und her, sie hatte das Publikum gemustert, nun tippte sie den Bruder auf's Knie: „Du bist krank, Richard, übertrieben nervös; sprich mit dem Arzt!" —

Aus. Stühlerücken und Rappeln, in Hast drängt man zu den Ausgangsthüren.

Richard und seine Schwester waren eingekeilt in der Menge; jetzt ein Durchschlupf.

„Nun —?!" Er sah sie fragend, bang, erwartungsvoll an.

Sie zuckte die Achseln. „Ganz nett, aber —"

„Was ‚aber'," drängte er.

Sie schob ihren Arm in den seinen. „Lieber Richard, es kann sein, daß etwas aus ihr wird, ebenso gut aber, daß nichts aus ihr wird. Wie es auch sei, solche Frauen heiratet man nicht. Ist doch keine Partie! Sei mein guter, kluger Bruder! Richard!"

Er machte seinen Arm frei. „Und wenn auch nichts aus ihr würde, ihre Seele ist da, ihr eignes Ich. Ich heirate sie." Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Du solltest dich schämen, so berechnend zu reden; du, eine Frau!"

Ihr Gesicht verzog sich und wechselte die Farbe. „Wir werden alle gegen diese Heirat sein, morgen schreibe ich sofort an Onkel Hermann; er soll dir den Kopf waschen!"

„Thu's," sagte er trotzig und warf ihr den Mantel über.

„Adieu!"

Er bot ihr keine Hand, eisig war seine Miene.

* * *

Im Künstlerzimmer stand die Krotoschinska; sie hatte ein herrliches Bouquet in ihren Händen und drehte es wirbelnd hin und her. Vor ihr drehte und wand sich ein Herr, stark jüdisch, mit blassem, weichlichem Gesicht und scharfen Augen.

„Ausgezeichnet, mein Fräulein, großartig, wirklich großartig," sprach er leise und eifrig. „Sie sollten sich die Sache überlegen, weisen Sie sie nicht leichtfertig von der Hand!"

„Was wollen Sie?“

„Zwanzig Prozent, gar nichts! Ich habe Verbindungen mit den bedeutendsten Bühnen, die größten Künstler wenden sich vertrauensvoll an mich. Gestern erst Brief gehabt von der Sembrich und Scheidemantel; auch Gastspiele besorge ich. Sie bekommen die glänzendsten Engagements durch mich.“

Ein abschätzender Blick überflog ihre üppige Gestalt; dann fuhr er, sich befriedigt die Hände reibend, fort:

„Wie wär's mit Petersburg, Fräulein? Lieben Sie Brillanten? Kriegen massenhaft da. Liegen bei mir Kontrakte aus. Auch Hamburg, Hannover, Köln können Sie haben. Würde mehr sein für Petersburg, lohnt sich besser — bei der Figur!“

Wieder musterte er sie eingehend. Sie vertieften sich in ein interessiertes Gespräch.

Dicht neben der Thür stand Lena Langen. Ein brennendes Rot flog über ihr Gesicht, als sie sah, wie der Agent sich um die Krotoschinska mühte. Auch der Recensent vom ‚Tageblatt‘ hatte diese vorhin mit Komplimenten überschüttet; der allgewaltige Plappert sie sogar um ihren Besuch gebeten, er wollte einige biographische Notizen bringen.

Wer kümmerte sich um sie?

Kein Neid beschlich sie, wohl aber das Gefühl der eignen Unzulänglichkeit. Ihr fehlte eben das ‚bißchen Glück‘, und wo das nicht war —! Sie seufzte und hing sich den bescheidenen Abendmantel um.

Da kam der Professor. Unter den Falten des Abendmantels suchte er nach ihrer Hand und tätschelte sie.

„Na, Kindchen, ganz schön, ganz schön!“

Sie versuchte zu lächeln und seinem Blick standzuhalten; er sah sie so eigen an.

„Habe ich denn gut gesungen?“ fragte sie beklommen

„Im Anfang etwas matt — hm, hm — aber das gab sich. Sie wissen doch: ce n'est que le premier pas, qui coûte — hier wie in allem anderen. Haha!“ Er lachte, bückte sich und suchte seine andere Hand auf ihr Herz zu legen. „Na, schlägt das Herzchen noch so sehr?“

Sie wich zurück. „Herr Professor, sagen Sie mir, habe ich wirklich nicht schlecht gesungen?“

Er musterte ein klein wenig spöttisch ihr erregtes Gesicht. „Zum Schluß sogar sehr gut, künstlerisch eigentlich viel besser wie die Krotoschinska — aber das ist ein Frauenzimmerchen, ha! Wie geschaffen für die Kunst! Macht rapide Karriere! Ihnen —“ er gab plötzlich ihre widerstrebende Hand frei und machte ein kaltes Gesicht — „Ihnen fehlt jedes Auftreten!“

Langsam schritt Lena die Stufen der Seitentreppe hinunter; von unten blies ihr der Nachtwind entgegen; sie fühlte sich so allein. Was er wohl sagen würde? O, wenn sie ihm, ihm wenigstens doch gefallen hätte! Im Konzert war er sicherlich gewesen, gestern hatte er's zugesagt. Ein heißes Gefühl überkam sie plötzlich, trotzdem ihre Glieder in dem dünnen Abendmäntelchen schauerten; sie sehnte sich nach ihm.

„Lena — guten Abend — Fräulein Lena!“

Sie fuhr zusammen, daß sie fast von der Schwelle des Ausgangs heruntergefallen wäre. Da stand er vor

der Thür, den Hut in die Stirn gedrückt, das Stöckchen unter'm Arm, bleich, im flackernden Licht der Laterne.

„Ah — Sie!" Mit einem glückseligen Lachen reichte sie ihm die Hand. Er drückte sie zärtlich und zog sie dann durch seinen Arm. Rechts und links verliefen sich die letzten Konzertbesucher — windverwehte Mäntel und flatternde Schleierzipfel. Er fühlte sich ganz allein mit ihr, losgelöst von aller Welt, nur zu diesem Mädchen gehörig.

Sorgsam, ihren Arm an sich drückend, führte er sie zur nächsten Droschke. Sie sprachen nicht, sie kämpften gegen den Wind an, der die schlanken Gestalten umzuknicken drohte.

Er hob sie in die Droschke; wie im Traum ließ sie sich's gefallen, hörte, wie er dem Kutscher die Weisung gab, fühlte, wie er sich neben sie setzte. Sie konnte gar nicht denken, hatte nur das eine Gefühl erwartungsvoller Freude, wie sie es als Kind vor Weihnachten gehabt.

Der Wagen rappelte über Pflaster, hinter den angelaufenen Scheiben huschten gelbe Lichter vorüber; jetzt kam Asphalt.

„Lena," sagte er erregt und versuchte vergebens, seiner Stimme Festigkeit zu leihen, „Sie, Sie haben gesungen wie ein Engel!"

Und plötzlich lag er vor ihr auf dem Boden des engen Wagens, den Kopf an ihre Kniee gedrückt.

„Lena," flüsterte er, und doch klang's ihr wie Posaunenton, „ich habe Sie lieb, ich habe dich lieb — dich, dich, dich — zum Sterben!"

Er richtete den Kopf auf und suchte im Dunkel den Blick ihrer Augen. „Lena, sieh mich an —“ er legte beide Hände an ihre Wangen — „hast du mich lieb?“

Sie nickte; eine unbeschreibliche Seligkeit nahm ihr den Atem, ein unterdrücktes Lachen kam ihr aus der Brust und dann ein krampfhaftes: „Ja, ja, ich hab' dich lieb, ich bin dir so gut!“

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und zog die Lippen nicht zurück vor seinem Kuß.

Draußen scharfer Wind, der durch die Ritzen des Wagens pfiff; feuchte Nachtkälte und spärlich flackernde Lichter. Innen in dem ratternden Gefährt eine große Seligkeit. Da war gar kein Gedanke an die Zukunft; warm floß es aus einem Herzen in das andere, ein köstlicher Strom goldener Hoffnungen.

„Ob sich je zwei Menschen so geliebt haben?“ fragte sie triumphierend, ihr glühendes Gesicht von dem seinen hebend.

„Nein, nein, nein!“ Er küßte sie stürmisch.

„Es giebt keine Liebe gleich der unseren; sie überwindet alles — o, Lena!“

Der Wagen hielt; sie waren schon in der stillen Straße vor dem hochstöckigen Haus.

„Die Mutter!“ sagte sie plötzlich erschrocken und dann gleich darauf mit einem glückseligen Lachen: „Die wird denken, sie träumt; sie glaubt mir's gar nicht!“

„Ich komme mit dir, dann wird sie dir's glauben. Komm, gieb mir deine liebe Hand!“

Hand in Hand, wie Kinder, die einander führen, gingen sie die Stufen hinan. Noch brannte das Gas

auf den Treppen, aber es war schon ganz still im Haus, niemand begegnete ihnen.

Die letzten Stufen flog Lena hinan. Sie hatte sich losgerissen, nun zerrte sie stürmisch an der Klingel.

Innen Pantoffelschlurren.

„Bist du's, Lena?" fragte die ängstliche Stimme der Mutter.

„Ja, ja!"

Die Kette fiel rasselnd, es wurde aufgeschlossen.

„Mein Kind, es ging wohl sehr gut? Die Anna ist zum Kränzchen. Ich — ah!"

Frau Langen wich zurück bis an die Wand des Korridors — was wollte der fremde Herr da hinter ihrer Tochter? Er verbeugte sich tief, er griff nach ihrer Hand!

„Mutter!" Hastig, mit einer beängstigenden Leidenschaftlichkeit, warf sich ihr Lena an den Hals.

„Mutter, ich bin so glücklich! Da — da ist er," — sie zog ihn neben sich — „wir haben uns lieb — weißt du, der Herr, der mich bei Doktor Reuter begleitet hat — der, mit dem ich auch im Herbst gereist bin, und — und — ich bin so glücklich, Mutter!" Sie brach in Lachen und Schluchzen zugleich aus.

„Mein Gott!" Frau Langen faßte sich an den Kopf, ihre zarten Wangen erröteten tief, ratlos blickte sie den fremden Mann an. „Was ist denn — was — was?"

„Gnädige Frau," — Bredenhofer hatte augenblicklich gar keinen Begriff von der Merkwürdigkeit der

Situation; als habe er keine Sekunde zu verlieren, so sprudelte er hervor: „Gnädige Frau, sagen Sie ‚ja' — gnädige Frau, ich kann nicht leben ohne Lena! Gnädige Frau" — er küßte stürmisch ihre Hand — „legen Sie uns nichts in den Weg — gnädige Frau?!"

Er sah sie flehend, treuherzig aus hübschen offenen Augen an.

„Mein Gott, mein Gott!" Frau Langen zitterte am ganzen Leib; an ihrem Hals schluchzte krampfhaft die Tochter, ihre Hand hielt der junge Mann und ließ sie nicht los. Einen Augenblick war's ihr, als sei sie irre oder liege im Bett und habe einen tollen Traum.

„Kommen Sie herein," sagte sie halblaut — „ich — ich — bitte, treten Sie näher!"

Drinnen im gemütlichen Zimmer brannte die Lampe; auf dem Tisch standen Thee und gestrichene Butterbrötchen für Lena. Die vertrauten Umgebungen gaben Frau Langen einigermaßen die Fassung wieder. Sie fühlte sich Herr in ihrem Hause, aber sie mußte sich schnell setzen, die Kniee wankten ihr.

„Bitte, nehmen Sie Platz!" Sie deutete verbindlich auf einen Stuhl und versuchte sich mit kühler Gelassenheit zu wappnen.

„Was wünschen Sie, mein Herr — Herr Bredenhofer, nicht wahr? Meine Tochter hat mir wohl Ihren Namen genannt, aber — wie konnte ich denken?! Lena ist immer so übereilig, so vorschnell, ich — Sie sehen, ich bin vollständig fassungslos! Darf ich bitten" — sie war jetzt ganz Dame, ganz kühl — „mich etwas aufzuklären!"

„O nicht so, Mutter! Nicht so!“ Lena stürzte auf sie zu und schmiegte sich an sie. Sie drückte ihre Wange an die der Mutter und flüsterte ihr in's Ohr.

Bredenhofer fing an zu reden, im überströmenden Gefühl war er beredter denn je. Er sprach von der gemeinschaftlichen Reise, vom Wiedersehen bei Reuter, vom heutigen Konzert. Die Worte flossen ihm von den Lippen; er war ein Dichter, als er von seiner, von Lenas großer Liebe sprach.

Frau Langen war gerührt. Sie streichelte der Tochter das Haar und sagte zugleich vorwurfsvoll: „Und ich habe nichts geahnt? Lena, Lena!“

Dann faltete sie die Hände und sah ergebungsvoll drein, die Thränen liefen ihr dabei über's Gesicht. Sie suchte nervös in ihrer Tasche, sprang dann auf und suchte am Nähtisch; endlich hatte sie das Taschentuch, es lag im Strickkorb.

Als sie sich umdrehte, sah sie zwei Augenpaare flehend auf sich gerichtet. Bredenhofer und Lena hatten sich an der Hand gefaßt.

„Mutter!“ sagte Lena nur, und Bredenhofer wie ein Echo: „Mutter!“

Die arme Frau nickte stumm, sie war ganz verstört; und dann faltete sie die Hände:

„Gebe Gott seinen Segen!“

Mit einem Jubellaut umschlangen sich die beiden und blieben so stehen, mit glühenden Gesichtern, eins in den Anblick des anderen versenkt.

Frau Langen mußte an ihren verstorbenen Mann und an ihre eigene Verlobung denken. Da war alles

anders gewesen, gar nichts Romantisches. Hier war Poesie. Eine leise kleine Freude, daß ihre Lena das erlebte, fing an, sich in ihr zu erheben.

Als Bredenhofer zwei Stunden später, gegen Mitternacht, seine Braut verließ, gab ihm sogar die Mutter einen Kuß; sie küßte ihn auf die Stirn und errötete dabei wie ein schüchternes junges Ding.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er gar nicht von seinen Verhältnissen gesprochen hatte, weder von seinen pekuniären noch von seiner Familie.

Sie hatten ihn auch gar nicht gefragt.

VII.

Vor ihrem Nähtisch saß Frau Langen und weinte. Nun war Lena schon vierzehn Tage heimlich verlobt — das war so schön! — aber nun war's losgebrochen. Lena selbst saß im Winkel des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Ofen; es fror sie und sie hielt sich die Hände vor die Augen. Ihr Gesicht konnte man nicht sehen, doch sagte es die ganze Stellung: sie war trotzig. Sie rührte sich nicht, hatte die Beine übereinander geschlagen und heraufgezogen; den Oberkörper hielt sie vornüber geneigt.

Mitten an dem Tisch im Korbstuhl saß Landgerichtsrat Langen; er sah müde aus. Neben ihm, die Hand auf seine Schulter gelegt, stand seine Frau.

„Wir müssen jetzt gehen, Fritz," sagte Amalie, „wir können Allensteins nicht warten lassen, nachdem uns

die Leute heut morgen das artige Billet geschrieben haben. Und dann will ich jedenfalls hinzu über die Linden fahren; da soll bei gutem Wetter viel Leben sein. Ich will jedenfalls die Linden sehen!"

„Ja, ja!" Mit einer ihm sonst fremden Ungeduld schob er ihre Hand von seiner Schulter. — „Und Lena, meine liebe Schwester," er drehte sich ganz nach dem Ofen hin, „willst du wirklich darauf bestehen? Lena!"

Sie rührte sich nicht, sie drückte die Hände fester vor die Augen.

„Lena, ich habe die weite Reise hergemacht, ich habe so wenig Zeit, muß morgen abend wieder abreisen, ich muß die Sache bis dahin in's Reine bringen. Laß doch mit dir sprechen! Sei verständig! Hörst du mich, Lena?"

Sie gab keine Antwort, sie zuckte nur ungeduldig mit den Schultern und warf den Mund auf.

„Sie ist trotzig!" sagte Amalie. Sie blickte an der eigenen stattlichen Figur herunter und dann in den gegenüberhängenden Spiegel. „Die Demut kleidet immer besser, liebe Lena. Mama," sie wandte sich an Frau Langen, „du hast Lena zu sehr verwöhnt, Fritz und ich haben das immer gesagt. Mama," sie ging an den Nähtisch und streichelte die weinende Frau, „rege dich nicht auf, der Herr wird dir helfen. Du bist eben zu gütig gewesen, ich will nicht sagen ‚schwach'."

„Ja, ja," Frau Langen weinte schmerzlicher. „Daß Lena mir das anthut! Und wie sie mich hintergangen

hat! Die ganze Zeit neben mir hergelebt und nichts von der Sache erzählt!"

„Sie ist trotzig," sagte Amalie wieder.

„Sie hat kein Vertrauen gehabt, das kränkt mich am meisten. Mir ein X für ein U zu machen, solcher guten Mutter! Welches Glück, daß ihr gekommen seid, ich bin euch so dankbar. Ich habe mich bis dahin immer wieder beschwatzen lassen; nun sehe ich klarer. Ihr wollt ja nur Lenas Glück!"

„Ja, das wollen wir!"

„O du — du —!" Lena sprang plötzlich auf und trat kreideweiß, mit blitzenden Augen, vor die Schwägerin. „Sei du nur still; gehetzt habt ihr! Mutter war erst dafür, sie war gut zu mir, gut zu Richard; sie hat sich sogar darüber gefreut. Nun kommt ihr und schreit das Gegenteil und macht einem ganz wirr im Kopf! Du — du —" sie kniff die Lippen zusammen und ballte die schlaff hängende Hand zur Faust, „du hast Fritz gehetzt!"

Ihre Stimme steigerte sich, sie klang gellend in Zorn und Schmerz und Angst:

„Du bist schuld daran!"

„Ruhe, Lena!" Der Bruder war aufgestanden und faßte das Mädchen am Handgelenk. „Ich sehe kein günstiges Resultat von deinem Verkehr mit Bredenhofer, deine aufgeregte Heftigkeit nimmt immer zu. Fahre nicht auf, Lena! Bredenhofer ist liebenswürdig und hat gewiß die besten Absichten. Aber was denkt er sich eigentlich? Haltlos, vollkommen haltlos! Seine Verwandten, nach den Briefen, die ich mit ihnen gewechselt habe, überschätzen ihn wohl in gewisser Beziehung; aber

im Grunde sind sie ganz meiner Ansicht. Entschieden erklären wir alle diese Verbindung für unmöglich. Er hat nichts, du hast nichts und was das Schlimmste ist, ihr paßt nicht zu einander. Ich halte ihn überdies für krank; er ist sehr nervös und schwach auf der Brust. Ich gebe es nicht zu, daß meine einzige Schwester in's Unglück rennt."

Frau Langen am Nähtisch weinte laut und schmerzlich.

Sie schwiegen alle eine Weile. Amalie nickte mit dem Kopf, und Lena stand wie ein Geist mit weit aufgerissenen entsetzten Augen.

„Es thut mir leid um dich, Lena," sagte der Bruder wieder, „du mußt es verschmerzen." Und jetzt sehr weich: „Komm zu mir, Lena! Komm zu deinem Bruder!" Er breitete die Arme aus.

Lena stand ohne sich zu rühren; nun schüttelte sie den Kopf. — „Ich will nicht," murrte sie finster.

„Lena, ich habe es immer gut mit dir gemeint! Lena, auch jetzt!"

„Geh nur, du willst mein Unglück! Ich habe niemanden, der mir beisteht — Richard, Richard!" Sie brach in verzweifeltes Schluchzen aus und taumelte zurück an die Wand. Dort stand sie, den Rücken nach der Stube gedreht, die Stirn gegen die Tapete gepreßt.

Mit einem tiefen Seufzer ließ Langen die Arme sinken. Er sagte nichts mehr, er sah sehr traurig aus. In Gedanken stierte er auf den Fußboden.

Frau Langen und die Schwiegertochter flüsterten miteinander. In solchen Fällen war Amalie immer am Platz, da war sie die Mildthätige, die Versöhnerin.

Jetzt schwiegen die zwei Frauen auch. Es war so still in der Stube, daß jeder leise Atemzug hörbar war. Nun knisterte und knitterte es, Frau Amalie war zu ihrem Mann getreten: „Fritz, wir gehen!“ Ihre große Hand legte sich auf seinen Arm.

Er zuckte zusammen: „Jawohl!“ Ein mitleidiger Blick nach der Ecke. „Ich möchte doch noch einmal mit Lena —“

„Sie ist trotzig,“ sagte Amalie zum drittenmal.

„Adieu, Mama!“

„Adieu, Kinder!“

„Adieu, Lena!“

Keine Antwort, das Mädchen rührte sich nicht. Die Thür fiel hinter dem Ehepaar in's Schloß.

„Lena!“ Frau Langen war ärgerlich. „Du sagst nicht einmal deinen Geschwistern ‚Adieu‘, und sie thun doch alles für dich, in deiner Angelegenheit! Du bist undankbar!“

„Un—dank—bar?“ Lena drehte den Kopf; mechanisch, wie eine aufgezogene Puppe, kam sie auf den Nähtisch zugeschritten. Sie stemmte die Hand auf die Platte. „Was willst du von mir?“ sagte sie tonlos. „Ihr macht mich tot. Erst hast du dich gefreut, und jetzt ist alles, alles schlecht. Das kommt von Amalie. O, ich weiß es wohl, wäre Fritz allein hier, es wäre besser! Aber sie mußte ja mit, sie läßt ihn nicht, sie muß Berlin ansehen. Ich hasse sie, ich hasse sie!“ Sie stampfte mit den Füßen.

„Lena,“ — Frau Langen rang die Hände — „was ist in dich gefahren? Du solltest dich freuen, wenn ihre

Ehe jetzt eine bessere ist. Amalie liebt ihn eben so sehr, sie kann ihn nicht entbehren!"

„Und ich —?!" Bitter lachend hob Lena die Hand vom Tisch und ließ sie wieder schwer niederfallen. „Kann ich Richard entbehren?"

„Das ist etwas Anderes, er ist doch nicht dein Mann." Die Mutter sprach sehr weise. „Das ist ganz anders, das verstehst du nicht. In der Ehe tritt man sich so nahe, daß es keine Trennung mehr giebt. Wie ich deinen Vater heiratete, habe ich ihn gar nicht so geliebt. Es war nun mal eben arrangiert. Aber nachher — o du lieber Gott! ich habe mich ohne ihn nie mehr im Leben zurecht finden können. Und jetzt gar? Ich weiß nicht aus noch ein!"

„Wenn ihr mich von ihm trennt, sterb' ich," murmelte Lena. Und dann lauter: „Mutter, hörst du, ich sterbe, wir sterben zusammen!" Ihre Augen blickten wie geistesabwesend. „Dann begrabt uns zusammen. Und wenn ihr dann weint — o ihr!" Sie streckte den Arm gegen die Mutter aus. „Ihr macht mich unglücklich, ihr bringt mich um!" Wimmernd sank sie auf den nächsten Stuhl.

Frau Langen war ganz blaß geworden, ihre Lena sah zu jammervoll aus. Langsam kam sie an die Tochter heran. „Armes Kind!" Sie streichelte das verwirrte Haar.

„Richard, Richard!" Mit einem lauten Jammerruf sank ihr Lena an die Brust. „Mutter, sei doch gut, hilf mir!" Sie umklammerte die zarte Frau; beide Gestalten zuckten unter dem wilden Schluchzen des Mädchens: „Richard — Mutter — hilf mir!"

„Sei still, sei still! Lena, Lenachen!“ Frau Langen war ganz erschüttert — wenn ihr die Tochter stürbe?! Eine Riesenangst packte sie; es war auch wirklich hart, wie man mit dem Kinde umging! Die ganze Sache war eine Tücke des Schicksals. Das Leben war zu wunderlich; daß man doch nie mit dem zurecht kommen konnte! Bitterlich weinend preßte sie ihr Kind an sich: „Weine nicht, mein Herzchen, weine nicht! Ich, deine Mutter, bin ja bei dir; sie haben alle unrecht, ich helfe dir!“

Wie ein Kind nestelte sich Lena an sie an.

* * *

Bei Allensteins stand der Diener hinter der angelehnten Korridorthür. Wenn auch keine Sprechstunde war, Frau Doktor war zu angegriffen, es durfte nicht geklingelt werden.

Im Salon ging Susanne unruhigen Schrittes auf und ab. Sie sah ganz gelb aus und hatte tiefe Ringe um die Augen; sie mußte sich zu sehr um den Bruder grämen. Da saß er nun wie ein Geist am Fenster, die Arme auf's Fensterbrett gestützt, und stierte hinunter auf die Straße. Es war wirklich besser, er war bei der Unterredung nicht zugegen, später konnte er ja hereinkommen. Es würde ihn zu sehr angreifen, und nebenbei hatte er eine geschwollene Ader auf der Stirn, und Augen, die nichts Gutes verhießen.

„Willst du nicht lieber hinaus gehen, Richard?“ sagte sie so sanft wie möglich. „Die Langens müssen gleich kommen.“

„Ja, laß ihn hinausgehen," echote eine dünne Stimme vom Sofa her, begleitet von einem wütenden Stricknadelgeklapper. „Geh, mein kleiner Richard, geh, der liebe Gott sei mit dir! Geh, mein Richardchen, es ist nicht gut für dich!"

„Steckt mir doch lieber einen Saugpfropfen in den Mund und wickelt mich in Windeln! Ich gehe schon!" Unwirsch stieß der junge Mann den Stuhl zurück und stürzte aus dem Zimmer.

„Mein Himmel," sagte Tante Hannchen und ließ eine Masche fallen. Sie hatte schon geraume Zeit in der Sofaecke gesessen, still und unbeweglich, mit wackelnden grauen Löckchen an den Schläfen. Jetzt kam Bewegung in ihre Gestalt; sie hielt den Strickstrumpf gegen das Licht und bohrte nach der gefallenen Masche. „Wenn ich sie nur kriegte, wenn ich sie nur kriegte! Es ist ein rechtes Kreuz, daß ich nicht mehr gut sehen kann. Ach, wenn ich sie nur kriegte!"

„Siehst du denn nicht mehr gut?" fragte Frau Allenstein zerstreut, mit einem unendlich gleichgültigen Klang in der Stimme; sie dachte an etwas ganz Anderes.

„Es ist schrecklich," seufzte Tante Hannchen, „er ist so diffizil. Neulich hatte eins von den Mädchen den schwarzen Daumen auf den Tellerrand gedrückt — ich sah's nicht — da schlug er den ganzen Teller entzwei. Man hätt's doch noch abwischen können; aber bei ihm heißt's: ‚Biegen oder Brechen'. So was wird schlimmer mit dem Alter. Und dann die Manie! Allen Leuten sagt er die Wahrheit, ob die sie hören wollen oder nicht;

sagt sie **ihm** aber mal einer, ist er stockböse — au, mein Himmel, nun liegt sie ganz unten, au, au!"

„Jammre nicht so, Tante," sagte Susanne Allenstein, „ich kann's nicht anhören, ich bin nervös. Um diese einfältige Masche!"

Verschüchtert schwieg Tante Hannchen — so ging's ihr immer, nie durfte sie ungeniert etwas äußern! Der Bruder — ‚Er', wie sie immer sagte — liebte Stillschweigen um sich; eine Meinung gab's neben der seinen überhaupt nicht. Er war wie der Papst; wenn's hoch kam, wurde die alte Schwester zum Pantoffelkuß zugelassen.

Also auch hier sollte sie still sein?! Tante Hannchen warf der Nichte einen bitterbösen Blick zu und nahm sich vor, heute keinen Laut mehr von sich zu geben. Mochten sie in ihrer Familienkonferenz zusammen beraten, was sie wollten, sie würde ihre Weisheit verschweigen — ja! Sie kniff die Lippen zusammen und richtete sich kerzengerade auf; ingrimmig bohrte sie nach ihrer Masche.

Draußen kamen Schritte über den Gang, die Thür öffnete sich und Doktor Allenstein ließ Onkel Hermann respektvoll zuerst über die Schwelle treten. Der starke Mann war in Hut und Überzieher, er hatte nach Tisch seinen Verdauungsspaziergang gemacht. Die Leipziger-, die Friedrichstraße und die Linden war er entlang getrottet, als stampfe er durch Ackerfurchen; man sah ihm den Landjunker von weitem an.

„Schlechtes Nest, dieses Berlin," brummte er und warf Hut und Überzieher von sich, „da Hanne, schaff's weg! Den Leuten sollte mal ordentlich der Standpunkt

klar gemacht werden. Ich hab's aber auch dem Kerl an der Friedrichstraßenecke gehörig gesagt; steht da und hält unnützen Kram, kletternde Affen an 'ner Stange und Hanswürste feil! Kerngesunder strammer Mensch, kann der nicht arbeiten? Verdorbne Bevölkerung hier, ohne Respekt! ‚Sie Mummelgreis, oller Mummelgreis Sie', schreit der freche Bengel hinter mir drein. Thut mir sehr leid, daß ich ihn nicht habe arretieren lassen. Ich dachte aber, ich käme zu spät her — nun sind die Leute noch nicht mal da, unpünktlich, sehr unpünktlich!" Ärgerlich zog er seine dicke silberne Uhr.

„Du mußt schon verzeihen, lieber Onkel," sagte Susanne geschmeidig, „die Langens sind fremd hier, sie haben die Entfernung wohl nicht berechnet."

„Ä — die — die —!" Onkel Hermann zog die Brauen zusammen. „Was starrst du mich an, Hanne, und hockst da, wie die Gans, wenn's wetterleuchtet? Wieder beleidigt? Na natürlich, die Wahrheit kannst du nicht vertragen. Ich sage dir," er klatschte mit der flachen Hand auf den Tisch, „ich habe die ganze Wirtschaft hier satt! Wenn's nicht wegen des Richard wäre — dem Jungen werde ich die Fladusen austreiben, hol mich der Fuchs!" Er klatschte wieder auf den Tisch, daß Frau Allenstein zusammenfuhr. Aber sie sagte nichts.

Doktor Allenstein stand derweilen am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt, und guckte auf die Straße. Ein heimliches Lächeln verzog ihm die Mundwinkel, er suchte es zu unterdrücken; seine Frau sprach immer so viel von der Pietät gegen den Onkel, den einzigen

Bruder ihres verstorbenen Vaters, daß er ihre Gefühle nicht verletzen wollte.

Er strich sich den glänzenden Bart und gähnte verstohlen — Himmel, wie langweilig! Diese Konferenzen waren ihm ein Greuel. Er entsann sich noch recht gut der Zeit, in der er um seine Frau angehalten und zitternd, wie ein armer Sünder vor Gericht, vor Onkel Hermanns scharfen Augen gestanden hatte. Die sahen ihn unter den buschigen Brauen an, als wollten sie ihn durch und durch sehen. Susanne war damals noch in Trauer um die Eltern. Schwarz stand ihr gut. Sie sprachen beide sehr viel von ihrer Liebe in des Onkels Junggesellenstube mit dem glatten Ledersofa und den vielen Pfeifen an den sonst kahlen Wänden. Draußen im Landgarten sangen die Nachtigallen und blühende Fliederzweige schlugen an die altmodisch kleinen Scheiben. Onkel Hermann hatte sich geschneuzt — Susanne war sein Liebling — und dann den jungen Mann mit einem Schauer von Ermahnungen übergossen.

Huh! Dem Doktor schlugen noch in der Erinnerung die Zähne zusammen; er fühlte Mitleid mit Schwager Richard in sich aufsteigen.

Zu guterletzt bezahlte Onkel Hermann einige Schulden aus der Studentenzeit und — das Brautpaar war fertig.

Allenstein schaute sich nach seiner Frau um. Sie stand am Tisch und fingerte nervös an der Decke herum. Sie sah doch lange nicht mehr so gut aus! Die zehn Jahre hatten sie etwas mitgenommen; die Figur war mager, das Gesicht spitz.

‚Sie muß in's Bad', dachte Doktor Allenstein und drehte sich wieder dem Fenster zu. Unten rasselte jetzt eine Droschke vor. „Sie kommen!"

Susanne schreckte zusammen; mit beiden Händen fuhr sie nach dem Herzen, es hämmerte und pochte. Die Nerven, o die Nerven! Rasch griff sie in die Tasche und brachte ein Fläschchen zum Vorschein; in wenig Augenblicken roch die ganze Stube nach ätherischen Baldriantropfen. Nun stand sie mit zuckenden Mundwinkeln, eine forciert verbindliche Miene aufgezwängt, mitten im Zimmer und erwartete die Fremden.

Allenstein war ihnen entgegengegangen. Draußen im Korridor verbeugte man sich.

„Landgerichtsrat Langen!"

„Allenstein!"

„Meine Frau!"

„Sehr angenehm, gnädige Frau, sehr angenehm!"

Der Doktor schlug die Hacken zusammen und verbeugte sich tief vor der stattlichen Schönheit; er hatte ein faible für vollbusige, breithüftige Gestalten. Dann schüttelte er dem andern freundschaftlich die Hand:

„Sehr erfreut, Herr Landgerichtsrat! Bitte, treten Sie näher!"

Nun stand man sich im Salon gegenüber, beide Parteien beobachteten einige Reserve. Kühl, mit großstädtischer Gelassenheit, begrüßte Frau Susanne die Fremden. Onkel Hermann brummte etwas Unverständliches und Tante Hannchen neigte nur stumm die grauen zittrigen Löckchen. Man tauschte einige gleichgültige Redensarten,

vom Wetter, über Berlin, fragte nach der gegenseitigen Gesundheit; dann verstummte man. Eine Pause.

Langen war in einiger Verlegenheit, die Stille bedrückte; aller Augen richteten sich auf ihn, er würde wohl anfangen müssen. Sein Blick suchte Amalie, die war versunken in kritisches Mustern der Einrichtung.

Er rutschte auf dem Fauteuil hin und her und ließ den Blick über den Tisch mit den Prachtwerken und Albums irren — Lenas unglückliche Augen tauchten vor ihm auf, er hörte sie weinen — der Schweiß brach ihm aus.

„Nanu,“ sagte Onkel Hermann plötzlich und streckte die Beine mit einem Ruck von sich, daß der Stuhl knackte — er saß nie auf Polstermöbeln, ein einfacher Rohrstuhl mußte es sein — „Herr Landgerichtsrat, ich, als Haupt der Familie, heiße Sie bei uns willkommen! Und die Frau Gemahlin auch!“

Er machte einen ungeschickten Kopfnicker nach dem Sofa hin, wo Amalie neben Tante Hannchen thronte.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen, aber ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Sie lieber bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt!“

Frau Allenstein blickte unsicher, sie legte ihre kalten Finger auf die Hand des Alten:

„Onkel!“

„I, laß nur, ein Mann, ein Wort! Wissen Sie, Herr Landgerichtsrat, ich will Ihnen gleich sagen, mein Neffe ist ein ganz windiger Patron. Talente mag er haben, davon verstehe ich Stoppelhopser nichts, aber er ist ein dummer Junge. Er hat nichts und sie hat nichts,

das muß sich doch einer überlegen, ehe er an heiraten denkt. Ich habe recht, nicht wahr?"

Es klang wie eine Frage und war doch schon eine Gewißheit. Er sah sein Gegenüber triumphierend an.

In Langens Gesicht stieg langsam eine Röte, er fühlte sich verletzt durch die Art dieses Mannes. Seine Schwester war doch kein Mädchen, von dem man so wegwerfend per ‚sie' redete! Und wenn sie auch kein Geld hatte, so hatte sie doch manches andere.

„Gestatten Sie," sagte er ziemlich scharf, „mögen Sie über Ihren Herrn Neffen denken wie Sie wollen, jedenfalls möchte ich betonen, daß meine Schwester Magdalene ein Mädchen ist, das Ansprüche machen kann."

Susanne biß sich auf die Lippen.

„Ansprüche?" wiederholte sie. „Ansprüche kann ein junger Mann erst recht machen. Mein Bruder ist ungemein begabt und so beliebt! Er könnte nur wählen unter den schönsten und reichsten Mädchen."

Langen verneigte sich.

„So mag er wählen! Ich habe durchaus den Wunsch, diese übereilte Verlobung meiner Schwester rückgängig zu machen."

„Ah!"

Von Susannes Herz fiel ein Stein, und doch ärgerte sie sich, daß man ihren Bruder so leicht aufgab. Ebenso ging es Onkel Hermann, er ärgerte sich auch; von ihm sollte die Auflösung der Verlobung ausgehen, kein anderer sollte ihm zuvorkommen. Er fühlte sich beleidigt.

„Donnerwetter," sagte er und legte die Hand derb auf den Tisch. „Sie sind ja gewaltig hochgeschnuffen!"

Tante Hannchen in der Sofaecke fuhr zusammen und richtete nach der Reihe einen ängstlich bittenden Blick auf die Tafelrunde.

„Verzeihen Sie," flüsterte sie der großen Dame neben sich zu, „wir sind vom Lande!" Das schwarze Seidenkleid der Gerichtsrätin imponierte ihr gewaltig. „Er ist zu Hause immer der erste, da hat er sich das so angewöhnt."

„O," nuschelte Frau Langen zwischen den Zähnen, „beunruhigen Sie sich nicht! Es ist Christenpflicht, Geduld mit den Schwächen der Nächsten zu haben; man hat ja selbst seine Fehler."

Ah — Tante Hannchen rückte erfreut näher — wirklich eine nette Frau! Und geistige Interessen schien sie zu haben. Endlich einmal jemand, mit dem sich reden ließ! Beim Bruder ging alles unter in Roggen und Kartoffeln und — wie er sagte — im Mistfahren; hier, bei Allensteins, alles in eitler Weltlust. Und sie unterhielt sich so gern über etwas Höheres! „Haben Sie schon Stöcker gehört?" hauchte sie. „Sie müssen über Sonntag hier bleiben. Ich habe ihn gehört — unvergeßlich, sage ich Ihnen!" Amalie nickte; sie vertieften sich in ein halblautes interessiertes Gespräch.

„Hanne, sei mal still!"

Onkel Hermann war sehr ärgerlich; eine Viertelstunde redeten sie nun schon herum und herum, sie waren eigentlich beide ganz derselben Meinung, aber — der

Langen ließ sich eben gar nicht einschüchtern, da sah man so recht den Beamtentic.

„Bitte also, wollen Sie vielleicht Ihren Neffen hereinrufen?“ sagte der Landgerichtsrat, „gestern habe ich dem jungen Herrn meine Ansichten bereits kund gethan, aber ich möchte sie ihm noch einmal wiederholen, hier im Schoße seiner Familie.“

„Sogleich!“ mischte sich Frau Allenstein ein. In nervöser Unruhe hatte sie dem Hin und Her der Männer gelauscht, ein plötzliches Bangen um den Bruder bemächtigte sich ihrer. Wie einen dummen Jungen würden die beiden ihn behandeln; das durfte nicht sein; die Gereiztheit mußte abgeschwächt werden. „Einen Augenblick!“ Sie winkte ihrem Mann und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Allenstein, dem man die Erleichterung ansah, sich erheben zu können, verschwand sofort. Nach wenig Augenblicken kam er wieder, den Diener hinter sich.

Amalie machte die Augen weit auf — das war ja ganz solch schwer silbernes Tablett mit Handhaben, wie sie eins hatte! Und der silberne Kuchenkorb, und die feingeschliffenen Gläser!

Allenstein präsentierte:

„Bitte, Herr Landgerichtsrat, trinken Sie — alter Marsala — oder wollen Sie lieber Tokayer? Und die gnädige Frau, etwas Süßes, nicht wahr? Prost, prost, Ihr ganz Spezielles! Auf Ihre Kinder! Zwei, nicht wahr? Ich habe keine.“

Ein Schatten zog über sein Gesicht, sein Blick flog vergleichend hinüber zu der mageren Schmächtigkeit seiner Frau.

Langen hatte höflich ein Glas genommen, er nippte nur daran. Onkel Hermann schmeckte es, er ließ sich zweimal wieder einschenken.

„Sonntags, im Stadtmissionshaus am Johannistisch,“ raunte Tante Hannchen der Nachbarin zu. „Sie glauben nicht, was er für Innere Mission thut! Kennen Sie seine Schriften darüber?“

„O ja,“ lächelte Frau Amalie. „Ich bin Vorsteherin des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit. Ich arbeite viel mit unsren Gemeindeschwestern. Kürzlich hatten wir ein Wohlthätigkeitsfest für unsre verschämten Armen. Wenn ich nach Hause komme, habe ich viel zu thun für den Bazar zum Besten unsrer Kleinkinderschule.“

„Sie Glückliche!“ Die grauen Löckchen gerieten in zitternde Bewegung, das kleine Fräulein versank ganz in ihre Sofaecke. „Ach, ach! Ich kann so gar nichts thun. Nur für unsre Kranken im Dorf ein bißchen Suppe kochen, und mal lüften, und den alten Weibern die schlimmen Füße verbinden, und den Kindern was zum Anziehen schaffen. O wie schrecklich, wie schrecklich wenig!‘

„Heule lieber gleich — zum Donnerwetter, nun sei aber doch mal still, Hanne!“ Onkel Hermann war dunkelrot im Gesicht, er fixierte die Schwester scharf; sie duckte sich wie ein Vogel beim Gewitter. Er sah sie an, als wolle er sie verschlingen, dann wandte er suchend den Blick nach einem neuen Opfer. Niemand da. Die Nichte saß, den Kopf gesenkt, in ihren Schoß blickend; mit dem Landgerichtsrat war nichts anzufangen, und Allenstein —?

„He, du, Doktor, hol mir jetzt 'mal den Jungen 'rein! Du!“ rief er dann hinter dem schon an der Thür

Befindlichen her, „Zeit nimmst du dir auch, das muß man sagen. Hör mal, lieber Neffe, meine aufrichtige Meinung ist, du mußt dir mehr Bewegung machen, du wirst zu dick, viel zu dick!“

Die Thür schloß sich unsanft.

Susanne konnte ein kleines malitiöses Lächeln nicht unterdrücken. Die ganze Zeit hatte Karl dagesessen, als ginge ihn die Konferenz durchaus nichts an, jetzt hatte er auch seinen Ärger weg; er war so eitel auf seine Figur.

Mit einer etwas angeregteren Miene wandte sie sich zu Langen und seiner Frau. Eine stockende Konversation wurde geführt. Tante Hannchen ließ nur die Augen mitsprechen, sie wagte nichts mehr zu sagen, und Onkel Hermann spielte den gänzlich Unbeteiligten; er scharrte ungeduldig mit den Füßen und sah unverwandt nach der Thür.

Ah, endlich! Allenstein öffnete und schob den Schwager vor sich her. Sie hatten beide rote Köpfe; der Doktor war noch erregt von der Beleidigung seiner Figur, Bredenhofer ging funkelnden Auges dem Kommenden entgegen. Er hatte schon draußen dem Schwager heftige Worte gesagt, die diesen, als sich neutral Fühlenden, durchaus nicht berührten. Gleichviel, es dünkte Richard, er habe sich in die richtige Stimmung versetzt. Er trat an den Tisch und begrüßte die Anwesenden kaum.

„Nun sag mal, mein Junge,“ Onkel Hermann warf die rollenden Augen umher — wer wollte ihm die Leitung der Sache streitig machen? — „was denkst du dir eigentlich? Wir sind einstimmig, nach reiflicher Über-

legung, zu dem Entschluß gelangt, deine übereilte Verlobung aufzulösen!"

„Ihr? Meine Verlobung? Ha ha!" Der junge Mann lachte ihm in's Gesicht mit einem bitteren gereizten Lachen.

„Nein, nein!" Langen legte sich in's Mittel. „Ihr Herr Onkel hat sich nur unrichtig ausgedrückt. Er meint, wir haben alle Gründe erwogen, die, wenn wir sie Ihnen darlegen, Sie gewiß bestimmen werden, die übereilte Verlobung zu lösen. Wie gesagt, die Ausdrucksweise war nicht ganz korrekt."

„Nicht korrekt, was?" Onkel Hermann fuhr auf, als habe ihn etwas gebissen. „Durchaus korrekt, Herr Landgerichtsrat, durchaus korrekt! Ich weiß immer, was ich sage." Er würdigte Langen keines Blicks mehr, sondern schnaubte den Neffen an: „Ich sage dir, ich löse die Verlobung auf; Fräulein Langen ist keine Partie für dich, ihr habt ja beide nichts. Und auf mich lauern? Na, ich denke noch recht lang zu leben, jetzt erst recht. Und wenn ich mal tot bin, wird sich's —"

Er räusperte sich stark und suchte ein möglichst böses Gesicht zu machen, aber er konnte es nicht hindern, daß seine Stimme einigermaßen schwankte. „Ich hab' dich immer sehr lieb gehabt, aber wenn sich einer so gegen jede bessere Einsicht sträubt —" er räusperte wieder — „ja, es wird sich dann noch sehr finden!"

„Ich verzichte," sagte der jüngere, ganz blaß werdend und tief Atem holend. „Ich habe Fräulein Langen mein Wort gegeben!"

„Ich gebe es Ihnen im Namen meiner Schwester zurück!" Langen war aufgestanden und neben Bredenhofer getreten; er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Es ist sehr schmerzlich für Lena, aber sie wird es verwinden. Besser jetzt ein rascher Schnitt, als eine lange gequälte Ehe." Ein unwillkürlicher Seufzer entrang sich ihm; ihn fröstelte.

Der junge Mann sah ihn verständnislos an. „Eine gequälte Ehe — Lena und ich? O nein! Wir lieben uns. O, ihr wißt alle nicht, was Liebe ist" — er stemmte sich auf den Tisch, daß dieser ächzte — „nein, Sie wissen es nicht!"

Frau Allenstein wurde rot und blaß; Frau Langen sagte mit einiger Indignation: „Wir haben uns aus Liebe geheiratet!"

„Ja das haben wir auch," fiel Susanne rasch ein.

Beide Frauen streckten ihren Männern die Hand hin; diese murmelten übereinstimmend: „Jawohl, Jawohl!" Allenstein tätschelte Susannes Wange, Langen küßte Amalie die Hand.

„Gethue," brummte Onkel Hermann und fixierte sie alle der Reihe nach. Dann sich an Richard wendend: „Das ist ja ganz schön, mein Junge, mag sein, daß du das Mädchen liebst — aber wie lange? He?!"

„Immer, immer, Onkel!"

„Na, nicht so stürmisch! So lange wie das überhaupt mit der Liebe in der Ehe dauert! Diese verdammte Heiraterei!"

„Das kannst du nicht sagen, Onkel Hermann," fiel Frau Susanne ein, „du hast ja sonst immer recht du

hast einen untrüglichen Scharfblick, aber du kannst das Heiraten nicht verdammen, wenn es auf einer soliden Basis aufgebaut ist. Richard" — sie wendete sich aufgeregt zum Bruder — „du mußt doch einsehen, daß du auf nichts keinen Hausstand, kein Glück begründen kannst! Es ist ein Jammer, wenn ich bedenke, daß deine schönen Talente verkümmern sollen; dein Genie wird flügellahm, die Misere zieht dich zu Boden. Du mußt doch auch an das Mädchen denken, was bietest du ihr? Sie kann einem leid thun. Du machst dich und sie unglücklich. Und wir haben alle so viel von dir erwartet!" Sie fing an, trocken zu schluchzen und hielt sich das Taschentuch vor's Gesicht.

Der junge Mann verfärbte sich: „So schlimm wird's nicht sein," murmelte er und fuhr sich über die Stirn, als wische er dort Schweiß ab. „Ich — ich werde verdienen, Lena kann als Sängerin Glück machen, ich — ich glaube fest an ihren Stern; und dann — und dann..." Er sah flehend nach dem Onkel hin.

„Auf mich rechne nicht," sagte dieser, „gar nicht." Er erhob sich und reckte sich mit halbem Leib zu seiner Schwester herüber: „Laß das Heulen, Hanne — Schockschwerenot noch mal — ich biete keine Hand zu solchem Unsinn! Entweder du bist vernünftig und läßt das Mädel laufen, oder ich — heule nicht, Hanna! — habe nichts mehr mit dir zu thun. Punktum." Er setzte sich nieder und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Ich muß doch sehr bitten," in Langens Gesicht stieg langsam eine tiefe Röte, „ich muß sehr bitten, eine andere Ausdrucksweise zu wählen." Seine sonst so gütigen

Augen bekamen einen zornigen Blick. „Von ‚Mädel‘ und ‚laufen lassen‘ kann hier unmöglich die Rede sein. Vergessen Sie nicht, von wem Sie sprechen!“ Er drehte dem Alten vollständig den Rücken und wandte sich nur zu dem jungen Bredenhofer: „Ich sagte Ihnen schon einmal: meine Schwester giebt Ihnen Ihr Wort zurück. Ich betrachte die Verlobung als aufgelöst.“

„Und Lena — Lena!?“ Mit zuckenden Lippen, finsteren Blicks, starrte Richard vor sich nieder.

Susanne hing sich an ihn. „Richard, sieh's doch ein, Richard, sei doch verständig! Du wirst es uns noch danken. Bedenke die Misere, das Sorgen um's tägliche Brot, du kannst das nicht aushalten, du gehst zu Grunde! Mein lieber Richard!“ Sie schluchzte krampfhaft auf und streichelte ihn. „Du wirst es uns noch danken!“

„Das glaube ich nicht,“ sagte er finster und schob sie von sich. „Ich — ich —“ er wußte nicht, was er sagen sollte, brach jäh ab, fuhr sich über die Stirn und starrte wieder auf den Teppich.

Es war eine peinliche Stille. Allenstein räusperte sich verlegen und suchte den Blick des Landgerichtsrats; welch unangenehme Situation für den Mann! Man sah es genau, wie er sich Gewalt anthat, um ruhig zu bleiben.

Jetzt richtete er sich höher auf. „Dann darf ich mich wohl den Herrschaften empfehlen?“ Er machte eine steife Verbeugung. Und zu Richard sich wendend, sagte er halblaut mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel: „Meine Schwester wird Ihnen den Ring und die kleinen Andenken zurücksenden — ich empfehle mich!“

Der junge Mann stand wie angewurzelt, er gab keinen Laut von sich; das dunkle Haar hing ihm in die Stirn und ließ diese krankhaft weiß erscheinen. Er erwiderte die Verbeugung nicht, er nickte nur stumm, automatenhaft. Plötzlich zuckte er zusammen, ein Zittern überlief seine Gestalt, gespannt lauschend hob er den Kopf.

Draußen im Korridor Flüstern, ein leichter Schritt näherte sich der Thür; es wurde geklopft.

Frau Susanne wollte ärgerlich auffahren — hatte sie nicht Ordre gegeben, jede Störung fern zu halten?

Wieder ein Pochen, lauter, dringlicher — alle sahen sich an — warum sagte keiner: „Herein!"?

Die Thür ging auf. Mit einem dumpfen Laut hob Richard die Hände, er wankte ein paar Schritte vorwärts — und nun sein Schrei, halb Schrecken, halb Erlösung:

„Lena!"

Wie ein Echo folgte Langens Ruf, aber vorwurfsvoll, entsetzt: „Lena!"

Frau Amalie nickte: das war wieder ein Beweis von Lenas Extravaganz!

„O!" sagte Tante Hannchen. Die übrigen waren aufgesprungen.

Blaß, zitternd stand Lena an der Thür, einen eigensinnigen Zug um den Mund. Unter der kleinen Pelzkappe hing ihr das Haar verwirrt, einen Schleier hatte sie nicht umgebunden, ihre Augen waren gerötet vom Wind und vom Weinen.

Niemand hieß sie willkommen. Alle starrten sie an.

Sie kam langsam weiter in's Zimmer, ihr Blick irrte von einem zum andern. Einen Moment schien es,

als wollte sie zum Bruder flüchten, schon hob sie den Fuß. Aber da blieb sie stehn. „Richard,“ sagte sie trotzig; und dann noch einmal leiser, zärtlich: „Richard, ich wollte bei dir sein!“

Er faßte ihre Hand, sein verstörtes Gesicht wurde ruhiger, der ungewisse, zweifelnde Zug um seinen Mund verschwand; mit plötzlicher Entschlossenheit zog er das Mädchen an sich. Er legte ihr den Arm um den Nacken und küßte sie.

„Nanu?“ Onkel Hermann wurde krebsrot, er blies die Backen auf. „Was soll das?“ Scheu blickte er dann weg, es war ihm höchst unangenehm, die Zärtlichkeit mit anzusehen; in seiner Junggesellenstube kam dergleichen nicht vor. „Duseleien, Künstlerfisematenten,“ brummte er. „Es ist leichter, 'nem Mädchen Küsse zu geben, als 'ne Frau ehrlich zu ernähren. Und weiß Gott, so'n junges, vertrauendes Ding —“ sein Murmeln erstarb. „Laß das, Richard! — Sie, Fräulein,“ er machte den bekannten ungeschickten Kopfnicker, „ich kann Ihnen nur raten, lassen Sie den Windbeutel laufen. Sie sind ein hübsches Mädchen, Sie kriegen noch einen ganz anderen!“

In Lenas Wangen zeigte sich, trotz alles Kummers, ein Ansatz zu Grübchen; sie hob furchtlos die Augen und kam, Richard mit sich ziehend, dicht zu dem Alten heran. „Ich mag aber keinen anderen, ich habe ihn lieb.“ Und ängstlich, als habe sie zu viel gesagt, senkte sie den Kopf: „Sie werden darum doch nicht böse sein? Bitte!“

Der Onkel blinzelte unter dem Blick der schwimmenden Mädchenaugen, er war froh, daß die Lider sich jetzt

drüber senkten. Weiberthränen, brrrr! Es lief ihm heiß und kalt über den Rücken; eine unbehagliche Verlegenheit bemächtigte sich seiner, darum polterte er erst recht: „Was geht's mich an? Meinetwegen stellt euch auf den Kopf und laßt die Beine Feiertag halten. Mir ganz egal!"

„Lena —" der Landgerichtsrat biß sich auf die Lippen — „Lena, komm, wir wollen gehn!"

Sie wandte nicht den Blick nach dem Bruder.

„Wie trotzig!" flüsterte Frau Amalie; es war eigentlich nur gedacht, aber man hörte es durch die ganze Stube.

Frau Allenstein zitterte an allen Gliedern, eine namenlose Angst überkam sie. Des Bruders Gesicht war so anders geworden; er sah um Jahre älter aus, sein weicher Mund war festgeschlossen. Sie tastete nach der Hand ihres Mannes: „Karl, sag' du's ihm, sag's ihm, ich bin zu erregt!"

Allenstein zuckte die Achseln; er gab sich nicht gern mit unangenehmen Sachen ab, und nebenbei war diese Langen ein niedliches Mädchen, gar nicht zu verachten. Er schwieg.

„O du!" sagte Susanne und ließ ungeduldig seine Hand fahren. „Richard," ihre Stimme klang eindringlich bittend, „Richard, aus größter Liebe warne ich dich, du machst dich unglücklich. Bei dem Andenken unserer Eltern beschwöre ich dich!"

Lena umklammerte fester die Hand ihres Bräutigams.

„Fräulein Langen, ich kann nicht umhin, ich muß es Ihnen sagen, mein Bruder ist unvermögend — auch

wir sind nicht in der Lage, ihm" — Frau Allenstein brach ab. „Liebes Fräulein, Sie machen pekuniär keine Partie, ich sage es Ihnen offen."

„Was denken Sie von meiner Schwester? — Lena, komm' hierher!" Langen war aufgefahren, er riß das Mädchen neben sich. „Wenn sie diese Unklugheit begeht, so folgt sie einzig dem Zug ihres Herzens. Aber ich sage: ‚Nein'!"

Gereizt sah ihn Susanne an.

„Verehrter Herr Landgerichtsrat, Sie brauchen das ‚Nein' durchaus nicht zu sagen, als sei Ihnen eine Beleidigung widerfahren; mein Bruder ist immer noch keine unebene Partie!"

„Und meine Schwester hat nicht nötig, sich in unwohlwollende Kreise einzudrängen!"

„Der Junge ist verrückt," schrie Onkel Hermann dazwischen, „aber er ist doch ein ganz famoser Kerl!"

„Ruhe! Mäßigung," bat Allenstein. Tante Hannchen seufzte und flüsterte Amalie zu: „Wie schrecklich, wie schrecklich, Familienzerwürfnisse!" Diese antwortete nur mit einem Augenaufschlag.

„Jetzt kommst du, du wirst dich doch nicht wegwerfen!" Langen wollte den Arm der Schwester durch den seinen ziehen.

Sie riß sich los. Mit einem Aufschluchzen stürzte sie an die Brust des Geliebten.

„Weg, weg! Hier bin ich, hier bleib' ich!"

Bredenhofer hielt sie in den Armen; trotzig warf er den Mund auf, aber er sah niemanden an.

„Ihr könnt nun machen, was ihr wollt! Sie wird mein und bleibt mein! Und können wir nicht miteinander leben, so sterben wir miteinander!“

„Ja,“ sagte Lena enthusiastisch.

Die Worte waren verhallt; niemand sagte etwas darauf. Alle waren blaß, nur das Brautpaar glühend rot. Sekunden, Minuten verstrichen lautlos, und doch glaubte man sie gehen zu hören.

„Hol euch alle der Fuchs,“ schrie Onkel Hermann plötzlich, daß sie sämtlich zusammenschreckten. „Ich gehöre in kein Narrenhaus. Komm, Hanne!“

Er langte nach der Schwester und riß sie mit sich; die grauen Löckchen flatterten der Armen, das Strickzeug schleppte sie am Rock hinterdrein, der Faden hatte sich ihr um's Bein gewickelt. Die Thür schloß sich.

„O Richard, was hast du gethan?!“ Frau Susanne brach in fassungsloses Weinen aus. „Du hast ihn beleidigt!“

„Laß ihn! Laß ihn laufen!‘ Bredenhofer hatte gar keine Acht, er zog Lena näher zu seiner Schwester heran. „Hier, Susi! Willst du meiner Braut nicht Glück wünschen?“

Frau Allenstein streckte, ohne aufzusehen, die Hand aus:

„Ich gratuliere, liebes Fräulein!“

Lena ergriff die Hand, aber ließ sie gleich wieder fahren — hu, die Finger waren so eiskalt! Sie sah sich nach dem Bruder um, es überkam sie ein heißes Gefühl, sich in seine Arme zu stürzen. Da bemerkte sie den Blick, den er mit Amalie wechselte; waren sie im Ein-

verständnis? Es empörte sie, daß Amalie sagte: „Wir werden für dein Glück beten, Magdalene!“

Ohne sich dem Bruder zu nähern, ließ sie sich jetzt von Allenstein die Hand drücken; er war der einzige wahrhaft Freundliche, er hatte sein Vergnügen an dem erhitzten Mädchengesicht. — —

Triumphierend, wie Sieger nach gewonnener Schlacht, stieg das Brautpaar, eine halbe Stunde später, die Treppe bei Allensteins hinunter. Langen und seine Frau waren schon fort; in beklommener Kühle, ohne Händedruck, war man voneinander geschieden.

Auf dem halbdunklen Treppenabsatz, bei der Wandnische, hielt Bredenhofer den Schritt an; er versuchte in Lenas Augen zu lesen. „Bist du auch nicht traurig, Geliebte?“

„Nein, o nein!“ Sie schmiegte sich an ihn. „Ich habe ja dich — dich!“

Er küßte sie wild, mit seinen heißen Lippen ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Mund durchglühend.

„Für immer — ewig — ewig — meine Geliebte — Braut — Weib!“

„O du!“

Lachend und weinend erwiderte sie seine Küsse.

VIII.

Eine warme feuchte Dämmerung schwebt nieder. Die Tage sind schon bedeutend länger geworden; es ist noch nicht Frühling, aber man ahnt ihn. Wie schriller

Schwalbenschrei tönt von fern der Ruf spielender Kinder. Wie oxydiertes Silber glänzen die nackten, regennassen Stämme und Äste der großen Bäume im Park; am Himmel ein paar verwischtgelbe, langsam schwindende Sonnenstreifen.

Die Färbung wird grauer, immer dämmriger, die nackten Äste zittern und schütteln Tropfen ab, der Kinderlärm verstummt. Es riecht nach Erde, nach treibender Kraft. Ein sehnsüchtiger Hauch ist in der Luft, ein geheimes seliges Erwarten.

Nun ist es dunkler. —

Hinter der langen Mauer des Botanischen Gartens, in der einsamen Elsholzstraße, rollte ein Coupé und hielt vor dem großen vierstöckigen Haus, das mit vielen Fenstern und Balkonen in den Garten hineinsieht.

Ein Herr öffnete den Schlag. Mit einem Sprung, leichtfüßig wie ein Knabe, war er auf dem Boden; die Dame, die nun folgte, hob er fast auf's Trottoir, ihre Füße berührten einen Augenblick nicht die Erde, sie lachte und strebte aus seinen Armen nieder.

Es waren Bredenhofer und Lena, und heute war ihr Hochzeitstag.

Der Portier machte höchst eigenhändig die Hausthür auf und grinste das junge Paar an. Hinter dem verhängten Fensterchen der Kellerwohnung lauerte die neugierige Portierfrau, und die halbwüchsige Tochter reckte sich über ihre Schulter.

„Verdammt dünne," sagte das Mädel und zuckte die Achseln.

„Ne, komplett is se jrade nich,“ meinte die Mutter, „aberst janz niedlich; det weiße Kleid läßt ihr jut!“

„Nu ebent!“ Mit neidischen Augen musterte die bleichsüchtige Kellerpflanze das Brautkleid.

Bredenhofer nickte den Leuten zu — wie freundlich waren doch alle Menschen! — und drückte dem Mann ein paar Mark in die Hand.

„Da, Herr Portier, machen Sie sich einen vergnügten Abend!“

Überrascht schmunzelnd steckte dieser das Geld ein:

„Wir werden auf Ihr Wohl trinken. Sie und die junge Frau sollen leben!“

Die Portierfrau klinkte die Thür auf und knixte:

„Ich jratuliere die Herrschaften vielmals!“

Bredenhofer schüttelte dem Weib die glitschige seifenfeuchte Hand. Aus der Kellerwohnung kam Brodem, Wäschedunst und Kleinkindergeschrei. Er zog Lena rasch weiter.

„Wie nett diese einfachen Menschen waren,“ sagte er fröhlich, als sie miteinander, Arm in Arm, die Treppen hinaufstiegen.

„So herzlich! O Lena, ich bin zu glücklich!“

Er zog sie näher an sich und küßte sie.

„Hast du ihm viel gegeben?“ fragte sie mit einer gewissen Ängstlichkeit. „Du weißt doch, wir müssen sparen!“

„Du Närrchen!“ Sein Lachen hallte so laut im Treppenhaus wider, daß sie ihm die Hand auf den Mund legte. „Die paar Pfennige, die spielen doch keine Rolle! Das wäre traurig, wenn wir so rechnen müßten;

das wäre ja nicht zum Aushalten! Wie kommst du auf den Unsinn?“

„Weil — weil Mutter gestern sagte, wir verständen beide nicht viel von Geld, und ich müßte sparen; und da wollte ich gleich anfangen!“

„Aber doch nicht so! Haha, du meine einzig geliebte, kluge, dumme, kleine Frau!“ Er legte den Arm um ihre feine Taille und hob die schlanke Gestalt von Stufe zu Stufe. „So trag' ich dich mein ganzes Leben. Du sollst nichts merken von dem, was unten auf der Erde ist; das laß meine Sorge sein!“ —

Nun waren sie oben, hoch oben im vierten Stock.

„Du bist so außer Atem, Richard,“ sagte die junge Frau.

„Das macht die Freude. O du mein Glück!“ Er legte beide Hände um ihre schmalen, weichen Wangen und vertiefte sich ganz in ihren Blick. „Was in diesen braunen Sternen doch alles glüht, so viel Liebe für mich und der Funke des Genies! Ja, ich glaube an dich! Du wirst eine große Künstlerin werden, wir werden glücklich sein, so glücklich, daß uns alle beneiden. Ich fliege mit dir auf, wir streben zu den höchsten Höhen. Sie werden noch an uns glauben, unsere Freundschaft suchen — alle, die jetzt so wenig von uns wissen wollen!“

„O laß sie,“ bat sie und schauerte fröstelnd zusammen; ein kalter Zug kam von unten die Treppe herauf und wehte ihren weißen Schleier zur Seite.

Sie standen noch immer vor ihrer Thür; das Schild mit ‚Richard Bredenhofer‘ blinkte freundlich im Gaslicht. Oben über dem Eingang hingen ein grünes Tannen-

gewinde und eine Papptafel mit großen bunten Buchstaben: „Herzlich Willkommen!“

„Das hat gewiß Mutter gethan,“ sagte Lena mit einem feuchten Schimmer in den Augen.

„Etwas Geschmackloseres habe ich allerdings noch nicht gesehen,“ lächelte Richard. „Ein paar Groschen mehr, und man hatte etwas weniger Schönheitbeleidigendes; in so etwas muß man nicht sparen. Ich muß Schönheit um mich haben; darum führe ich dich jetzt auch heim, heim, in mein, in unser Heim!“ Er lachte in sich hinein vor innerer Glückseligkeit, seine Augen suchten immer und immer wieder Lenas Blick. „Du bist nicht so heiter, Geliebte, wie ich es wünschte — ist dir etwas?“

„Mich friert,“ sagte sie leise.

„O ich!“ Er schlug sich vor die Stirn und riß dann an der Klingel. „Dich so lange hier stehen zu lassen!“ Zärtlich legte er den Arm um ihre Schultern und versuchte mit seinem Frackzipfel den Zug abzufangen. „Man denkt eben, es ist schon Frühling, und doch ist's noch Winter. Wahrhaftig, es ist kühl!“ Er nieste und hustete dann. „Scheußlich, wie leicht ich mich erkälte. Jetzt habe ich bereits wieder was weg.“

Frierend, in Frack und Hochzeitskleid, standen sie vor der Thür. Bredenhofer riß noch einmal an der Klingel. Endlich drinnen eilige Schritte; das Mädchen öffnete, atemlos, mit rotem Kopf.

„Ich hatte die Herrschaft noch nicht erwartet,“ entschuldigte sie sich. „Ich mußte noch was 'raufholen, un bei die ollen Treppen —!“

„Tritt ein, Geliebte!“ sagte Bredenhofer und stieß die nächste Stubenthür auf.

Eine warme, durchduftete Luft empfing sie. Auf dem Tisch Blumen, an den Fenstern Blumen — Tulpen, Crokus, Hyacinthen und Maiglocken. Da stand Lenas Flügel, er war geöffnet, auf der Klaviatur lag ein Veilchenstrauß.

Noch brannte kein Licht im Zimmer, hier oben war's länger hell; das war der Vorzug der vier Treppen, keinen über sich, nur den Himmel, und der war hier so nah. Er sandte noch genug Helligkeit in die Stube. Lena umfing mit einem Blick den ganzen traulichen Raum, die Blumen dufteten ihr entgegen, süß, fast betäubend; die Bangigkeit, die sie heute den ganzen Tag empfunden, die ahnungsvolle Schwere, die in der letzten Zeit mehr und mehr sich wie ein Schleier über ihre Freude gebreitet hatte, verschwanden mit einem Schlag.

Das war ihr Heim, das sie mit dem teilen sollte, den sie sich so teuer erkämpft! Was sie auch alle sagten, es würde doch gehn; sie würden so glücklich werden, so glücklich, wie vordem noch kein Mensch gewesen war!

Die Mutter hatte heute Ströme von Thränen vergossen, auch sie selbst hatte weinen müssen; nun kamen ihr die Thränen kindisch, lächerlich vor — ging sie nicht dem Glück entgegen?

Mit einem Jubellaut warf sie sich Richard an die Brust, und dann riß sie sich los, lief im Zimmer umher, rückte an den Möbeln, roch an den Blumen, nahm die Veilchen von der Klaviatur und küßte sie und stand dann

mitten in der Stube, in ihrem weißen Kleid, schlank und unbeweglich wie eine Statue.

Sie war doch wie im Traum; sie fühlte nicht mehr, daß sie wirklich lebte. Zauberisch schnell schoß die Vergangenheit an ihr vorüber, aber der Himmel, unter dem sie bisher gewandelt, zeigte nur Grau. Jetzt, jetzt erst that er sich blau vor ihr auf, in köstlicher satter Farbe, und auf dem leuchtenden Blau stand in leuchtenden Buchstaben:

‚Die Kunst und die Liebe‘!

Ja, so sollte es sein, die Liebe und die Kunst in einem vereint — o doppelt selig!

Sie eilte auf den Gatten zu und umschloß ihn mit ihren Armen. Sie hatte so gar nichts mehr von scheuer Mädchenhaftigkeit an sich; sie war ganz Weib.

„Ich liebe dich, ich liebe dich,“ sagte sie mit glühenden Wangen.

Ungeschickt vor Erregung, mit zitternden Fingern, löste er ihr den Kranz aus dem Haar — die braunen widerspenstigen Kräusel hatten sich zwischen die Myrten geschlungen — und nun steckte er ihr auch den Schleier ab. „So, nun geh und thu all den Staat von dir! Geh, geh, ich mag dich keinen Augenblick entbehren!“

Sie hüpfte fort, und er stand am Fenster, mit großen Augen in die Dämmrung blickend und drehte den Kranz zwischen den Fingern. Was war das für ein gräßlicher Tag heute gewesen! Ihre weinende Mutter, seine weinende Schwester — in der Kirche hatte sich Frau Allenstein vor hysterischem Schluchzen gar nicht lassen können — Langens waren nicht erschienen, der Landgerichtsrat hatte Unabkömmlichkeit im Amt vorgeschützt. Onkel Hermann

war vollständig verstummt, und Tante Hannchen hatte heimlich einen wohlgemeinten, aber scheußlich gestickten Haussegen geschickt. Das Hochzeitsmahl im engsten Kreise war wie ein Leichenschmaus gewesen; Frau Langen hatte ihre Tochter fortwährend wehmütig angesehen, und Frau Allenstein dem Bruder wie zum ewigen Abschied unter'm Tisch die Hand gedrückt. Nach und nach war eine angeknitterte, graue Stimmung über alle gekommen; selbst Allenstein, der der Braut bis dahin allerhand Angenehmes gesagt hatte, ließ nach. Er saß gelangweilt da, die Augen dick vom Trinken, den Schnurrbart verdrießlich herunterhängend; er war jetzt durchaus nicht der schöne Mann.

Ein Glück, daß sich Doktor Reuter endlich erhoben hatte — er war der einzige Fremde — und in schwungvollen Worten das Glück des jungen Paares pries. Dabei leuchteten dem weißhaarigen Mann die Augen wie einem Jüngling, er sah Lena mit Bräutigamsblicken an und drückte Bredenhofer an seine Brust.

„Kinder," sagte er, ergriffen von dem eignen Enthusiasmus, „Kinder, ihr seid auserwählte Sterbliche! Der Himmel der Kunst blaut über euch, ihr dürft darunter Hand in Hand wandeln. Ihr liebt euch! Seid glücklich, seid glücklich! O diese Jugend, diese Jugend!"

Reuter war so gerührt, er mußte das Taschentuch an die Augen führen.

Richard und Lena sahen sich mit einem langen Blick an und faßten sich an den Händen. Ein Schleier war plötzlich vor ihnen zerrissen, die graue Stimmung verflogen, die ganze selige Gewißheit des Besitzes kam über sie. Bredenhofer sah ungeduldig nach der Uhr, es verlangte

ihn, mit seinem jungen Weib allein zu sein; und als sie sich nun endlich zurückziehen konnten, thaten sie es beide mit einer gewissen Hast, herzlicher von Reuter Abschied nehmend, als von den ihrigen.

„Der liebenswürdige Mann!“ Richard sagte es laut vor sich hin mit einer aufrichtigen Dankbarkeit, dann drehte er sich hastig um, sein Ohr hatte den leisen Schritt der Geliebten aufgefangen. Da stand sie vor ihm, der weiche Morgenrock, mit dem sie das Hochzeitskleid vertauscht hatte, gab ihren schlanken Gliedern mehr Fülle; sie hatte so etwas Frauenhaftes in Gestalt und Haltung, und echt frauenhaft war's, wie sie jetzt sagte: „Gefall' ich dir so?“

Seine Blicke leuchteten entzückt auf, er stieß einen leisen Koseruf aus und warf sich vor ihr nieder, mit beiden Armen ihren Leib umfangend. Das Gesicht drückte er in die Falten ihres Rocks; so lag er stumm, ohne sich zu rühren, das Übermaß des Glücks raubte ihm die Sprache.

Auch Lena sagte nichts; sie hob das Gesicht zum grauen, immer lichtloser und lichtloser werdenden Nachthimmel, ein Schauer von Empfindungen jagte durch ihre Seele. Im Überströmen des Gefühls kamen ihr Thränen in die Augen; Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, heilige Gelübde bewegten sie tief. Ob sie glücklich werden würden? Gewiß, gewiß!

Da — oben am Himmel stand ein Stern! Er funkelte und glitzerte so nahe, fast greifbar; noch war er einsam, aber nun zog ein zweiter auf, jetzt funkelten und glitzerten sie gemeinsam.

„Richard,“ flüsterte Lena mit fast erstickter Stimme und beugte den Kopf zu ihm herab, „sieh auf, da oben

sind wir! Wir stehen hoch und lächeln auf die Welt herunter, sie kann uns nichts anhaben. Sieh nur, sieh!" Sie hob den Finger und deutete hinauf; sein Blick folgte ihrer Weisung.

Im Zimmer war's dunkel, nur das helle Frauengesicht schimmerte in weichen unbestimmten Umrissen.

„Du mein Stern, du mein Glück, mein alles — du mein — mein —" Er konnte keine Ausdrücke mehr finden. Er sprang auf und stand mit ihr, Seite an Seite gepreßt, am Fenster.

Hinter dem schweigenden Park viele, viele Lichter in der Stadt und Kuppeln und Kirchtürme; unter dem dunklen Nachthimmel eine noch dunklere Wolke von Nebel, Rauch und Dunst über den Dächern. In den Straßen mochte es hasten und sich drängen, im Staub wühlen und im Kot treten — hier war es still. Man war so weit ab, so hoch erhoben über das Getriebe. Wie Vögel im sicheren Nest, so barg man sich hier im poetischen Winkel. Blumen dufteten, man hatte den Lenz im Zimmer — und im Herzen? O, da war es ewiger Frühling! Man hatte alles die Fülle.

„Lena," sagte er, „fühlst du, wie das Köstliche vom Himmel auf uns niedersinkt? Das ist Inspiration. Jetzt weiß ich's, die Zeit ist da, in der ich nun wirklich etwas schaffen werde, etwas, was mich selbst voll befriedigt und so die anderen auch. Dir wird es ebenso gehen. Bis jetzt war alles Stückwerk; aber nun — nun kommt's! Und wenn wir dann geschafft und gearbeitet haben, dann wollen wir hier ausruhen, Arm in Arm. Nichts Störendes soll in unseren Frieden dringen, kein Ton unsere Schön-

heitsharmonie verwirren. Sieh mal, drüben im Botanischen Garten die alten Bäume — siehst du, siehst du, wie silbrig ihre Rinde durch's Dunkel schimmert? Stehen sie nicht wie Wächter und hüten unser Glück? Und die lange, lange Mauer! Sie läßt keinen zu uns, sie sperrt sie alle ab. O wir Glücklichen!"

„Ja, wir Glücklichen!"

Sie standen, sich umschlungen haltend.

Jetzt knarrte die Thür, das Mädchen kam mit der Lampe herein. Grete, eine echte Berlinerin, blinzelte nach dem Paar am Fenster — waren die verliebt! Das war gar nicht so ohne. Grete diente mit Vorliebe bei jungen Ehepaaren, die noch von nichts wußten, die nichts im Kopf hatten, als ihre Liebelei. Das ist für Dienstmädchen sehr vorteilhaft. Nach dem ersten Jahr kündigte sie meistens; dann fing man an, ihr auf die Finger zu sehen, und Grete liebte das nicht, sie war ein zu selbständiger Charakter.

Sie setzte die Lampe auf den Tisch und räusperte sich stark; die beiden am Fenster fuhren auseinander.

„O!" sagte Lena und wurde rot bis hinter die Ohren. „Ist es schon so spät?" Ihr war, als sei sie zu Hause von der Mutter bei etwas Unrechtem ertappt worden. Dann, sich besinnend, empfand sie die ganze Bedeutung ihrer jungen Frauenwürde. „Bringen Sie uns den Thee. Und dann können Sie bald zu Bett gehen, wir brauchen Sie nicht mehr."

„Das glaub' ich," dachte Grete beim Hinausschlüpfen, „die wollen mich gern los sein! Na, vor neune in die Klappe kriechen, das sollte mir einfallen! Ich gehe bei Portiers."

„Ein nettes Mädchen,“ meinte Richard, als die Thür sich geschlossen hatte. „Allerliebst anzusehen. Und dann der sympathische Name! Ich werde sie immer ‚Gretchen‘ nennen.“ Er war heute in der Stimmung, alles reizend zu finden.

„Du bist ja noch im Frack,“ rief Lena plötzlich. Sie lachte hell auf, faßte ihren Mann an den Schultern und drehte ihn um die eigne Achse wie einen Kreisel. „Frack — Lackschuh — und an den Knieen weiße Flecke! Du hast den Boden abgerutscht! Haha!“ Sie war ausgelassen, schüttelte die Haare, daß sie ihr wild um's Gesicht flogen, und sprang umher wie ein Kind. „Frack — haha! Lackschuh — haha!“

Er schlug scherzend nach ihr. Sie rannten sich um den Tisch nach, durch die Stube, sie entwischte zur Thür hinaus, er ihr nach; im Schlafzimmer fing er sie endlich und erstickte sie fast mit seinen Küssen. Unter tausend Possen half sie ihm aus dem Frack und in ein bequemes Hausjöppchen von braunem Sammet; sie fand das entzückend, schmeichelnd rieb sie ihre Wange daran und streichelte die schon etwas abgeschabten Ärmel.

„Du mußt zu Hause immer Sammetröcke tragen,“ sagte sie, „sie stehen dir zu gut!“

„Das kann ich nicht mehr.“ Er wurde ernster. „Dazu reichen unsere Mittel nicht.“

„Warum nicht?“ Mit erschrockenen Augen sah sie ihn an. „Dann ist es doch wahr, was sie sagen; wir werden schlecht auskommen?“ In plötzlicher Angst schlang sie die Hände ineinander, daß die Fingergelenke knackten. „Liebe Zeit, wenn das wahr wäre! Ach siehst du, hättest

du dem Portier vorhin nicht so unnötig viel Geld gegeben!“ Sie war blutrot geworden.

Jetzt war es an ihm, sie auszulachen. Er fand sie zu komisch, zu entzückend unpraktisch. Solche Bagatelle!

„Wenn's dir so gut gefällt, bestelle ich mir gleich morgen einen neuen Sammetrock. Du hast recht, warum soll man nicht tragen, was einem steht? Und die Ärmel sind wirklich schon recht abgeschabt.“

Zufrieden hing sie sich an seinen Arm. „So, nun wollen wir einmal unsere ganze Wohnung besehn!“

Die drei Zimmer und der leere Raum, den er als Atelier benutzen wollte, wären rasch zu besichtigen gewesen; sie brauchten lange Zeit dazu. So im Eignen zu wandeln, zu wissen: das ist alles mein, ‚unser‘, hat einen ganz besonderen Reiz. Lena traf manch alte Bekannte. Die Mutter hatte ihr mitgegeben, was sie entbehren konnte. Da war der Tisch, an dem das Kind die Schularbeiten gemacht; da der Schrank, in dem geheimnisvolle Weihnachts- und Geburtstagsgaben aufbewahrt gewesen; und hier der Sessel, auf dem der große Bruder oft gesessen und die kleine Schwester auf dem Knie gehalten.

„Mein Bruder!“ sagte Lena plötzlich und fuhr mit der Hand über das Polster.

Richard sah sie etwas verwundert an; sie stand da, den Kopf gesenkt, in wehmütiges Sinnen verloren, und starrte auf den alten Sessel. Das Blut stieg dem jungen Mann zu Kopf, er hatte in der letzten Zeit zu viel Unangenehmes durch den Schwager erfahren. Er hatte sich von ihm ausfragen, behandeln laßen müssen wie ein Schuljunge; all seine Verhältnisse mußte er klar legen, sein

Soll und Haben auf den Pfennig vorrechnen. Als ob das Leben mit Lena bei einer gewissen Sparsamkeit etwa kostspieliger sein würde wie das, welches er als Junggeselle geführt? Unsinn! Eine Frau spart immer, und als Junggeselle hat man so viele Verpflichtungen.

Langens Briefe waren auf die Dauer immer weniger freundlich geworden; mit Ärger hatte der Bräutigam sie gelesen und zerknittert. Was half's ihm, daß der Landgerichtsrat sich verpflichtete, jährlich eine kleine Summe zum Haushalt beizusteuern; er nannte das sein Hochzeitsgeschenk für die Schwester. Ohne die paar hundert Mark würde es auch noch gehen! Lena wollte sich gerührt bedanken, der Bräutigam hatte es ihr untersagt und dem Schwager selbst seinen Dank abgestattet, kühl, ohne jede Freudigkeit, das Schreiben wie eine lästige Pflicht behandelnd. Langen hatte zur Hochzeit abgeschrieben. Ausflüchte, nichts wie Ausflüchte, er wollte eben nicht!

„Lena," sagte Richard vorwurfsvoll, „es wundert mich, daß du jetzt gerade an deinen Bruder denkst, jetzt, wo alle deine Gedanken nur bei mir sein sollten!"

Als Antwort streichelte sie wieder über das Polster und legte die gefalteten Hände auf die Lehne.

„Lena!" Heftig riß er ihre Hände von dort herab und ihre Gestalt an sich. „Du sollst keinen anderen Gedanken haben als mich, hörst du?"

Sie lachte ihm in's Gesicht.

„Nein, lache nicht," er stampfte mit dem Fuß auf und preßte sie noch heftiger in die Arme, „es ist mir kein Spaß. Mir gehörst du, mir allein, und daß du jetzt

an jemand anders denken kannst, verletzt mich; noch dazu an deinen Bruder, der uns so schnöde behandelt hat!“

„Richard, er war aber doch früher so gut zu mir und —“

„Ach früher!“ Er gab sie hastig frei. „Früher! Da ist doch wirklich meine Schwester besser! Heftig ist sie, das gebe ich ja zu, aber das liegt in ihrer Nervosität, und zehnmal leichter ist's zu ertragen, wie diese scheinheilige Ruhe und das väterliche Gethue von dem Herrn Landgerichtsrat!“

Lena war rot geworden, nun wurde sie blaß. Sie fuhr auf: „Sei nur still von deiner Schwester! Kein Wort von ihr, ich kann es nicht ertragen. Ich will es nicht ertragen! Wie hat sie mich behandelt die ganze Zeit! Und heute — that sie nicht, als gingst du in's Verderben? O, ich hab's wohl gemerkt, wie sie dir immer die Hand drückte. Wenn ich nicht so glücklich wäre, ich möchte weinen!“ Ihre Lippen zuckten.

Betroffen sah er sie an: „Lena!“ Und dann von plötzlicher Reue erfaßt: „Geliebte, wir hätten uns beinah gezankt! Heute — das wäre schrecklich!“

„O nein!“ Sie lachte schon wieder.

„Geh, du Stein des Anstoßes!“ Sie gab dem alten Sessel einen kleinen Puff; ihre Wangen wurden nach und nach wieder rosig. „Ich denke an nichts weiter, nur an dich — dich — dich! Und jetzt komm, laß Wohnung Wohnung sein und Menschen Menschen! Komm zum Thee; Mutter hat uns so schönen Kuchen dazu gebacken, du glaubst gar nicht, wie gut Mutter eigentlich ist. Sie wird mich doch sehr vermissen!“

„Schon wieder andere, und immer andere!“ Er

lachte, aber es war ein bißchen Verdrießlichkeit im Lachen.

In der Wohnstube hatte Grete den Tisch mit einer schönen rosa Serviette gedeckt; diese war ein Geschenk von Frau Allenstein, sie hatte bestimmt, daß dieselbe bei der ersten Mahlzeit prangen sollte. „Damit dein ganzes künftiges Leben rosig angestrahlt sei, mein lieber Richard,“ hatte sie gesagt. Susanne hatte immer sinnige Ideen, an Aufmerksamkeiten ließ sie es nie fehlen.

Bredenhofer mußte mit einer gewissen Rührung an die Schwester denken. „Sieh mal, wie nett von Susanne!“ sagte er.

Lena erwiderte nichts darauf, beinahe hätte sie die Tasse zu voll gegossen; weh, wenn die übergelaufen wäre auf die schöne rosa Decke!

Nun saßen sie eng aneinander geschmiegt auf dem Sofa. Die Lampe brannte mild, die Blumen am Fenster dufteten stärker; eine wohlige Behaglichkeit schlich auf leisen Sohlen durch die Stube. Tief unten von der einsamen Straße drang kein Laut herauf — die Welt lag wirklich weit.

Sie streichelten sich die glühenden Wangen und sahen sich tief in die schwimmenden Augen; immer wieder suchten und fanden sich ihre Lippen. Der Thee machte ihnen heiß, und das junge Blut, das in ihren Adern pochte, noch heißer. Sie redeten nicht viel Vernünftiges mehr, ein ungeheures Glücksgefühl wuchs und wuchs. Lenas Haar war verwirrt; in seligem Überschwang sprang sie auf und lief an's Klavier. Sie mußte sich ausjubeln.

Ihre Stimme war etwas belegt und von der Er-

regung unsicher, aber ein geheimnisvolles Etwas, eine intensive Gefühlswärme durchzitterte jeden Ton. Nach und nach sang sie sich frei. Sie hatte nie besser gesungen, sie fühlte das und berauschte sich an der Musik.

Wie magnetisch angezogen kam Bredenhofer vom Sofa her; er rückte einen Stuhl dicht neben Lena und sah ihr unverwandt in's Gesicht.

Sie sang weiter und weiter. Ihre Nasenflügel zitterten, ihre Gesichtsfarbe wurde tiefer, ein glänzendes Leuchten brach aus ihren Augen. Die Wände der Stube hallten wieder.

Endlich ließ sie, tief atmend, die Hände von den Tasten sinken. Langsam glitt er vom Stuhl auf den Boden zu ihren Füßen.

„Du singst herrlich," flüsterte er, „und du bist mein, mein!"

„Ja," sagte sie leise.

IX.

„Die Herrschaften würden ersucht, abends spät nich mehr Musik zu machen," meldete Grete mit ziemlich impertinenter Miene. Sie hatte eben das Frühstück auf den Tisch gesetzt und stand nun in der Thür, den einen Arm in die Seite gestemmt, mit der anderen Hand wohlgefällig die Schürze streichend; das war ihre beliebte Stellung.

Draußen ein grauer Morgen, vielmehr schon Vormittag; kein Sonnenstrahl tänzelte über den Frühstückstisch, die rosa Decke sah fahl aus in der farblosen Beleuchtung. Die Blumen am Fenster ließen die Köpfchen

hängen, sie waren noch nicht gegossen. Auf dem Teppich unter'm Flügel lag der Veilchenstrauß, ein welker Klumpen.

„Was ist los?" fragte Bredenhofer.

„Na, die Herrschaften möchten nich Musik machen," wiederholte Grete. „Um sieben haben sie mir schon rausgeklingelt unten von Rentiers. Er und sie sind schon alt und die Tochter is nervenschwach. Was en anständiges Haus is, da darf doch nach zehne nich so'n Radau mehr sein," setzte sie vorwurfsvoll hinzu und verschwand.

„Also ‚Radau' — so so!" Der junge Mann lachte nervös. „Das ist ja sehr schmeichelhaft für uns! Dein herrlicher Gesang — Radau! Es ist toll." Er fuhr sich durch's Haar.

Lena streichelte ihn: „Ärgere dich nicht, Richard — heute nicht, am ersten Morgen, heute nicht!"

Einen Augenblick ließ er sich ihre Liebkosung gefallen, dann schob er die Tasse zurück und sprang auf: „Ich lasse mir das nicht bieten, ich gehe zu den Leuten hinunter; ich kann in meinem Hause machen, was ich will! Ich — da klingelt es, vielleicht haben sie sich wieder zu beklagen. Um Gottes willen, doch nicht etwa schon Besuch?"

Lena errötete, sie hatte draußen die Stimme der Mutter erkannt.

Es wurde geklopft.

„Herein!"

Auf der Schwelle stand Frau Langen; sie lächelte, hatte dabei Thränen in den Augen und streckte die Arme nach ihrer Tochter aus. Als sie Lena umhalste, hatten

sich glücklich die Thränen gelockert, sie flossen ihr über die Wangen.

Lena machte ein bestürztes Gesicht — was war denn hier zu weinen? Mit einer gewissen Befangenheit half sie der Mutter ablegen.

Der junge Ehemann trat unschlüssig im Zimmer umher, zog hier an der Decke, rückte dort an einem Möbel; zuletzt stand er am Fenster und zerzupfte gedankenlos eine Hyacinthe. Er fühlte sich ungemütlich, bei diesen Thränen gar nicht am Platz; auch eine Erkältung steckte ihm in den Gliedern, kalt rieselte es ihm den Rücken herunter, und im Halse spürte er Brennen. Jetzt mußte er niesen und nun husten.

„Um Gottes willen, Richard!“ sagte Frau Langen erschrocken; es war das erste Mal heute, daß sie den Schwiegersohn direkt anredete. „Nimm dich nur in Acht! Du bist nicht allzu fest; wie schrecklich für Lena, wenn du gleich krank würdest!“

„Warum soll ich denn krank werden?“ Bredenhofers Stimme klang ungeduldig. „Liebe Mama, gerade um diese Jahreszeit haben sehr viele Menschen den Schnupfen. Übrigens, wenn ich krank würde, wäre es Lenas schönste Pflicht, mich zu pflegen.“ Das letzte sagte er herausfordernd, er ärgerte sich über seine Schwiegermutter.

„Ach Gott, die Sorgen!“ seufzte diese.

Wenige Augenblicke herrschte nun Schweigen. Der junge Mann trommelte nervös auf die Fensterscheiben, die junge Frau sah von einem zum anderen, eine gewisse Unruhe hatte sich auch ihrer bemächtigt.

Die Stube sah wenig nach Freude aus, so unendlich einfach im grauen nüchternen Tageslicht.

„Wie hübsch die alten Möbel sich hier ausnehmen!" meinte Frau Langen endlich, aber sie sagte es in einem gewissermaßen vorwurfsvollen Ton. „Ihr hättet eigentlich das Sofa nicht beziehen zu lassen brauchen, es war noch ganz gut. Aber wie ihr wollt; junge Leute haben eben ihre eigenen Ansichten. Möchtet ihr auf diesem Sofa so glückliche Stunden verbringen, wie dein verstorbener Vater und ich sie darauf verlebten, Lena!" Sie wischte sich die Augen. „Meine liebe Tochter, möchtest du glücklich, recht glücklich werden!"

Lena umarmte die Mutter; auch sie war bewegt. Ihr war heut merkwürdig weich zu Sinn, ihr Herz klopfte erregt, und ohne Grund stiegen ihr ab und zu Thränen in die Augen; sie fühlte sich auf einmal so wichtig, so verantwortungsvoll, und sie konnte sich einer gewissen Schwere, die auf ihr lag, nicht erwehren. Trauerte sie um entschwundene Mädchentage? Sie waren doch nicht alle so grau gewesen, wie sie gestern abend gewähnt.

„So, nun wollen wir einmal in deine Küche gehen," sagte Frau Langen, „du mußt dich doch ein bißchen kümmern."

„Ach, Lena braucht sich nicht um die Küche zu kümmern!" Bredenhofer trommelte stärker auf die Scheiben. „Dafür ist ja das Mädchen da. Ich will nicht, daß Lena mit erhitzten Backen am Kochherd steht oder sich sonst abrackert, das fördert nichts, schadet nur ihrer Stimme. Wenn sie erst eine berühmte Sängerin ist,

bringt ihr ein einziger Liederabend tausendmal mehr ein, als ihr ganzes Wirtschaften im Hause. Und wenn ich mit meinem Buch ‚Robert Schumann‘, halb Roman, halb Biographie zu Ende bin, halte ich Lena noch ein zweites Mädchen; oder wir ziehen vielleicht in ein Hotel, dann ist sie den Hausstand ganz los.

„Robert Schumann?“ Lena spitzte die Ohren. „Wie schön, o du schreibst über meinen Liebling! Davon wußte ich ja gar nichts!“ Sie klatschte in die Hände. „Robert Schumann, Robert Schumann! Wann hast du angefangen, bist du schon weit?“

„N—ein, noch nicht! Es fiel mir gestern abend ein, als du sangst. Aber den Gedanken zu fassen ist die Hauptsache, die Ausführung kommt von selbst; besonders wenn man eine solche Schumann-Interpretin zur Seite hat!“ Er sah sie zärtlich an, kam vom Fenster auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. „Meine Lena, du sollst alles haben, was dein Herz begehrt, wenn ich nur erst —“

„Wenn, wenn,“ unterbrach ihn die Schwiegermutter. „Ja, mein lieber Sohn, da werdet ihr aber sehr viel Geld brauchen, wenn Lena sich nicht um den Hausstand kümmert. Man kann auch dem besten Mädchen nicht alles überlassen und eure sieht etwas unbescheiden aus; ich hätte sie nicht gemietet, ich sagte es ja auch, aber“ — sie seufzte wieder — „junge Leute muß man gewähren lassen! Nur um eins möchte ich dich bitten, Lenachen, schreibe bald an deinen Bruder, heute womöglich noch! Fritz wird doch sehr herdenken, und er benimmt sich so prächtig, so opferfreudig; ihr dürft das nie vergessen, Kinder!“

Bredenhofer räusperte sich ungeduldig, eine heftige Entgegnung wegen der Opferfreudigkeit des Schwagers schwebte ihm auf den Lippen. Er suchte Lenas Blick; sie hielt die Augen gesenkt, ein gedankenvoller, wie ihm schien, wehmütiger Zug spielte um ihren Mund. „Gewiß, Mama,“ sagte er hastig, „Lena mag schreiben, meinetwegen gleich jetzt. Da Lena den Bruder so über alles zu stellen scheint, bin ich gewiß der letzte, der ihr in dieser Beziehung etwas in den Weg legt.“ Ein bittres Lächeln trat auf sein Gesicht und ein leises Vibrieren in seine Stimme: „Da ich Lena ja auch so wenig bieten kann, ist es ganz klug, wenn sie sich an den Bruder hält.“

„Verständig, sehr verständig von dir, mein lieber Sohn,“ sagte Frau Langen. Sie war ganz erleichtert und der frohen Hoffnung voll, doch nach und nach ein gutes Verhältnis zwischen ihren Kindern herzustellen. Seit sich in der letzten Zeit so viel Widerwärtiges durch Lenas Verlobung zugetragen, war der Sohn entschieden in ihrer Liebe aufgerückt; er war so ruhig, so pflichttreu, sie empfand jeden seiner Briefe wie eine Erlösung. Er war doch nun einmal ihr Ältester, das Haupt der Familie; es war ihr ein Trost, eine Beruhigung, sich an ihn lehnen zu können.

„Ja, Fritz ist ein außerordentlicher Mensch,“ nickte sie. „Es freut mich sehr, daß du das einsiehst, lieber Richard!“

Lena sah rasch auf, ihr Mann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht; sie faßte nach seiner Hand, sie hatte die Bitterkeit, das Vibrieren in seinem Ton wohl herausgehört. Es war unglaublich von der Mutter, dies

peinliche Thema zu berühren! „Mutter,“ sie hob den Kopf mit einem gewissen Trotz, ich glaube kaum, daß ich heut zum Schreiben an Fritz komme. Es hat ja auch gar keine Eile!“

„Aber, Lena!“ Frau Langen fiel aus allen Himmeln. „Dein Herz treibt dich nicht dazu? Dann freilich —!“

„Schreibe nur, schreibe!“ Bredenhofer zog die Hand aus der seiner Frau und fuhr sich durch's Haar. „Schreibe sofort!“

Nun war auch der Mutter der gereizte Ton aufgefallen, sie wollte begütigen und wußte doch nicht recht, wie. Verdutzt sah sie von der Tochter auf den Schwiegersohn, vom Schwiegersohn auf die Tochter. Ein peinliches Schweigen zwischen den drei Personen.

Der Ton der Klingel fuhr wie eine Erlösung dazwischen.

„Besuch?“ Frau Langen griff rasch nach ihren Sachen. „Da will ich nicht stören!“ Sie machte Miene, durch die andere Thür zu verschwinden. Das war gewiß jemand von der Familie, von Allensteins! Sie hatte nicht Lust, mit denen zusammenzutreffen, das Verhältnis war doch etwas gespannt.

„Mutter, bleibe doch!“ Lena hing sich an sie und ließ sie nicht fort; ihr graute plötzlich vor der Schwägerin, es war ihr eine Stütze, die Mutter neben sich zu haben.

Bredenhofer war zur Thür geeilt; eben riß Grete sie auf in der ihr eigentümlich forschen Manier: „Frau Doktor Allenstein!“

Susanne rauschte über die Schwelle, sehr elegant gekleidet, einen mächtigen Blumenstrauß vor sich her

streckend. „Ich gratuliere, ich gratuliere,“ sagte sie mit forciert fröhlicher Stimme, „alles Gute im neuen Heim! Liebe Lena“ — sie küßte die junge Frau flüchtig auf die Wange, kalt wie Eis waren ihre Lippen — „lieber Richard!“

„Susanne, wie reizend von dir! Liebe Susi!“ Er küßte die Schwester mit besonderer Zärtlichkeit.

„Ich wollte doch euer erster Besuch sein, drum — ah!“ Frau Allenstein hatte die Schwiegermutter erblickt, sie versank in eine förmliche Verbeugung — „Gnädige Frau!“

Ebenso steif grüßte Frau Langen wieder; wie unangenehm, nicht einmal eine Viertelstunde mit der Tochter allein sein zu können! Man reichte sich die Fingerspitzen.

Lena hatte die Mutter kaum je so zurückhaltend gesehen; sie hatte keine Ahnung, daß gestern, nachdem sie mit Richard die Hochzeitstafel verlassen, noch manche anzügliche Bemerkung gefallen war. Das Verhältnis der Familien war entschieden nicht gebessert. Ihr wurde heiß und kalt; im Augenblick fiel ihr auch gar nichts ein, was sie hätte sagen können, nicht das geringste Harmlose. So sagte sie nur: „Bitte, Susanne, nimm Platz!“ Sie selbst setzte sich steif hin.

Frau Langen und Frau Allenstein hatten auf dem Sofa Platz genommen; sie waren beide nicht umfangreich, so dünn jedoch auch nicht, daß solche Lücke zwischen ihnen zu sein brauchte.

„Ist Ihnen der gestrige Tag gut bekommen, gnädige Frau?“ fragte Susanne und kniff dann die Lippen zusammen, als fürchte sie, schon zu verbindlich gewesen zu sein.

„O ja. Und Ihnen?“

„Danke, ebenfalls leidlich.“

„Das freut mich.“

Sie neigten stumm die Köpfe gegeneinander.

Das war ja eine reizende Unterhaltung! Vor Lenas Augen wurde es dunkel, so war ihr das Blut zu Kopf geschossen. Es zuckte ihr in den Fingern, sie hätte aufspringen, der Schwägerin den Strauß aus den Händen reißen und vor die Füße werfen mögen: „Da, behalt' dir deine Blumen! Jedes deiner kalten Worte, dein gezwungenes Lächeln stößt mir das Herz ab!“

Als hätte Frau Allenstein diese Gedanken erraten, so wendete sie sich jetzt ganz an den Bruder: „Mein lieber Richard, nimm diese Blumen als Zeichen meiner Wünsche! Du weißt, wie ich's mit dir meine.“ Ihre Stimme wurde merkwürdig weich, und ihre Augen glänzten feucht. „Mein geliebter Richard, möchtest du immer glücklich sein, möchte jede Enttäuschung dir erspart bleiben!“ Von einem Seufzer begleitet, klangen diese Worte ahnungsschwer.

Lena und ihre Mutter wechselten rasch einen Blick. Frau Langens feines Gesicht rötete sich vor Unmut, sie war in der Tochter Seele hinein beleidigt. Sie erhob sich plötzlich. „Es ist jetzt wirklich Zeit, daß ich gehe!“

Bredenhofer hielt sie nicht zurück, auch Lena nicht; diese ungemütliche, geschraubte Situation war wirklich kaum zu ertragen. Sie gab der Mutter das Geleit; draußen im Korridor flüsterte Frau Langen: „Diese unangenehme, gräßliche Frau! Adieu, mein liebes, mein liebes Kind, Gott behüte dich!“ Sie küßte die Tochter

wiederholt; und dann, schon im Hinausgehen: „Ich kann und mag wirklich nicht wiederkommen, wenn die Allenstein da ist; laß mich's lieber vorher wissen. Adieu, mein Kind!" Noch ein Kuß. „Adieu, mein liebes Kind!" Wieder ein Kuß, und dann war sie fort.

Lena stand einen Augenblick im dunklen Gang und besann sich. Der mitleidsvolle Ton der Mutter hatte ihr wohl gethan und weh zugleich. War sie denn bemitleidenswert? Nicht glücklich, glücklich über alle Maßen? Sie rieb sich mit zwei Fingern die Stirn über der Nasenwurzel; die kleine böse Falte mußte weg, die sich da einnisten wollte. Langsam trat sie in die Stube zurück.

Da saß jetzt Richard neben der Schwester auf dem Sofa, hatte den rechten Arm um sie gelegt, den linken streckte er nach Lena aus. „Komm, meine Geliebte, meine süße Frau!"

Susanne lächelte und drohte mit dem Finger: „Ei, ei, so verliebt!"

Sollte das malitiös sein? Lena, die gern, ach so gern dem Ruf ihres Mannes folgen wollte, hielt sich zurück. „Laß nur, Richard," sagte sie mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, die ihr nicht stand. Vor der da die zärtlichsten Gefühle bloßlegen? Nein! Ihr weiches Gesicht wurde ernst und streng.

Bredenhofer schien die Verstimmung seiner Frau weiter nicht zu bemerken, er beschäftigte sich angelegentlich mit der Schwester. Jetzt, an diesem großen Wendepunkt seines Lebens, fühlte er doch, wie fest das Band war, das ihn mit ihr verknüpfte. Es war ihm so natürlich, sie an seinem Glück teilnehmen zu lassen.

„Hat er denn ganz vergessen, was vorangegangen ist, wie sie sich benommen hat?“ fragte sich Lena mit Bitterkeit.

Richard plauderte und plauderte, und Frau Allenstein hörte zu, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen. So schien es wenigstens Lena.

„Nun muß Susanne aber unser ganzes Heim sehen,“ rief der Ahnungslose endlich fröhlich. „Herzchen,“ er nickte seiner jungen Frau zu, „zeige Susanne deinen Wäschschrank und deine Küchengeheimnisse, sie kann dir manchen guten Rat geben. Liebe Susi, hier ist unser Wohnzimmer, und siehst du, hier“ — Er führte die Schwester am Arm in's Nebenzimmer, seine Stimme verklang hinter der Thür.

Langsam folgte Lena; sie hatte gar keine Lust, sie fühlte Widerwillen, der Schwägerin alles zu zeigen. ‚Laß dir nur nicht in jedes hineingucken,‘ hatte die Mutter gesagt, ‚das thut nicht gut.‘

Richtig, da hatte doch Richard wirklich schon den Schrank im Eßzimmer aufgerissen und zerrte die Gedecke und das andere Leinenzeug hervor! Er strahlte vor Freude, und Frau Allenstein stand dabei, das langgestielte Lorgnon vor die Augen haltend. „Ist das nicht reizend? Findest du nicht auch, daß wir alles sehr schön haben?“ fragte er sie jeden Augenblick. Ein ungeheurer Stolz, die erste große Freude leuchtete aus seinen Augen.

„O ja, o ja,“ nickte Frau Allenstein, „sehr nett! Liebe Lena, wirst du dich denn aber hier zurechtfinden? Du hast dich doch nie mit dergleichen beschäftigt. Na, so viel ist's ja nicht! Wißt ihr aber, Kinder, was euch noch

not thut? Ihr habt nur ein Gedeck zu zwölf Personen; wenn ihr auch keine Gesellschaften geben werdet, das ist doch zu wenig. Erlaube, liebe Lena" — sie wendete sich mit wohlwollender Miene zu der jungen Frau — „daß ich dir noch eins von mir zur Verfügung stelle. Und zweimal Bettwäsche kannst du auch noch bekommen. Kind, Kind, zerknittere doch die Servietten nicht so — halt!" Sie legte ihre Hand auf Lenas Arm.

Diese hatte mit zuckenden Fingern das blaue Band, mit dem ein Stoß Servietten zusammengebunden war, auf- und zugeknüpft. Sie hatte eine nervöse Unruhe, sie mußte etwas zwischen den Fingern fühlen.

„O Susi, du bist zu gut," sagte Richard und küßte der Schwester die Hand. „Aber findest du denn nicht, daß wir alles sehr reichlich haben?" setzte er fast angstvoll hinzu.

Man sah's Frau Allenstein an, sie wollte nicht verletzen; es war ihr peinlich. „O, es genügt vor der Hand vollkommen," sagte sie ausweichend.

Richards strahlende Miene hatte sich umzogen, seine Stimme klang herabgedrückt: „Ja, du hast recht, man versteht's eben nicht, wir müßten entschieden mehr haben." Er sah Lena an, ihr glanzloser Blick fiel ihm auf. „Ist dir etwas, mein süßes Liebchen? Entschuldige, Susanne" — er schob die Schwester beiseite — „aber Lena ist müde. Bist du müde, Lena, mein Engel?"

„Wovon?" fragte sie mit blassen Lippen. „Ich bitte, Susanne, komm weiter!"

Sie öffnete die Thür zum dritten Zimmer.

„Hier schlafen wir, und da geht es auf den Korridor zur Küche.“

Sie gingen weiter; Frau Allenstein war entschieden guter Stimmung, die wieder vorbrechende Innigkeit des Bruders stimmte sie weich.

Lena zeigte alles; mit einer müden Gleichgültigkeit zog sie jeden Schub auf und stieß ihn wieder zu. Das interessierte sie alles so herzlich wenig, und sie mußte doch so thun; am liebsten hätte sie sich da auf den Küchenschemel gesetzt, auf dem jetzt Grete saß und Kartoffeln schälte, und hätte geweint wie ein Kind. Warum eigentlich nur?

Das undefinierbare Parfüm, das Frau Allenstein an sich hatte, reizte ihr die Nerven. Wie ihr Mann, ihr Richard, mit der Schwester sprach! Das machte sie ganz krank. Immer fügte er sich deren energischer Meinung mit einer Geschmeidigkeit, die ihr mißfiel. Als Frau Allenstein das Mädchen unterwies, die Kartoffeln nicht zu dick zu schälen, fuhr auch der junge Hausherr Gretchen an.

Das Mädchen machte ein impertinentes Gesicht und suchte mit Lena einen Blick zu wechseln. Das gelang ihr nicht; mit offenen Augen, ohne zu sehen, ging jene umher.

Endlich entschloß sich Susanne zum Abschied; da sie in der Theorie eine vorzügliche Hausfrau war und jetzt, am Schlusse der Saison, nicht mehr täglich Gesellschaften in Aussicht hatte, versprach sie recht oft zu kommen, um Lena hülfreich zur Seite zu sein. Im Eifer, dem Bruder beizustehen, vergaß sie ganz die eigene schwache Konstitution. Sie umarmte den Bruder und küßte auch Lena.

Ihr Schritt verhallte auf der Treppe. Richard hielt noch die Korridorthür offen und sah ihr nach. Als er sich umwandte, lehnte Lena an der Wand, im verdunkelten Flur konnte er ihr Gesicht nicht genau erkennen.

„Lena, mein Liebling," er breitete die Arme nach ihr aus, „endlich sind wir wieder allein!"

Sie wich ihm aus und ging vor ihm her in die Stube. Er ihr nach — was hatte sie?

Da kauerte sie auf dem drehbaren Stuhl vor ihrem Flügel, hatte die Ellbogen auf die Klaviatur gestemmt, daß die mißhandelten Tasten dumpf wimmerten, und drückte das Gesicht in die Hände.

Im Augenblick war er bei ihr, in überströmender Zärtlichkeit rief er ihren Namen; er war zu Tode erschrocken.

Wie ein Kind, das sich fürchtet, umklammerte sie ihn jetzt und versteckte ihr Gesicht an seinem Halse. „O, ich mag sie nicht," schluchzte sie, „ich mag sie gar nicht! Wie soll das werden? Sie macht mich krank, sie lähmt mich; ich fühle, wie sie mir hier inwendig alles knickt." Sie schluchzte stärker.

„O, meine Lena, mein Liebling!" Er küßte ihr die Hände und streichelte ihr die verwirrten Löckchen. „Was willst du denn? Was soll ich thun, was willst du?"

„Und du hörst so auf sie — meinen Wäscheschrank kramt sie durch, sie thut, als ob sie hier zu kommandieren hätte — du läßt dir alles gefallen. Da war Amalie noch viel besser!"

„Lena," sagte er streng und erschrak doch zugleich über seinen eignen Ton; der war auch übel angebracht.

Bleich stand sie auf, ihre Thränen waren versiegt. „Da siehst du's schon, sie tritt zwischen mich und dich!"

„Das wäre!" Er starrte sie fassungslos an. „Lena, Unsinn! Sei wieder gut und lieb zu mir — o sieh mich an!"

Sie drehte ihm den Rücken; er sollte nicht sehen, wie es in ihrem Gesicht zuckte und kämpfte, sie schämte sich, daß die Thränen wiederkamen und heiß über ihre Wangen rollten.

„Lena!"

Keine Antwort.

Ihre starren Augen bohrten sich in den einen gleichgültigen Fleck auf der Diele ein — was mochte das für ein Fleck sein? Wie war er entstanden, dunkel und rund? Fett, Tinte?

Hinter ihrem Rücken raschelte es. Nun sah sie sich doch um, es war wie Stöhnen an ihr Ohr gedrungen. Ihr Mann saß auf dem Klavierstuhl, auf dem sie eben gesessen; auch er hatte das Gesicht in die Hände gelegt. Er war traurig. Ein heißes Angstgefühl durchschoß sie — was hatte sie gethan, zürnte er?

„O Richard, sei mir nicht böse!" Weinend fiel sie ihm um den Hals. „O sei mir gut!"

„Ich bin es — Geliebte, Einzige!"

„Kannst du mir verzeihen?"

„Verzeih du mir!"

„Ach, Richard, es war so schrecklich — Susanne, Susanne!" — Sie zitterte und schmiegte sich fester an ihn.

„Ja, du hast recht! Ich werde es Susanne sagen, einmischen darf sie sich nicht. Kein Mensch darf sich ein-

mischen.“ Seine Stimme steigerte sich in Trotz. „Wir brauchen nichts von der Welt, mögen sie alle bleiben! Nur du und ich.“

Sie küßte ihn.

„Bist du glücklich, Lena?“

„Unbeschreiblich, unsagbar! Du auch?“

„Über alle Maßen!“

Ihre zarten Lippen preßten sich auf die seinen in einem langen, nicht endenwollenden Kuß.

Er umschlang sie fest mit beiden Armen: „Du bist mein Himmel, meine Seligkeit! Liebst du mich?“

„Bis in den Tod!“ —

Kein Laut weiter. Sie sahen sich nicht um.

Der Himmel grau, so grau, verhangener mit jeder Minute; ein langes schwarzes Wolkengebilde daran, das spreizte zerfetzte Flügel. Es drohte, es huschte vorüber, vom heulenden Winde gepeitscht; sein langer Schatten fiel auf's Fenster, daß die Stube düstrer wurde.

„Bis in den Tod,“ flüsterte er und hielt sein junges Weib an's Herz gepreßt.

„Bis in den Tod,“ flüsterte sie mit lächelnden Lippen und schauerte doch dabei; wie mit kalter Hand war's ihr über's Gesicht gestrichen.

IX.

Der berühmte Gesangprofessor Dämel lag in seinem Musikzimmer auf dem Ruhebett, dem einzigen Polstermöbel in diesem geheiligten Raum. Er hatte eben Stunde erteilt an ein paar recht talentlose Amerikanerinnen; die eine knautschte zwischen den Zähnen, man hörte überhaupt

nichts; die andere riß den Hals auf und blökte falsche Töne in die Welt, daß dem Hörer grauste. „Aber die Kunst geht nach Brot,“ pflegte der berühmte Mann mit Achselzucken zu sagen, „das sind meine melkenden Kühe!“

Jetzt war er sehr angegriffen und wollte nicht gestört sein. Die Jalousien vor den Fenstern waren geschlossen, draußen brütete die Sommersonne. Er blinzelte nach den Sonnenkringeln an der Wand und schloß dann behaglich die Augen.

Da — ein Klingeln! Unwirsch fuhr er auf; wenn auch draußen stand: Sprechstunde von vier bis fünf Uhr, er wollte doch nicht gestört sein.

„Nicht zu sprechen,“ hörte er draußen das Mädchen sagen und gleich darauf eine weiche Stimme, im Tone der Enttäuschung: „Ach, nun bin ich schon zum zweitenmal vergebens hier! Bitte, zeigen Sie Herrn Professor wenigstens meine Karte!“

Diese weiche verschleierte Stimme klang so musikalisch — wo that er sie doch nur gleich hin? Dämel rieb sich die Stirn. Da kam auch schon das Mädchen. Er las: ‚Magdalena Bredenhofer‘, und darunter war mit Bleistift gekritzelt: ‚Lena Langen, frühere Schülerin‘.

Vor des Professors Gedächtnis stand sofort das schlanke Mädchen mit den übergroßen Augen und dem Lockengewirr; vor einem halben Jahre war sie aus der Gesangsklasse ausgeschieden, hatte sich verheiratet, anscheinend eine sehr gute Partie gemacht. Dämel kannte die Verwandten des Mannes; die Allensteins waren elegante Leute, viel in Gesellschaft. Was wollte die kleine

Langen? Ah, jedenfalls Privatstunden nehmen, à dreißig Mark; ihre Mittel erlaubten ihr das jetzt.

„Ich lasse die Dame bitten!" Er erhob sich geschmeidig, trat vor den Spiegel und ordnete seinen schön gepflegten Bart, die Bewunderung sämtlicher Konservatoristinnen.

„Herr Professor!"

Er fuhr herum; auf der Schwelle diese überzarte Frauengestalt im dunklen Kleid, war das Lena Langen? Er hatte sie sich als Frau anders vorgestellt.

„Ah, gnädige Frau, ich freue mich sehr, ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen! Bitte, bitte, nehmen Sie Platz!"

Lena murmelte etwas.

„O — vergessen?! Wie können Sie so etwas denken? Eine so hoch talentierte Schülerin vergißt man nie," beeiferte er sich zu versichern. „Was macht die Musik, la bella voce?"

„Ich danke."

Die junge Frau war entschieden schüchtern; warum nur? Man mußte ihr entgegenkommen. „Also der Gesang blüht; wohl die große Freude Ihres Herrn Gemahls? Ja, ja, kann ich mir denken. Schön, solch kleine Nachtigall für immer eingefangen zu haben. Eigentlich jammerschade, daß er Sie uns, der Kunst, entzogen hat! Das geht gar nicht, Sie müssen die Musik wieder aufnehmen!"

Lenas schmales Gesicht erglühte, die Anerkennung des Professors belebte sie; sie sprach freier. „Das ist's ja eben, Herr Professor, ich — ich möchte, ich muß meinen Gesang —" Sie stockte nun doch wieder.

Er half ihr weiter mit einem jovialen Lächeln und ermutigendem Ton. „Das ist recht, das ist brav; freut mich sehr, daß Sie zu mir kommen, gnädige Frau! Wer hat denn auch solches Interesse an Ihnen, wie Ihr alter Lehrer?!"

„Das dachte ich auch," sagte sie mit einem hoffnungsvollen Blick. „Und glauben Sie denn wirklich, Herr Professor, daß es sich lohnt, daß es mir gelingen wird?"

„Ohne Zweifel," versicherte er eifrig, „bei dieser musikalischen Begabung, der süßen Stimme und der poetischen Auffassung! Sie wissen, wieviel ich immer von Ihnen gehalten habe!"

„Ach ja, ja." Sie errötete und griff nach seiner Hand. „Lieber Herr Professor, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie damit behellige, aber ich wußte wirklich nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Sie können mir helfen!"

Wie komisch das klang! Dämel wurde unsicher — die junge Frau saß da, wie eine Bittende; das war wirklich eine ganz merkwürdige Art, so um Stunden nachzusuchen, die man teuer bezahlte. Was wollte sie eigentlich? Er faßte sie scharf in's Auge. Ihr Kleid war geschmackvoll, aber sehr einfach, der Saum rund herum staubig, die Schuhe auch ganz grau; gefahren war sie keinesfalls. Unruhig hob und senkte sie die Lider, um ihren Mund hatte sich ein Fältchen eingegraben. Jetzt seufzte sie.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er um eine Nuance kälter.

Ihre Lider zitterten, dann hob sie den Blick und sah

ihn traurig an. „Ich muß meine Musik verwerten,“ sagte sie leise, „würden Sie nicht die große Güte haben, mich zu empfehlen? Ach, Sie können mir gewiß Konzertengagements verschaffen; ich würde auch gegen bescheidenes Honorar in kleinen Städten singen. Ich weiß, Sie haben immer so viel an der Hand.“

„Ich? Gar nicht; nein, da irren Sie wirklich, Frau — Frau Bredenhofer, nicht wahr? Es werden fast gar keine Anfragen an mich gerichtet; zu dergleichen habe ich in der That auch gar keine Zeit. Aber ich will Ihnen einen guten Rat geben, gehen Sie zu einem Konzertagenten; es ist doch das Metier dieser Leute, Engagements zu vermitteln. Hier“ — er zog sein Notizbuch hervor und schrieb flüchtig die Adresse nieder: ‚Bär, Konzertagentur, Schöneberger Ufer 4‘.

„Ach, danke sehr.“ Sie ergriff wohl den Zettel, aber sie steckte ihn nicht ein, ihre Hand bebte. „Diese Leute verlangen so viel Prozente und schon eine vorherige Anzahlung — das kann ich nicht, Herr Professor!“ Ihre großen Augen sahen ihn mit einem bangen Blick an. Er konnte nicht umhin, zu finden, daß sie schöne Augen hatte, eigentlich das einzig Bemerkenswerte in dem schmalen Gesicht; sie hatten einen feuchten Glanz, das dunkle Braun der Iris zeigte goldige Lichter und schwamm in bläulichem Weiß. Und einen hübschen Mund hatte sie auch, nur die Lippen zu blaß und die Winkel herabgezogen. Sie schien mit Thränen zu kämpfen.

„Armes Ding!“ Dämel strich sich den Bart und ließ einen langen Blick über die zarte Frauengestalt gleiten — nicht viel dran, aber anmutig! „Kindchen,“

sagte er in dem Ton, halb gutmütig, halb spöttisch, den Lena vom Konservatorium her noch genau im Ohr hatte, „Kindchen, Sie wissen doch, mit Ihrer zarten Stimme ist nicht viel zu machen."

„Aber, Herr Professor, Sie sagten doch vorhin noch —"

„Was, was? In der That, ganz richtig, ganz richtig! Ich widerrufe nichts, Ihr Talent ist unleugbar, aber nicht für den Konzertsaal! Für's Haus, für's Haus — da liegt der Schwerpunkt. Im intimen Kreis reizend, jedoch für den Konzertsaal —!" Er zog die Brauen in die Höhe und zuckte die Achseln. „Sie müssen sich doch selbst erinnern, in der Philharmonie verflatterte Ihr Ton zu gar nichts. Viele sind berufen, wenige auserwählt. Der Geist ist willig, aber die Stimme ist schwach! Haha!" Er sah sich selbstgefällig um; die bewundernden Blicke der Konservatoristinnen, ihr gemurmelter Beifall fehlte. Schade um den vorzüglichen Witz!

In Lenas Augen schwammen große Thränen, sie fühlte sich grenzenlos entmutigt. „Wenn Sie mir dann doch wenigstens Stunden," stotterte sie, „Stunden — verschaffen — könnten!" Daran hatte sie nie gedacht; Stundengeben, der Verderb für den Künstler, Herabwürdigung seines Talents — nun schien es ihr der Rettungsanker. Sie klammerte sich daran. „Wenn Sie mir wenigstens einige Stunden zuweisen könnten! Wenn Sie doch die Güte hätten, Herr Professor!"

„Hm!" Dämel besaß eine gewisse Weichmütigkei jungen Frauen gegenüber. Er entsann sich, die kleine Langen hatte gut Klavier gespielt; es mußte nicht unan-

genehm sein, in den Privatstunden, in denen man unmusikalische Misses drillte, auf diese schlanken Fingerchen zu blicken. Sie mochte denn an einigen Vormittagen begleiten; der bisherige Begleiter paßte ohnehin nicht mehr, er erlaubte sich in letzter Zeit eine eigne musikalische Meinung.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte der berühmte Mann. Lena horchte auf.

„An drei Vormittagen der Woche gebe ich Privatstunden im Hause, von neun bis eins; wenn Sie wollen, können Sie die Begleitung übernehmen. Monatliches Honorar: Zweiundsiebzig, sagen wir rund siebzig Mark. Sind Sie damit einverstanden?"

Ob sie das war! Lena fühlte eine große Freude, dankbar ergriff sie die Hand des Professors: „Gern, gern!" Der vergrämte Zug um ihre Mundwinkel war verschwunden, sie sah reizend aus mit dem zarten Rot auf den Wangen.

Der berühmte Mann tätschelte die kleine Hand und schmunzelte, da war er billig weggekommen! —

Wie beschwingt eilte Lena über die Straße. Der Weg bis zu ihrer Wohnung war weit, sie beachtete das gar nicht. Was würde Richard sagen? Mußte er sich nicht freuen, wenn sie etwas zur Wirtschaft beisteuerte? Siebzig Mark, welch große Summe! Sie machte einen kleinen Sprung über den Rinnstein, und dann kaufte sie der Frau, die an der Ecke stand, einen Rosenstrauß ab. Die Blüten waren schon welk vom Sonnenbrand, ihr dunkles Rot schwärzlich, aber sie dufteten noch. Lena

drückte sie sorgfältig an sich, die sollte Richard haben; und dann eilte sie weiter, den Blick zu dem tiefblauen Sommerhimmel erhoben. —

* * *

Bredenhofer hatte gar keine Ahnung, daß seine Frau zu ihrem früheren Lehrer gegangen war; er hätte das nie gelitten. Man sollte Lena suchen, anbieten durfte sie sich nicht.

Er saß in seinem sogenannten Atelier vor der Staffelei und pinselte an einem Bildchen. Er benutzte dazu eine Eifelskizze, die er im vorigen Herbst flüchtig auf's Papier geworfen hatte, in Gerolstein, einen Tag vor seiner Abreise; einen Tag vor dem verhängnisvollen Zusammentreffen mit Lena im Eisenbahnzug. Er hatte die grotesken Felszinken der kolossalen Basaltblöcke, die sich gegenüber von seinem Fenster, jenseits am Ufer der Kyll erhoben, im Abendschein sich röten sehen; ihr melancholisches Grau hatte sich mit Himmelsrosen geschmückt, ihre schroffe Nacktheit schien verklärt, von einer weichen Wehmut übergossen. Der Anblick hatte ihn gepackt, begeistert; mit eiligen Fingern hatte er nach seinem Skizzenbuch gegriffen, Stift und Pinsel waren über's Papier geflogen. Aber es war schon spät, der Glanz erlosch; er mußte das Buch schließen.

Jetzt saß er und quälte sich; er konnte die Farben nicht mehr finden. Wenn er die Augen schloß, sah er's ganz deutlich, dieses tote Grau, dieses lebensvolle Rot; er atmete den eigenthümlich herben Duft der Eifelluft und fühlte wieder die ganze Poesie, die ihn damals er-

griffen. Öffnete er die Augen, so war alles hin, verschwunden wie Zauberspuk. Die Farben auf seiner Palette taugten alle nichts; das Grau war schmutzig, und das Rot schrie. Er stöhnte, er schwitzte.

Die Wände des Ateliers, mit seinen Studien und Entwürfen behangen, grinsten ihn langweilig an; durch das halbgeöffnete Fenster kam eine schwüle, trockene Sommerluft und raschelte in den unbeschriebenen Blättern auf dem Schreibtisch.

Der junge Mann faßte nach seinem Kopf, der Schädel brannte ihm; gleich über der Wohnung war der Bodenraum. Da stach die Sonne ungehindert durch die Luken, und das Schieferdach prallte vor Glut. Ja, es war nicht alles schön!

Bredenhofer seufzte, ließ den Pinsel aus der Hand sinken und lehnte sich müde zurück.

Im Frühjahr war's besser gewesen; er wußte selbst nicht, wie es kam, aber nun mehrten sich die Sorgen von Tag zu Tag — oder sah er sie nur klarer? Merkwürdig, daß sie nie auskamen, und sie sparten so' Lena war so anspruchslos und er selbst? Er brauchte doch gar nichts für sich. Abends mal eine Flasche Wein, das war ihm durchaus nötig, sowohl zur Nachtruhe als zu der Anregung, ohne die er nichts schaffen konnte. Und wofür gaben sie denn sonst noch Geld aus? Ach, da waren so viele kleine Dinge, die neben den großen Ausgaben, wie Miete, Steuer, Kleidung, Mädchenlohn herliefen. Den Doktor hatte man auch gebraucht; vier Wochen hatte sich der junge Ehemann mit der garstigen Erkältung von seinem Hochzeitstag her herumgeschlagen.

Es muß wohl sein, daß man alle Mißstände nicht so empfindet, wenn man im ersten Taumel der Liebe ist. Bredenhofer und Lena hatten gelacht, weil Onkel Hermann hartnäckig schwieg, und ihn einen alten eigensinnigen Junggesellen genannt, der schon klein beigeben würde. Mit Leichtsinn hatten sie sich über Langens kühler und kühler werdende Briefe hinweggetäuscht; zuletzt schrieb er garnicht mehr an Lena, nur durch die Mutter hörten sie noch von ihm.

Und Allensteins? Die junge Frau hatte sich gegen jede Bevormundung entschieden gewehrt, und der Gatte ihr beigestanden. Susanne war verletzt, und als sie sich vergebens bemüht hatte, dem Bruder Lenas Fehler klarzulegen, zog sie sich zurück. Das war immerhin schmerzlich für Bredenhofer und aufreibend dazu. Er hatte Scenen mit der Schwester seiner Frau wegen und doch von dieser keinen Dank; und Scenen mit Lena, Susannes wegen, und von der auch keinen Dank.

Die einzige, mit der sie sich standen, war die Mutter. Aber diese konnte es auch nie lassen, ihren Besorgnissen Ausdruck zu geben und um die Entfremdung zwischen ihren Kindern zu jammern. Das war auf die Dauer zum Nervöswerden. Der junge Mann konnte es nicht ertragen; er war sehr artig gegen die Schwiegermutter, aber er ging meist fort oder zog sich in sein Atelier zurück, wenn Frau Langen zu Besuch kam. Als ob die das nicht gemerkt und sich bei Lena empfindlich darüber geäußert hätte!

Und dazu die pekuniären Sorgen, all dies kleinliche Rechnen und In- Erwägung- ziehen! Als Junggeselle war

Bredenhofer so flink in die Tasche gefahren, was machte es, wenn er da auch mal ein bißchen zu viel verbrauchte? Es hatten sich immer hülfreiche Beutel gefunden, Onkel Hermann war besonders generös; jetzt stand ihm kein Mensch mehr bei, jetzt, wo er es viel nötiger gehabt hätte! Weiß Gott, die Proletarier hatten's besser, die brauchten nicht den Schein zu wahren; in einer gewissen Gesellschaftsklasse sind aber manche Dinge unerläßlich nötig. Man hat Rücksichten zu nehmen, den äußeren Wohlstand zu zeigen; weh, wer das nicht kann, der gilt nicht mehr für voll!

Der junge Mann fuhr sich mit einem tiefen Aufseufzen über die Stirn. Er sah blaß und abgespannt aus, seine Augen waren müde, und das Haar klebte ihm in feuchten Ringeln an den Schläfen. Mit Unlust griff er wieder zum Pinsel, er gähnte dabei. In dieser gewittrigen Sommerluft hatte er eine Schwere in den Gliedern, eine bleierne Müdigkeit, die ihn lähmte. Er überlegte sich's, ob er ausgehen sollte oder nicht; er mußte dann die vier Treppen doch wieder herauf. Appetit hatte er gar nicht mehr, er aß eigentlich nur, weil Lenas große Augen immer so flehentlich auf seinen Teller sahen. Diese Blicke konnten direkt eine Qual sein, er fühlte dann eine nicht zu unterdrückende Gereiztheit gegen seine Frau in sich aufsteigen. Und er liebte sie doch! Ja, sicherlich! War sie nicht bei ihm, hatte er eine Unruhe, bis sie da war — wo blieb sie, was trieb sie? Saß sie bei ihm, so kam es ihn mitunter an, er mußte sie tadeln, reizen, von Dingen mit ihr sprechen, die ihr unangenehm waren. Sie brausten beide auf, sie bekamen rote Köpfe — und

dann, wie süß war die Versöhnung! Langweilig, wer sich immer vertrug! Sensationen, Emotionen braucht die Künstlernatur!

„Ah!“ Bredenhofer schöpfte tief Atem und dann legte er das Gesicht in die Hände; eine ungeheure Schlaffheit überkam ihn.

So saß er und überhörte das Klopfen an der Thür; was er dachte, wußte er selbst nicht, grau und schwer, in unerquicklichem Durcheinander wogte ihm alles im Kopf.

Jetzt klopfte es wieder.

„Herein!“

Doktor Reuters liebenswürdiges Gesicht schaute in's Atelier. „Ah, mein junger Freund, dachte schon, Sie wären auch nicht zu Hause; habe vier-, fünfmal geklopft!“

„Verzeihen Sie!“ Bredenhofer sprang auf, ziemlich verwirrt, er tauchte wie aus einer anderen Welt auf; oder hatte er geschlafen?

„So fleißig?“ Reuter trat an die Staffelei und betrachtete das Bild. Er ging dicht heran und dann wieder zurück, hielt die hohle Hand vor's Auge und prüfte mit Kennermiene. „Wo haben Sie denn das her? Bei Gott, gar nicht übel!“

Der Künstlerstolz regte sich in Bredenhofer, er glaubte entschiedene Bewunderung aus Reuters Worten herauszuhören. Sein müdes Gesicht belebte sich. „Die Felsen von Gerolstein bei Sonnenuntergang,“ erklärte er. „Sie wissen, ich war vergangenen Herbst dort, um Studien zu machen; die Eifel ist noch nicht überflutet von lästigen Touristen, ich liebe nur das Aparte. Jetzt denke ich über den Titel des Bildes nach, es muß etwas

Sinnvolles darunter; diese grauen vorsintflutlichen Blöcke mit dem verklärenden Schein sind gewissermaßen symbolisch aufzufassen."

Doktor Reuter spitzte die Ohren — das konnte eine geistreiche Idee werden! „Sind Sie bald mit dem Bild fertig?" fragte er.

„Fertig? O nein!" Bredenhofer trat zurück und legte den Kopf betrachtend auf die Seite. „Hätte ich nur Farben, Farben!" Im Eifer kam er heran und tupfte auf die frische Malerei. „Sehen Sie hier dies Rot, das muß ganz anders wirken und glühen! Und in den Felsspalten gefangene Sonnenstrahlen, die das gähnende Dunkel der Klüfte magisch durchleuchten! Hierher müssen ein paar wundervolle Reflexlichter, und hier, hier — tiefer — sehen Sie wohl? Da ist es schon ganz lichtlos, das graue Gestein wirkt vollständig abgestorben, während sich noch am Himmel ein leuchtendes Farbenspiel entfaltet."

„Ein sehr schönes Bild," sagte Reuter, „in der Tat, außerordentlich wirkungsvoll!"

„Ja!" Bredenhofer sah mit begeisterten Augen auf sein Werk, er hatte rote Backen bekommen und lächelte. „Ich male vielleicht noch einen einsamen Vogel, der aus gähnend dunkler Felsenspalte sich emporschwingt und sich gleich der suchenden Seele im Flammenschein des Himmels verliert; seine ausgebreiteten Schwingen sind von einer Glorie umsäumt. Denken Sie sich, wie das wirken wird!" Er streckte den Arm aus und wies nach der Decke. „Oben, ganz oben verliert er sich — sehen Sie — oh, ich muß das malen!" Er endete mit einem Seufzer.

„Wundervoll, wundervoll!“ Doktor Reuter war ganz enthusiasmiert, „Sie sind ein Poet!“ Er umarmte den jungen Mann. „Wissen Sie was, lieber Freund? Dies Bild müssen Sie ausstellen, unzweifelhaft, unbedingt; Sie haben Ruhm und Ehre davon!“

„Das sagen Sie so — ausstellen — ja ausstellen,“ meinte Bredenhofer, „das wäre wohl das Richtige. Aber bei den Kunsthändlern ist so schwer anzukommen, ich mag es nicht wieder umsonst versuchen. Sie nehmen nur berühmte Namen,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu.

„Oho, das wäre!“ Reuter strahlte vor Wohlwollen, er schlug sich auf die Brust. „Wofür wäre denn unsereiner da mit seinen Konnexionen? Noch schöner! Man hat sein Lebenlang den Mäcen gespielt, und da sollte einem nicht mal ein Urteil zugetraut werden? Ich sage, das Bild ist gut, sehr gut“ — er trat wieder vor der Staffelei hin und her und äugelte — „es ist sogar wundervoll, herrlich! Diese Stimmung, diese Beleuchtung! Jeder Kunsthändler nimmt's, und Käufer werden sich finden — na, ich sage Ihnen, mehr als einer!“ Er legte dem Beglückten bedeutungsvoll die Hand auf die Schulter: „Sie werden sich dieser Stunde noch erinnern und der Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe. Passen Sie auf, mit diesem Bilde betreten Sie die Leiter, die immer höher und höher führt! Ja, mein lieber junger Freund!“

Über Bredenhofers Gesicht lief ein freudiges Rot und ließ die etwas spitz gewordenen Züge wieder voll erscheinen. Seine Gestalt hob sich unwillkürlich, und nun breitete er die Arme aus und warf sich Reuter an die

Brust. „Ich danke Ihnen," sagte er mit knabenhafter Heftigkeit. „Ja, es wird gelingen, es muß gelingen!" Seine Augen strahlten, seine Stimme bekam einen klangvolleren Ton. „Ich weiß es genau, es gelingt, und dann — ade Quälerei und Pfennigfuchserei! Lena soll es gut haben, und ich selbst" — er sah mit einer gewissen Scheu auf seine gelben durchsichtigen Hände — „werde wieder der Alte! Wissen Sie" — er nahm Reuter vertraulich unter den Arm und wanderte mit ihm auf und nieder — „wenn man's nicht gewohnt ist, ist das Sparen verdammt schwer. Es bekommt einem nicht!"

Der alte Mann mit dem jünglingsfrischen Gesicht sah den jungen Mann mit dem merkwürdig — ‚alten Zug' konnte man nicht sagen, aber — ‚müden Zug' besorgt von der Seite an. „Was haben Sie, Bredenhofer?" fragte er herzlich. „Sie haben so eine liebe reizende Frau, Sie stecken beide voll von Talenten, eigentlich sind Sie ein ganz ideales Paar, und es drückt Sie doch was?"

„Ich weiß es nicht." Bredenhofer trat vor den kleinen Spiegel, der gegenüber seiner Staffelei an der Wand hing. „Sehen Sie, ich habe Fältchen um die Augen, wie eine alte Jungfer. Ach was" — er wandte sich hastig vom Spiegel ab und rieb sich mit beiden Händen die Backen — „die werden schon wieder rot werden! Lieber, verehrter Herr Doktor, Sie haben mir eine große Wohlthat erwiesen, mir ist, als hätte ich einen Verjüngungstrank im Leibe. La la — lalala!" Leise trällernd stellte er sich wieder vor sein Bild. „Diese Reise nach Gerolstein hat mir doch Glück gebracht, viel Glück!"

Er lachte. „Wo nur Lena stecken mag? Die wird Augen machen! Ich sage es ihr nicht gleich."

„Bitte, grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals!" Reuter legte die Hand auf's Herz und blickte enthusiastisch nach oben. „Süßes, bezauberndes Frauchen! Adieu, adieu, junger Meister, also das Bild fertig gemacht und dann — das weitere übernehme ich!"

Sie schüttelten sich die Hände. Mit einem Lächeln sagte Reuter noch: „Ich bin sehr eilig, habe noch ein paar Atelierbesuche versprochen, und dann hole ich die Perriccioni — Sie wissen, den neuesten italienischen Opernstern, gastiert augenblicklich hier — zu einer Spazierfahrt ab. Ich soll den Cicerone unseres Berlino machen. Ich sage Ihnen, hinreißendes Persönchen!" Er küßte entzückt seine Fingerspitzen. „Augen wie Sammet und unergründlich wie die Nacht; sieht man hinein, wird man sofort zum Dichter! Teint wie mattes Elfenbein, und einen Mund, einen Mund!" Reuter tänzelte in der Stube auf und nieder, man sah, wie ihn die Unruhe packte.

„Die muß ja sehr schön sein," sagte Bredenhofer zerstreut. Er hatte nur halb hingehört, all seine Gedanken weilten schon wieder bei seinem Bilde. Sehnsüchtig, mit einer gewissen Gier blickte er nach der Staffelei, es drängte ihn, gleich wieder anzufangen; jetzt, jetzt würde er die Farben finden, er war in der Stimmung!

„Wissen Sie was, lieber Freund" — Reuter packte ihn am obersten Rockknopf — „Sie müssen die Perriccioni kennen lernen! Das ist was für Sie — eine überspru-

delnde Künstlernatur! Ich lasse Sie's nächstens wissen, damit Sie auch von der Partie sind. Wollen Sie?"

„Ja, ja!" Der junge Mann war vollständig in Gedanken.

„Also auf Wiedersehen, grüßen Sie Frau Lena! Adieu, adieu! All Heil!"

Er war gegangen, Bredenhofer allein in seinem Atelier. Ein stärkerer Windhauch kam durch's Fenster und wehte die losen Blätter vom Schreibtisch auf die Erde. Bredenhofer raffte sie auf und warf sie achtlos auf ihren früheren Platz — wozu brauchte er die Zettel noch?! Nun hatte er's bald nicht mehr nötig, für fünfundzwanzig Mark kleine Artikel in Tageszeitungen zu schreiben und zu zittern, ob sie überhaupt angenommen würden! Mit einer raschen Wendung drehte er sich ganz seinem Bilde zu und stand nun da, regungslos, es unverwandt mit liebevollem Blick betrachtend. Das war also die erste Staffel auf der Leiter des Ruhms!

Ein lange nicht mehr gekanntes Wohlgefühl erfaßte ihn, eine Lust, zu jauchzen und über die Stränge zu schlagen. Und zugleich ein fieberhafter Thätigkeitstrieb, ein Drang, fertig zu werden, der Welt das vollkommene Werk zu zeigen.

Er fing an zu malen und malte, ohne nur einmal prüfend innezuhalten und mit kritischem Blick seine Arbeit zu mustern; er malte mit klopfenden Pulsen und einem abgezirkelten Rot auf den Backenknochen. Den Mund hielt er im lächelnden Ausdruck halb geöffnet — in Gedanken sah er schon sein Bild im Kunstsalon unter den Linden hängen, in den Zeitungen wurde darauf aufmerksam ge-

macht, das Publikum war begierig, diese eminente Leistung eines bis dahin Unbekannten zu sehen. Man eilte hin, bewunderte, fragte nach dem Preise — ja — Bredenhofer stutzte — wieviel sollte er eigentlich verlangen? Er mußte Reuter fragen. Übrigens, das Pekuniäre kam erst in zweiter und dritter Linie; die Hauptsache war die Anerkennung des Talents.

Der glückliche Ausdruck blieb auf seinem Gesicht, leise pfeifend arbeitete er weiter. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und lief langsam an der bleichen Schläfe nieder; er merkte es nicht.

Vorsichtig wurde die Thür geöffnet, und Lenas erhitztes Gesicht unter dem breitrandigen Strohhut guckte herein. Sie lächelte schelmisch, auf den Lippen brannte ihr das wichtige Ereignis, am liebsten hätte sie's ihm gleich laut entgegengeschrieen. Sie drückte die Blumen an den Mund, als müsse sie ihn so verschließen.

Er arbeitete, ohne aufzusehen. Dabei war die Beleuchtung nicht mehr günstig, ein gewitterkündender gelblicher Schein gab falsche Reflexlichter.

„Richard!"

Er hörte sie nicht. Mutwillige Grübchen vertieften sich in ihren Wangen, sie nahm den Rosenstrauß und schleuderte ihn im Bogen. Er traf die Staffelei, prallte gegen das Bild und fiel dann zur Erde; die einzelnen Rosen löſten sich und lagen entblättert.

Bredenhofer war mit einem lauten Ruf zusammengefahren; man sah's ihm an, wie er sich erschreckt hatte. Jetzt war er unwillig.

„O Richard, sei nicht böse!" Lena rannte auf ihn

zu und umschlang ihn mit beiden Armen. „Ich habe dich nicht erschrecken wollen, nur mit Rosen aus deiner Träumerei wecken. Sei nicht so ärgerlich! Hör nur, hör nur!“ Sie küßte ihn mit ihren warmen Lippen. „Ich bringe was Gutes mit, rate!“

„Was denn?“ Er sah sie freundlich an und streichelte sie, dann aber wandte er sich wieder seinem Bilde zu. Die Rosen lagen unbeachtet am Boden, jetzt zertrat er sogar eine.

Lena bückte sich und sammelte sie langsam auf. „Die armen Dinger,“ sagte sie leise.

Ein paar Minuten vergingen, in denen er eifrig malte; die junge Frau hielt es nun doch nicht länger mehr aus. Sie platzte heraus: „Ich war bei Dämel, dem berühmten Professor, meinem früheren Lehrer, ich habe ihn gebeten, er soll mir Engagements verschaffen oder Stunden. Nun soll ich bei ihm begleiten, drei Vormittage in der Woche; und denke, Richard, ich bekomme siebzig Mark den Monat dafür! Siebzig Mark! Ist das nicht wundervoll? So viel Geld! Ich bin ganz glücklich!“ Sie schlug die Hände zusammen und drehte sich wie ein Kind auf dem Absatz. Plötzlich hielt sie inne. „Aber was machst du denn für ein Gesicht, Richard? Bist du böse, weil ich heimlich gegangen bin? Aber nun ist es doch so gut!“ Sie sah ihn betroffen an.

Er hatte eine finstere Falte auf der Stirn und war dunkelrot. „Wie konntest du?“ Zornig stampfte er auf den Boden. „Was denkst du, was fällt dir ein? Siebzig Mark den Monat — für solch ein Lumpengeld!! Und wären's hunderte, ich würde es nie zugeben! Deine

zarte Brust am Klavier zusammendrücken, wie eine Maschine die Noten abhaspeln, deine Kunst herabwürdigen, dich mir halbe Tage entziehen — nein, nein! Kind" — er lachte hell auf und griff nach ihrer Hand — „das schlage dir nur aus dem Sinn! Es kann dir doch selbst unmöglich Vergnügen machen."

Sie senkte den Kopf tiefer und tiefer. Nein, das Los des Begleiters war ihr eigentlich immer grauenhaft erschienen; nun hatte sie sich aber einmal in den Gedanken hineingesponnen. Die Aussicht, zu verdienen, sich selbst aufzuopfern, war ihr mit jeder Minute beglückender erschienen — und nun sagte ihr Mann so mir nichts dir nichts: ‚Das schlage dir aus dem Sinn'!

Sie wurde blaß. „Wir brauchen aber doch Geld," murmelte sie, „und ich will auch . . ."

„Närrchen!" Er legte den Arm um ihre Schultern und zog sie neben sich vor das Bild. „Sieh dir das mal an! Eben war Reuter hier. Das hier wird etwas; er sagt: ein Meisterwerk! Es kommt auf die Ausstellung, wir verkaufen es, und du wirst wohl begreifen, daß mir um siebzig Mark meine Frau keinen einzigen Vormittag feil ist. Nein, mein Herz, und wenn uns auch dieses Glück nicht blühte, daß du, du, armseligen Stümpern dich anpassen sollst, das würde ich nie zugeben! Ich liebe dich viel zu sehr!"

„Aber ich wollte doch so gern —"

Er achtete gar nicht auf ihren Einwand. „Lena freue dich, freue dich mit mir!" Er hob sie mit beiden Armen ein wenig in die Höhe; sie machte sich schwer, es gelang ihm nicht recht. „Nun haben die pekuniären

Sorgen bald ein Ende, und auch die anderen" — er lachte übermütig — „pah!" Wir haben dann deinen Bruder nicht mehr nötig; daß wir was von ihm annehmen, drückt mich schon lange. Mutter braucht auch nicht mehr zu jammern. Sie können mir alle im Mondschein begegnen!"

Lena sah das Bild wie durch einen Flor, sie konnte sich nicht freuen, sie war so sehr enttäuscht. Er hatte kein einziges Wort der Anerkennung für sie; der Weg zum Professor war nicht so leicht gewesen, sie hatte sich einen Stoß geben müssen, zum Begleiten auch, und nun sah er das nicht einmal ein! Er redete nur von dem Bilde.

Mit einem wehen Gefühl im Herzen machte sie sich frei und trat an das gardinenlose Fenster. Draußen schwefeliges Licht, am Himmel dunkle Wolkenballen. Der ganze Anblick war verändert. In der beklommenen Schwüle standen die Bäume des Botanischen Gartens regungslos, sie sahen nicht frischgrün aus, sondern verstaubt und angekränkelt. Verlangend spreizten sie die Äste.

„Gefällt dir mein Bild nicht? Du sagst ja kein Wort," sprach Bredenhofer vor der Staffelei. „Ich finde das sehr merkwürdig von dir," setzte er nach einer Pause gereizt hinzu.

Sie wandte den Kopf halb nach ihm, der Ausdruck seines Gesichtes gefiel ihr nicht — das war Eitelkeit! Sie bemerkte es zum erstenmal. Nun gerade nicht! Hastig drehte sie den Kopf wieder ab, ohne Wort.

Wie beklommen die Luft war, so schwer wie Blei! Müde nahm sie den Hut von den Haaren und strich sich

mit heißen, zuckenden Fingern die Ringel aus den Schläfen. Ob es ein Gewitter geben würde?

Angelegentlich starrte sie durch's Fenster. Ein Wind wirbelte Staub auf und legte den in neuen Schichten auf die Blätter der Bäume. Immer tiefer, tiefer schienen die Wolken niederzuhängen. Die Sonne war ganz verschwunden; sie hatte sich verschlossen wie ein Auge hinter traurig gesenkten Lidern. Die Welt so trüb, so erlösungsbang!

Und es kam kein Donner, kein befreiender Blitzstrahl. Die dumpfe Luft brütete weiter und weiter.

Lena stand da, die Hände ineinandergepreßt; sie sah sehr blaß aus in dem fahlgelben Licht. Langsam, unabweislich überkroch sie ein häßliches Gefühl, ein Gefühl, das schmerzte und das Herz zusammenschaudern ließ. Sie empfand das Gefühl in seiner ganzen trostlosen Traurigkeit. — — — Nicht glücklich — — — —?! Wer hatte das gesagt? Lena schreckte zusammen, aus ihren Augen fielen heiße Tropfen auf ihre verschlungenen Hände.

„Wie fatal!“ Bredenhofer sprang von der Staffelei auf und warf ärgerlich Pinsel und Palette hin. „Alle Beleuchtung ist fort! Es regnet!“

Draußen goß es in Strömen.

XI.

Landgerichtsrat Langen war nie schlechter Laune, er hatte eigentlich immer dieselbe ruhige, gedrückte Freundlichkeit. Heute hatte er aber entschieden einen Zug von

Gereiztheit um die Mundwinkel; die kleine Lora merkte das sofort, als der Vater vom Bureau nach Hause kam.

Sie hatte vor der Thür gestanden und auf ihn gelauert wie ein Hündchen auf seinen Herrn. Mit einem lauten Freudenruf stürzte sie ihm entgegen und hing sich an ihn. Seine Hand wurde von dem zarten Kinderhändchen gefaßt; er wußte selbst nicht, daß ihn sein Töchterchen führte, er wäre am eignen Hause vorbei noch weiter die Straße hinuntergegangen.

„Vater," sagte sie mit ihrer spitzen Kinderstimme, „bist du traurig? Meine Liese und mein Märchen waren heut auch traurig; Walter hat sie mit dem Stecken auf den Kopf gehauen, sie liegen im Puppenwagen und schlafen. Ich hab' ihnen das Lied von den ‚Englein' vorgesungen, da hörten sie auf zu weinen. Hör' mal:

‚Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich wecken,
Zwei Englein, die mich weisen' —

Ich wünschte, Tante Lena käm' wieder! Die sang das so schön! Warum kommt Tante Lena nicht zu uns? Väterchen, ich wünschte, Tante Lena käm' zu uns; ich hab' sie lieb!"

Langens Hand zuckte in der seines Kindes; mit einem schmerzlichen Blick sah er in die groß und erwartungsvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen. Solche Augen hatte Lena als Kind gehabt; gerade so! Er nahm rasch das Mädchen auf den Arm und küßte es wiederholt, aber er gab keine Antwort. Schweigend trat er in's Haus.

Da saß Amalie in der Veranda und lernte mit ihrem Jungen biblische Geschichte. Walter hatte einen

etwas harten Kopf, auch war er zerstreut; er schaukelte mit dem Stuhl und spielte mit seinen Fingern.

„Walter, so paß doch auf," sagte die Mutter sanft, „es ist eine so wunderschöne Geschichte." Sie standen bei der Ausweisung der Hagar. „Nun, weißt du denn nicht, was der fromme heilige Abraham that, Walter?"

Der Junge kippelte hin und her, er schnitt ein weinerliches Gesicht. „Ich weiß nicht," stotterte er endlich. „Die anderen Jungens — spielen draußen — laß mich doch auch — ich — ich — laß mich auch!" Er heulte.

„O, du böser Junge," sagte Frau Amalie, aber immer im gleichen sanften Ton; es war unpassend, sich bei der heiligen Schrift zu erzürnen.

Lora war an den Tisch getreten; ohne Anstoß, die Hände gefaltet, sagte sie die ganze Geschichte her.

Amalie strahlte; Langen sah mit Befremden auf sein Kind. Das runde Gesichtchen war durch den Ernst, den es trug, merkwürdig schmal geworden, die Augen übernatürlich weit.

„O die arme Hagar," schloß Lora jetzt, ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ich wünschte, ich hätte der Engel sein können, der ihr für den Ismael was zu trinken brachte! Ich wünschte, ich wär' ein Engelchen!"

„Mein liebes Kind," sagte Langen plötzlich und griff nach einer der langen seidenweichen Locken; er drehte die goldige Strähne um den Finger und spielte mit ihr. Es war ihm, als müsse er die ganze kleine, leichte Gestalt an dieser goldigen Strähne festhalten. Eine unbestimmte Angst überkam ihn.

Als die Kinder fortsprangen, wandte er sich an seine

Frau; es war das erste Mal, daß er in ihre Erziehungsmethode hereinsprach. „Du solltest das Kind nicht geistig überanstrengen,“ sagte er vorwurfsvoll. „Lora ist überreizt, sie spricht und singt nur von Engeln. Wo hinaus soll das? Mir ist bange um das Kind!“ Er seufzte, setzte sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Amalie sah ihn verständnislos an. „Was willst du denn? Sie ist ja kerngesund. Pastor Düringsfeld sagte neulich, als hier Nähverein war und Lora den Kuchen präsentierte: ‚Der Herr hat sich diese Blume recht zum Lobe hergerichtet!‘ Das machte mich sehr glücklich. Du solltest dich auch freuen!“

Er sah sie einen Augenblick ganz verstört an. „Ich —?! Wenn das Kind — ich — ich ertrüge es nicht,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Was du jetzt nur immer hast?“ Frau Langen stieg nach und nach das Blut in's Gesicht. „Immer schlechter Laune und besonders heute! Es ist wirklich schrecklich! Ich bin froh, daß ich heute nachmittag Verein habe und am Abend Vorstandssitzung.“

„Schon wieder?“

„Bitte sehr, ‚schon wieder‘ ist nicht richtig; vor vierzehn Tagen das letzte Mal. Und was hab' ich denn sonst weiter? Ich habe ja weiter nichts auf der Welt,“ setzte sie in selbstquälerischer Verbissenheit hinzu.

„Amalie, versündige dich nicht!“ Er war auch rot geworden, nun stand er auf und ging über den Flur, die Treppe hinan, in sein Arbeitszimmer. Dort stand er lange am Fenster.

Vom Garten herauf tönten die Stimmen der Kinder.

Walter tobte ausgelassen und sprang wie ein junges Böcklein; Lora hielt sich etwas abseits. Jetzt kam sie langsam, fast feierlich den Gartensteig herunter; sie hatte eine gelbe Blume in der Hand und trug die vor sich her, wie man ein Licht trägt. Um den Kopf hatte sie sich eine Ranke geschlungen, die buntgefärbten Weinblätter beschatteten ihr die Augen; ihr Kleidchen war weiß nnd lang und hing ihr bis auf die Füße. Steif, kerzengerade kam sie daher, drehte den Kopf nicht nach rechts noch links. Die kleine, feierliche Gestalt sah unheimlich aus im Sonnenschein.

Langen öffnete hastig das Fenster: „Lora, komm herauf!"

„Stör' mich nicht, Vater," sagte sie, ohne eine Miene zu verändern. Im gleichen langsamen Schritt ging sie weiter.

„Komm sofort herauf! Komm gleich zu mir!" Eine große Angst, eine heftige Ungeduld lag in den Worten.

Lora war diesen Ton beim Vater nicht gewöhnt, erschrocken ließ sie die gelbe Blume fallen; wenige Augenblicke später stand sie im Arbeitszimmer. Sie kam dem Vater so groß vor, im letzten halben Jahre merkwürdig gewachsen und in die Höhe geschossen; sie war noch ein so junges Kind und doch — diese Augen! Seltsam bewegt sah Langen auf sie nieder.

„Was spieltest du eben?" fragte er.

„Totes Kind, Väterchen," sagte sie ernsthaft. „Weißt du, ich war das Kind, das ein Engelchen geworden ist und nun zu seinen Spielsachen geht, nachts, wenn alle Leute schlafen. Es trägt ein Licht in der Hand, damit

es auch sehen kann. Denk' mal, wie Liese und Märchen sich gefreut hätten! Die liegen noch immer im Puppenwagen."

„Mein Gott!" Langen schauderte bis in die tiefste Seele, woher hatte das Kind diese überspannten Ideen? „Wer hat dir denn das von dem — dem" — er konnte es nicht aussprechen von dem ‚toten', er sagte nur: „von dem Kind erzählt? Die Mutter?"

„Ich weiß es nicht!" Die unschuldige Kinderstimme klang sehr vergnügt. „Ich hab' es geträumt, Väterchen. Ich träume immer so schön!"

„Versprich mir, Lora, du wirst das nie mehr spielen." Er schloß sie erregt fest in die Arme. „Du darfst das nicht spielen, hörst du, Lora?"

Sie fragte nicht ‚warum'; sie sah ihn nur ganz groß und verwundert an.

Er ließ sie los, er tadelte sich selbst ob seiner Erregtheit — was spielen Kinder nicht alles?! Er war nervös, er wußte es wohl; heute morgen die Briefe aus Berlin, die er in seinem Bureau vorfand, hatten ihn ganz krank gemacht. Die Seinen adressierten immer in's Bureau, — Amalie war so wißbegierig, ihrer Ansicht nach durften Mann und Frau keinerlei Geheimnis voreinander haben; sie wartete mit dem Öffnen nicht, bis er nach Hause kam.

Mit einem Seufzer ließ sich Langen am Schreibtisch nieder. Aus seiner Brusttasche nahm er die Briefe und legte sie vor sich hin; er mußte sie noch einmal lesen. Da war erst das Schreiben der Mutter. Sie klagte nicht; das that sie schon Lena zuliebe nicht, und auch nicht,

weil man ihr vorgeworfen hatte, sie habe die Heirat begünstigt. Aber eine gewisse Unruhe, eine sorgenvolle Unsicherheit sprachen sich zwischen den Zeilen aus; der Sohn fühlte das wohl, und das bekümmerte ihn mehr, als hundert Klagen.

Aber nun Lenas Brief! Nein, den wollte er zuletzt lesen, erst den ihres Mannes.

Die Röte des Unmuts überflog das Gesicht des Lesenden, die Hand, die den Bogen hielt, zitterte. Bredenhofer schrieb:

‚Geehrter Herr Schwager!

Bei den Gesinnungen, die Sie uns, besonders mir gegenüber hegen, ist es mir sehr peinlich gewesen, bis jetzt von Ihnen etwas annehmen zu müssen. Diese Annahme war in der That von vornherein eine Übereilung unsererseits, wir hätten bedenken sollen, daß nur ein Geschenk Wert hat, welches freudig, aus liebevollem Herzen gegeben wird. Wir konnten uns dessen bei dem Ihrigen nicht rühmen.

Es ist Lena sehr schmerzlich gewesen, Ihre Gegenwart bei unserer Hochzeit entbehren zu müssen; sie sah darin einen Mangel brüderlicher Liebe für sich und eine Mißachtung für mich. Sie hat schwer an dieser bitteren Enttäuschung zu tragen gehabt, aus Liebe zu mir hat sie sie jedoch überwunden. Jetzt ist meine liebe Frau mit mir glücklich, in die Lage gekommen zu sein, Ihre fernere Beisteuer zu unserem Haushalt dankend ablehnen zu können.

Ich bedaure nur, augenblicklich noch nicht imstande

zu sein, Ihnen die gehabten Auslagen zurückzuerstatten; doch hoffe ich, auch dieses demnächst nachzuholen.

Mit dem Wunsche besten Wohlbefindens für Sie und Ihre Familie ergebenst

Richard Bredenhofer‘.

War der Mensch denn ganz verrückt, ganz verrückt? Langen faßte sich an den Kopf; der Brief war ja noch viel ungezogener, viel beleidigender, als er ihm anfänglich erschienen! Und so etwas sollte er sich bieten lassen, er, der so viel ältere, von dem unreifen, grünen Menschen?! Ein unbezwinglicher Zorn erfaßte ihn; er war selten heftig, aber nun ließ er die Hand schwer auf das Papier fallen, er hätte es am liebsten zerknäult, in kleine Fetzen zerrissen. Aber nein — der Landgerichtsrat lächelte bitter und geringschätzig zugleich — das war ja der Brief eines Primaners, dem war nicht zu viel Wert beizulegen.

Wodurch mochten sie denn in die sogenannte ‚Lage‘ gekommen sein, seine Unterstützung so schnöde zurückzuweisen? Hatte der Onkel vielleicht seine milde Hand aufgethan? Das war wohl nicht der Fall; die Mutter erwähnte doch gerade in ihrem heutigen Briefe, daß das Verhältnis der jungen Leute zu ihren Verwandten ein sehr kühles sei. Wo mochte nur dieser Aufschwung der Verhältnisse herkommen? Auch Lenas Brief brachte keine Aufklärung.

Er las den noch einmal aufmerksam. Die Schriftzüge waren flüchtig, ohne merkbare Grundstriche auf's Papier geworfen; sie war erregt gewesen beim Schreiben, man sah's an einigen zittrigen Haken und Schleifen und hier — hier unten in der Ecke mußten Thränen auf die

Buchstaben gefallen sein, sie waren verschwommen und teilweise verlöscht. O, der Bruder fühlte es wohl, wie sie sich gequält hatte, so gemessen und kalt ihre Worte zu setzen.

‚Ich habe dem Briefe meines Mannes nicht viel mehr beizufügen; ich bin gleich ihm hocherfreut, Dich nicht mehr in Anspruch nehmen zu müssen‘.

‚Ich danke Dir für Deine Liebe‘, hatte sie dann schreiben wollen, aber sorgfältig war's verändert; es hieß jetzt: ‚Ich danke Dir für Deine Bemühung, unseren Haushalt zu erleichtern‘, und so weiter. Zum Schluß sagte sie kurz ‚Adieu‘. Es hatte den Anschein eines Lebewohls für immer. Das war die Stelle, welche Thränen halb verlöscht hatten.

Langen fühlte einen Grimm sondergleichen gegen den Menschen in sich aufsteigen, der dies alles veranlaßt hatte; aber zugleich auch einen Grimm gegen Lena. Sie war charakterlos und bestimmbar; das war seine Schwester nicht mehr, die diese kalten herzlosen Zeilen geschrieben hatte! Sie konnte sein Geschenk zurückweisen, wenn sie in der glücklichen Lage war, es nicht mehr zu brauchen; aber so, ohne Dank, augenfällig eine lästige, drückende Abhängigkeit von sich schüttelnd, durfte sie es nicht thun. Er rief sich ihre Gestalt, ihr Wesen zurück, wie sie früher gewesen waren; dies zärtliche, schmiegsame Geschöpf hatte solche Zeilen geschrieben?!

Er schüttelte den Kopf und grübelte finster vor sich hin; es war ihm doch ein großer Schmerz. Seufzend stützte er den Kopf in die Hand — ja, Amalie hatte so unrecht nicht, es war kein Verlaß auf Lena, sie war überspannt und extravagant, verdorben durch die

Berliner Kreise, in denen sie lebte. Mochte sie denn eigensinnig hingehen und sich ihr Glück selbst zurechtzimmern; er würde keinen Versuch mehr machen, sie an irgend etwas zu hindern. Wenn alle Liebe so schlecht gelohnt wird, dann muß man eben fertig mit der Neigung sein. Ganz fertig. Er machte mit der Hand eine Bewegung durch die Luft, als weise er etwas weit, weit von sich. Er wollte sein Herz verhärten.

Und doch konnte er es nicht ändern, daß er im Geiste ihre leichte Mädchengestalt an seine Seite treten sah; er glaubte ihren Kuß zu fühlen, ihr bitterliches Schluchzen zu hören, wie damals auf dem Bahnhof beim Abschied, nach der häßlichen Scene mit Amalie. Sie war auch damals störrisch gewesen und er nachsichtig; er hatte sie leider zu sehr verwöhnt. Aber jetzt sollte das nicht mehr der Fall sein; nein!

Mit einem Ruck griff er nach der Feder.

„Eigensinnig — lieblos — undankbar — o Lena —!“ Hatte er es laut gesprochen?

„An wen schreibst du?“ fragte Loras Kinderstimme. Sie war dicht zu ihm herangekommen, stemmte den runden Ellenbogen auf den Tisch, legte das Köpfchen auf die Seite und sah ihn von unten herauf sehr ernst an. „An wen schreibst du?“ wiederholte sie noch einmal; „an Tante Lena? Bist du ihr bös?“

Er nickte stumm.

„O sei ihr nicht bös — arme Tante Lena!?“ Die Thränen standen ihr rasch in den Augen, wie vorhin bei der Erzählung von Hagar. Sie schüttelte den Kopf: „Du bist nicht bös? Da ist doch nix bös zu sein, Väter-

chen!" Dann lächelte sie, daß man die kleinen weißen Zähne blitzen sah, ihre Stimme klang sehnsüchtig zärtlich: „Tante Lena! Schreib ihr, sie soll mich bald besuchen. Ich hab' sie lieb!"

„Ich hab' sie lieb," sagte sie noch einmal, der Thür zutrippelnd.

„Lieb? Lieb gehabt," sprach Langen leise, als sich die Thür hinter Lora geschlossen hatte. Dann ließ er den Kopf schwer auf die Brust sinken und die Feder aus der Hand fallen — er konnte Lena jetzt nicht schreiben, wie sie's verdiente.

* * *

Vor ihrem weiß umhangenen, gleich frischem Schnee leuchtenden Toilettentisch saß Amalie Langen. Sie kämmte ihr schönes Haar für die Nacht aus, gleichmäßig lang und schlicht hing es ihr tief über den Rücken herunter. Es sah gut aus, wie ihre weißen Arme aus den weiten Ärmeln des Frisiermantels hervorblinkten und den Kamm durch die blonde Haarmasse führten. Am Hals hatte sie ein blaues Band, das kleidete ihrer lichten Gesichtsfarbe vortrefflich.

Das Fenster hinter den Zuggardinen war noch nicht ganz geschlossen, vom Garten wehte ein würziger Duft nach Reseden und Nelken herein; Lora hatte die auf dem kahlen Fleck unten an der Hauswand gepflanzt, sie hatte so darum gebeten. Frau Langen hatte sonst nicht viel Acht auf das Beetchen; heute atmete sie aber doch den angenehmen Geruch mit Behagen.

Ihre Augen glänzten, ihr Gesicht trug einen weicheren

Ausdruck als gewöhnlich. Sie hatte heute viel Gutes geschafft und trug in sich das Gefühl höchster Befriedigung. Sie war in der Vorstandssitzung des Vereins für ‚Allgemeine Mildthätigkeit‘ mit Acclamation zur stellvertretenden Präsidentin gewählt worden. Chefpräsidentin war die Frau Generalin von Bimmerstein, geborene Freiin von Weimersheimb, die erste Frau der Stadt; sie demnach also die zweite — welch ein Gefühl!

Amalie gelobte sich im stillen, sich der Ehre, die ihr widerfahren, voll und ganz würdig zu erweisen. Sie hatte ja so viel Zeit für die Mildthätigkeit; der Junge ging in die Schule, die Dienstmägde versorgten das Hauswesen, ihr Mann war auf dem Gericht, und Lora — ach, Lora, die war ein so bequemes Kind, die spielte Engelchen und erzog sich eigentlich ganz allein.

Jetzt war das blonde Haar in zwei dicke Zöpfe geflochten, Frau Amalie sah hübsch und jugendlich aus; da knarrte die Thür, und der Landgerichtsrat schob sich vorsichtig herein.

Er war blaß und ernst.

„Du bist noch auf?" fragte er erstaunt und heftete einen verwunderten Blick auf seine Frau; er hatte sie lange nicht so gesehen, meist lag sie schon im Bett, wenn er kam.

„Ja," sagte sie und schlang sich die Zöpfe um den Kopf. Sie sah ihn an. „Was hast du eigentlich, Fritz? Den ganzen Tag gehst du verstört herum!"

„Ich —? O nichts, nichts!"

„Doch!" Sie stand auf und kam langsam näher auf ihn zu; ihre große Gestalt schob sich wie ein Boll-

werk vor ihn, er sah ordentlich dürftig neben ihr aus. „Sage mir, was du hast,“ wiederholte sie, halb gebieterisch, halb zärtlich. Die Erfolge des heutigen Tages hatten sie erregt und merkwürdig zugänglich gestimmt; auch kam die Neugier dazu, sie mußte wissen, warum er solch ein verstörtes Gesicht machte.

Sie kam auf ihren Mann zu und legte den Kopf schwer an seine Schulter.

Er sah auf ihr blondes Haar, es glänzte und roch wohlgepflegt und wohlgebürstet. Darunter hob sich das hübsch geformte Ohr, und hinter dem blauen Bande der glatte, makellose Nacken.

„Fritz,“ sagte sie leise, dadurch wurde ihre Stimme angenehmer, „sage mir doch, was du hast?“ Sie lehnte sich schwerer an ihn; er mußte sich festhalten, um nicht unter der Last ihres vollen warmen Körpers zu taumeln.

„Ich — ich habe nichts, gar nichts!“ Unwillkürlich seufzte er dabei, sie hob den Kopf und strich ihm über's Gesicht. „Laß nur, Amalie! Laß nur, ich habe wirklich nichts Besonderes — Briefe — ein paar dumme Briefe, das ist alles. Sprechen wir nicht mehr davon!“

„O doch,“ beharrte sie. „Warum willst du es mir nicht sagen?“ Sie ließ nicht ab, zu streicheln, und sah ihm forschend in's Gesicht mit einem durch die Müdigkeit umflorten Blick ihrer kalten Augen. „Du hast Briefe bekommen? Natürlich aus Berlin, andere könnten dich nicht so verstimmen! Du hast von Lena gesprochen.“

„Wieso? Zu dir doch nicht!“

„Nein — aber das Kind — Lora sagte —“

„Du hast das Kind ausgefragt? Amalie!“ Er sagte weiter nichts, aber er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

Sie errötete tief, und mit diesem Erröten sah sie ganz so aus wie damals am Sonntag im Garten an der Wupper, als er sich über das Pulsen des Blutes unter ihrer reinen Haut freute. Er vergaß den Vorwurf.

„Sage mir, was haben sie geschrieben?“ bat sie. Seinen Arm um ihre Taille ziehend, veranlaßte sie ihn, mit ihr in der Stube auf und nieder zu schreiten. Ein paar Augenblicke sprachen sie nichts.

Langen kränkte sich über die Neugier seiner Frau; das Kind ausfragen — wie konnte sie das thun? Aber zugleich ärgerte er sich über sich selbst, daß er sich nicht besser bezwungen hatte. War er denn ganz unklug? Aber sie drückte sich so fest an ihn; dabei war er müde und matt, der Tag hatte ihn zermürbt. Es mußte eine Wohlthat sein, sich aussprechen zu können. Er hatte den lebhaften Wunsch, den Kopf an eine weiche Schulter zu legen, sich streicheln zu lassen und dabei die Augen zu schließen. Er dachte gar nicht direkt an seine Frau, nur dieser eine Wunsch bemächtigte sich seiner, immer dringlicher und dringlicher. Er seufzte.

„Bist du böse?“ fragte Amalie. „Sage mir, was du hast, ich will es wissen. Bitte!“ Bei dem ‚bitte‘ spitzte sie die Lippen und küßte ihn; und nun noch einmal.

Er seufzte wieder aus tiefstem Herzensgrunde; fast gegen seinen Willen entfuhr es ihm: „Ja, ich habe Briefe aus Berlin!“

„Zeige sie mir!“

Mechanisch griff er in die Brusttasche und reichte ihr die Briefe.

Hastig riß sie ihm die Papiere aus der Hand, trat dicht an ihren Toilettentisch und las beim flackernden Schein der Kerzen. Kein Zug in ihrem Gesicht verriet, was sie dachte, nur ihre Lippen kniffen sich dünn zusammen.

„Nun,“ fragte sie endlich, ohne ihren Mann anzusehen, „hast du hierauf schon geantwortet?“

„Nein; ich war schon dabei, aber da“ — Er stockte. Seine Lora, die war dazwischen getreten, er hörte auch jetzt ihr Stimmchen: ‚Arme Tante Lena! Da ist doch nix bös zu sein, Väterchen‘ — das Kind war Lenas Fürsprecher gewesen. „Ich will mir's noch überlegen,“ sagte er ausweichend, „man muß nicht in der ersten Hitze schreiben. Wenn ich's recht erwäge, muß ich bedenken, daß Lena falsch geleitet ist; da ist der Einfluß ihres Mannes — und sie sind beide ja noch jung, unbesonnen, impulsive Naturen,“ setzte er entschuldigend hinzu.

„Unbesonnen, impulsiv?“ Sie fuhr auf, durch ihre plötzliche heftige Bewegung flatterte ihr weiter Frisiermantel, die Kerzen verlöschten. Im lauen Halbdunkel der Sommernacht sah er ihr weißes Gesicht sich gegenüber und ihre scharfumrandeten glitzernden Augäpfel. „Wie kannst du? Wie darfst du — wie darfst du dir das gefallen lassen? Es ist unerhört!“ Ihr klangloses Organ steigerte sich, sie faßte seine beiden Handgelenke. „Du — du hast mir nichts davon gesagt; du hast ihr Geld geschickt?!“

„Es war von meinem Gehalt,“ sagte er gepreßt.

„Also abgespart?! Die Undankbare! Du bist zu gut gegen sie, immer zu gut gewesen. Hast sie immer verzogen! Aber diesmal, diesmal hat sie dich wirklich zu sehr gekränkt! Ich bin beleidigt in dir, ja, so beleidigt!" Amalie weinte. „Was habe ich schon um Lena erduldet?! Mich hast du gegen sie zurückgesetzt! Aber jetzt — jetzt —!" Sie neigte ihr Gesicht ganz nah gegen das seine, Thränen der Wut und der Eifersucht flossen über ihre Wangen; auch Mitleid war wohl dabei. „Jetzt mußt du ihr einen gehörigen Brief schreiben, gleich morgen; er wird ihr nur zum besten dienen. Vielleicht, daß sie Umkehr hält in ihrem hochmütigen Sinn. Thu's, thu's!"

„Ich kann nicht," stöhnte er, „sie ist doch meine Schwester. Ich habe sie so lieb gehabt!"

„Lieb — lieb? Du thust es ja auch nur aus Liebe für sie. Aber sie liebt dich nicht. Ich allein liebe dich, ich!" Mit Heftigkeit riß sie seinen Kopf an sich und preßte ihn. Er konnte kaum atmen; ein Erschrecken lähmte ihn, er wollte sich aufbäumen gegen die Frau — vergebens!

„Versprich mir, daß du morgen schreibst! Ich werde dir dabei helfen. Wir wollen nicht zu streng sein, uns kommt es nicht zu, zu richten. Versprich es mir!"

Er nickte stumm; er konnte nicht sprechen, ihr schwerer Körper lastete auf ihm wie ein Alp. Er war sehr müde.

Jetzt ließ sie ihn los. „Du armer Mann," sagte sie plötzlich mit einer seltenen ungewohnten Weichheit — „so viel Undank zu erfahren! Armer!"

Da war's — Mitleid! Mitleid, das er so nötig brauchte, das er so sehr ersehnte!

Matt ließ er seinen Kopf an ihre Schulter sinken. —

Am Morgen schrieb Landgerichtsrat Langen an seine Schwester einen Brief, der diese im Innersten treffen mußte; Bredenhofers that er darin keinerlei Erwähnung, er schwieg ihn tot. Als er selbst sein Schreiben zur Post trug, stand er ein paar Momente in tiefem Sinnen vor dem Kasten, dann plötzlich — als verbrenne ihm der Brief die Finger — ließ er ihn hineinfallen.

„Aus," sagte er traurig, als er mit hastigem Schritt von dannen ging.

XII.

Magdalene Bredenhofer stand vor dem Spiegel und setzte sich einen großen schwarzen Hut mit Federn auf; die nickten in ihr blasses Gesichtchen und gaben ihm einen eigentümlichen Reiz. Auf der Leipzigerstraße in einem eleganten Schaufenster hatten sie gestern den Hut gesehen; er war nicht billig, aber Richard bestand darauf, ihn zu kaufen.

„Er wird dich kleiden," sagte er zu seiner Frau, „er ist durchaus malerisch. Und die Federn kannst du ja immer gebrauchen. Jetzt, wo mein Bild auf der Ausstellung ist, brauchen wir überhaupt nicht ängstlich zu sein. Avanti, Avanti! Ich will auch, daß du morgen hübsch bist!" Er drängte sie in den Laden hinein, und sie hatte sich ganz gern drängen lassen.

Nun kam sie sich selbst hübsch in dem Hut vor; auch das weiße Wollkleid, noch von ihrer Mädchenzeit her,

stand ihr gut. Nur rötere Wangen hätte sie haben müssen und ein glücklicheres Leuchten in den Augen. Sie neigte ihr Gesicht nah an das Glas und betrachtete sich prüfend. Die dunklen Schatten unter den Augen, die leicht geröteten schweren Lider kamen von durchwachten Nächten, von heimlich vergossenen Thränen.

Die letzten vierzehn Tage hatte Lena wenig geschlafen. Nachts lag sie wach im Bett, die Hände auf der Brust gefaltet, mit weiten Augen in's Dunkel starrend. Sie dachte immer und immer nur an ihren Bruder. Das hatte sie nicht geglaubt, daß er ihr so zürnen würde; das hatte sie nicht gewollt! Wie ein Peitschenschlag hatte sie jedes seiner kalten Worte getroffen — hinter diesen Zeilen war nichts mehr von Liebe — nein, er hatte abgeschlossen mit ihr, er fand sie undankbar! Erst hatte sie die Tragweite seines Briefes gar nicht so begriffen; als Richard ihr denselben mit einem verlegenen Lachen in den Schoß schleuderte, hatte sie auch gelacht, im Trotz. Als die Mutter, der der Sohn ebenfalls geschrieben, diesen Brief nicht zeigen wollte, sondern nur bitterlich weinte, war sie ungeduldig geworden. Aber jetzt, mit jedem Tage mehr, empfand sie, was sie angerichtet hatte.

‚Ich mache einen Strich unter die Vergangenheit', hatte Langen geschrieben. ‚Möchtest Du Dein Glück finden, ich werde mich freuen, durch dritte davon zu hören. Direkt sind wir wohl fertig miteinander'.

„Aus," sagte sich Lena und reckte die Hände im Dunkeln empor und weinte. Sie biß die Zähne zusammen, um nicht laut zu schluchzen — nur Richard nicht stören! Er wurde heftig, wenn er ihre Thränen

sah, er wollte es nicht begreifen, warum sie sich so alterierte; allein in ihm sollte sie Genüge finden und nach nichts Anderem fragen. Selbst für ihre Kunst hatte er nicht mehr das feurige Interesse; er dachte nur an sein Bild, sprach nur von seinem Bilde. Lena mochte kaum mehr singen, wozu auch? Sie brachte es ja doch zu nichts, selbst die Begleitstunden hatte sie nicht annehmen dürfen; nun war der Professor böse. Aus — alles aus!

Mit einem müden gleichgültigen Blick wandte sich Lena vom Spiegel ab — wozu sich noch anstarren? In diesem weißen Kleide hatte sie als Mädchen oft gesungen und Beifall geerntet, stolze Hoffnungen, fröhliche Erwartungen hatten ihr darin die Brust geschwellt; jetzt hätte sie sich's vom Leibe reißen mögen. Sie hatte so gar keine Lust auszugehen; ob sie nun die fremde Signora kennen lernte, von der Doktor Reuter so viel Wesens machte, oder nicht. Könnte sie allein zu Hause bleiben, welche Wohlthat!

Die Thür des Schlafzimmers klappte; Bredenhofer trat jetzt ein, den Hut schon auf dem Kopf, Spazierstöckchen und Handschuhe in der Hand.

„Bist du fertig, Schatz?“ fragte er fröhlich. Ein Lächeln lag ihm auf den Lippen, er sah lustig und unternehmend aus. „Wie gut dir der Hut steht! Können wir nun gehen?“

„Könnte ich nicht lieber hier bleiben?“ sagte Lena; ein unüberwindbarer Widerwille gegen Lust und fröhliche Menschen überkam sie. „Laß mich hier — ich bin nicht wohl — ich bin nicht in der Stimmung — ich —“ Sie brach in Thränen aus.

„O!" Ein besorgter Blick des Mannes streifte die junge Frau. „Launen, Lena? Oder am Ende gar —?" Er zog sie an sich. „Du bist in letzter Zeit so gereizt und ungleich, pimpelst oft," setzte er angstvoll hinzu — „um Gotteswillen, Lena, das wäre schrecklich, das könnten wir schlecht brauchen!" Er fuhr sich mit einer nervösen Bewegung durch's Haar.

„O nein, hab' keine Angst," sagte sie kalt und trat zurück. Ein dunkles Rot stieg ihr über Stirn, Wangen und Hals. ‚Er versteht dich nicht', flüsterte es mit Bitterkeit in ihrem Innern, ‚er hat keine Ahnung, daß du um den Bruder trauerst'.

„Ich kann ja auch mitgehen," meinte sie tonlos, „es ist mir am Ende ganz egal."

Auf der Straße bot er ihr den Arm. Schlank und elegant schritten ihre Gestalten dicht nebeneinander über's Trottoir. „Welch hübsches Paar!" sagte irgend jemand hinter ihnen; Lena hörte es, aber sie freute sich nicht mehr darüber.

Schon seit längerer Zeit hatte man auf Reuters Veranlassung mit Signora Perriccioni am dritten Orte zusammentreffen wollen; der Kunstmäcen war ganz begeistert von diesem neuesten Stern und wollte ihn durchaus mit seiner allerneuesten Entdeckung — Bredenhofer als Malergenie — bekannt machen. Draußen am Lehrter Bahnhof, in der Kunstausstellung, sollte man sich heute finden. Nicht um Bilder zu sehen, Gott bewahre! Die eigne Leistung beschäftigt einen doch immer mehr als fremde Leistungen; aber man wollte im Parke sitzen, den Tanzweisen der ungarischen Kapelle lauschen und sich beim

Plätschern der Springbrunnen und dem Summen der vorüberflutenden Menschheit amüsant unterhalten.

„Du sollst mal sehen, Lena," sagte Bredenhofer, „wir werden uns schon gut amüsieren. Ich bin schon jetzt fidel!"

In der That, man sah's ihm an, er wippte mit dem Stöckchen durch die Luft, und seine Augen blickten so klar und leuchtend in den reinblauen Septemberhimmel, wie sie es lange nicht gethan.

„Kutscher, zum Ausstellungspark!" rief er und hob seine Frau an der nächsten Straßenecke in eine Droschke erster Klasse.

Sie rollten durch die belebten Straßen und dann durch den Tiergarten und an Häusern und Gärten vorbei, in denen Rosen blühten und smaragdgrüner frischgesprengter Rasen duftete.

„Es ist doch köstlich hier!" Bredenhofer drückte Lenas Hand. „Eine Seligkeit, so mit dir zu fahren! Du siehst so hübsch aus! Ich liebe dich unsäglich!"

„Warum nicht gar?!" Sie mußte lächeln und ihn ansehen; ja, es war nett, so zu fahren! Die schweren Gedanken konnten so schnell nicht mit; die rasch durchschnittene Luft fächelte das Gesicht angenehm und machte die Lider kühl und leicht.

„Wenn ich das Bild verkauft habe," sagte er, „dann fahren wir öfter spazieren; ich sehe nicht ein, warum wir uns das nicht leisten sollen."

Sie nickte ihm zu.

Guter Laune kamen sie im Ausstellungspark an, Reuter empfing sie schon dort. Er bot Lena den Arm

und führte sie durch's Gedränge. „Kommen Sie nur! Die Perriccioni ist schon da, wir sitzen vor Bauer. Nun sollen Sie aber mal was sehen!“ Mit triumphierender Miene führte er sie auf einen Tisch zu, an dem eine Dame und ein Herr saßen. „Gestatten Sie, Signora: Meine lieben Berliner Freunde, Herr und Frau Richard Bredenhofer. Er, ausgezeichneter Maler, sie, eine kleine Nachtigall — Signora Perriccioni, unsere göttliche, unvergleichliche, berückende Diva! Und Signor Lavallo!“

Lena war sehr enttäuscht. Also das war die Perriccioni, von der Reuter schwärmte und die Zeitungen voll waren?! Eine rundliche, nicht mehr junge Person mit starken Hüften, eng zusammengeschnürter Taille und gelbem Teint; nur die Augen waren wunderbar, funkelnde schwarze Kohlen und sammetweich. Lena fühlte sich einigermaßen betroffen, die Sängerin empfing sie mit übersprudelnder Herzlichkeit, als begrüße sie eine langjährige Bekannte. Auch Signor Lavallo, der Begleiter der Perriccioni, that das seine; er beugte sich über die Hand der jungen Frau und küßte sie.

Eine Unterhaltung war bald in Fluß. Lena mußte sich eingestehen, es plauderte sich gut mit den Italienern, die Signora hatte doch einen entschiedenen Reiz. Alles an ihr sprach, die Lippen, die Hände, die Augen, und wenn sie lachte, zeigte sie perlweiße, tadellose Zahnreihen. Sie war ein lustiger Vogel, frei, ohne frech zu sein; mit großer Grazie schlürfte sie ihr Eis und steckte ihre Cigarette an der Bredenhofers an. Die beiden schienen sich überhaupt gut zu verstehen; Lena hatte ihren Mann kaum je so gesehen, er war von einer über-

sprudelnden Heiterkeit, pfiff die Weisen des Orchesters leise nach und zeichnete auf den Rand des Musikprogramms die Karikaturen der vorüberwandelnden Menschen.

Reuter rieb sich die Hände, er fühlte sich stolz als Urheber dieser fröhlichen Zusammenkunft. „Ja, Künstlernaturen,“ rief er, „Künstlernaturen finden sich zu Wasser und zu Land! Prosit — es lebe die Kunst!“ Sie stießen mit ihren Kaffeegläsern an, die Signora klingelte mit ihrem Eislöffel.

„Bald mit etwas Besserem, prosit!“ Bredenhofer führte sein Glas an den Löffel der Signora. „Wir werden nachher für edleren Stoff sorgen!“

„O,“ sagte die Signora, „das gefällt mir. Wir werden nachher Sekt trinken; ich trinke Sekt sehr gern!“

Sie war von einer unglaublichen Naivetät; und deutsch sprach sie, es war erstaunlich!

Signor Lavallo verhielt sich ziemlich ruhig; er hatte einen schwermütigen Augenaufschlag und eine schlanke, durchsichtige Hand, am kleinen Finger der Rechten funkelte ein prachtvoller Brillantring. Wer war eigentlich dieser Lavallo, wie kam er zu der Sängerin und sie zu ihm?

Lavallo hier — Lavallo dort! Die Perriccioni behandelte ihn wie ihren Sklaven, und doch hing sie an seinem Blick. Sprach er mit Lena, so folgte sie gespannt der Unterhaltung, wenn sie auch selbst, anscheinend interessiert, plauderte; endlich schien sie sich zu überzeugen, daß die junge Frau ungefährlich sei, sie widmete sich ganz

Bredenhofer und Reuter und drehte dem anderen Paar fast den Rücken.

„Sie sind auch Sängerin?“ fragte Lavallo mit einem Augenaufschlag, als spräche er von dem schwersten Kummer der Welt. „Sie singen schön?“

„O, das weiß ich nicht — das heißt, ich —“ Lena lächelte verwirrt, es widerstrebte ihr, zu sagen: ‚Ja, ich singe schön‘, und doch hätte sie's um alles nicht verneinen mögen.

„Sie singen gewiß schön,“ beharrte er. „Sie haben Augen, die von Musik reden. O,“ wehrte er ab, „sagen Sie nichts, ich kenne das. Ich habe nicht umsonst viele Sängerinnen entdeckt. Fragen Sie Signora Perriccioni, was sie war, ehe ich sie fand — gar nichts! Eine Sache, weiter nichts; jetzt ist sie eine Person.“

Lena sah ihn erstaunt an, er redete von der Signora als von seinem Werk, und doch war sie die Berühmte, und wer kannte ihn?

Als erriete er ihre Gedanken, sagte er jetzt: „Das ist nun einmal so, die Künstlerin erntet die Lorbeern und der Impresario wird vergessen. Bella, ist es nicht so?“ Er legte vertraulich die Hand auf den Arm der Perriccioni; diese fuhr herum und sah ihm mit einem langen Blick in die Augen. Sie sprachen italienisch miteinander, so rasch, daß Lena nicht folgen konnte, ein Gewirr von weichen sangbaren Lauten schlug an ihr Ohr. Die beiden schienen sehr vertraut.

Nun wandte sich Lavallo wieder zu der jungen Frau. „Dieser alte Mann,“ er nickte nach Reuter hin — „o, er ist ein Kunstkenner, ein weiser Mann! — Hat mir

viel von Ihnen erzählt, Madame. Ich möchte Sie singen hören. Ich gehe von hier nach Petersburg, ich stelle eine Truppe zusammen, mit der ich dort konzertiere. In Petersburg, Moskau und allen großen Städten; auch in Warschau auf dem Wege dorthin. Ich brauche noch eine Junge, Schlanke, die Volksliedchen singt, deutsche, rührende Volksliedchen, bei denen die Leute weinen. Sie braucht nicht viel zu können; nur das muß sie haben, das" — er bückte sich wieder und küßte ihre Hand — „was Sie haben!"

Sie war halb erschrocken, halb geschmeichelt. „Aber Signora Perriccioni — nehmen Sie die doch mit," stotterte sie.

Er lächelte schwermütig. „Sie hat für Monate eine, eine — sagen wir, ‚Abhaltung' in Deutschland; ich hole sie erst wieder, wenn sie genug hat. Sie singt auch keine Volkslieder, sie ist eine viel zu große Künstlerin. Was wollen Sie? Sie weiß viel, zu viel. Kleine Lieder kann nur singen, der eine weiße Seele hat, wie Sie, Madame!" Er sah sie zärtlich bewundernd und zugleich kühl und abwägend an mit seinen matten, traurigen Augen.

Lena fühlte eine entschiedene Sympathie für den Mann; er erschien ihr wie einer, der schon viele Enttäuschungen hinter sich hat.

„Wann kann ich Sie singen hören, Madame?" fragte wieder seine weiche einschmeichelnde Stimme.

Sie sah unschlüssig in ihren Schoß und dann zu ihrem Mann hin; er beachtete sie nicht, so vertieft war er in die Unterhaltung mit der Signora, sie konnte sich

nicht mit ihm in Einverständnis setzen. „Wenn Sie zu uns kommen wollen,“ sagte sie halblaut und verlegen, „dann will ich Ihnen gern vorsingen. Bitte, besuchen Sie uns, mein Mann wird sich freuen!“

„Dank, tausend Dank!“ Er gebärdete sich wie einer, dem ein großer Gnadenakt zu teil geworden. Mit einer Devotion sondergleichen verneigte er sich vor ihr. „Ich werde kommen, es müßte denn die Erde vergehen!“ Er legte die Hand auf's Herz: „Bei den Heiligen, ich schwöre es! Madame, singen Sie Volkslieder oder kleine Lieder, bei denen man weinen muß?“

Sie beachtete nicht, daß er sie prüfend taxierte. Ein liebliches Rot färbte ihre Wangen, es that ihr wohl, daß sich jemand so warm für ihre Kunst interessierte. Sie hatte das so lange entbehrt. Mit hastigem Atem und einem begeisterten Blick in den Augen sprach sie von der Musik. Sie fragte ihn: „Kennen Sie dies, kennen Sie das?“ Und wenn er's nicht kannte, was meistens der Fall war, so summte sie ihm die Melodie vor und sprach leise die Worte. Sie empfand mehr Freude als seit lange, lange.

Es saß sich so schön hier beim kühlen Wasser, umrauscht von den Klängen einer temperamentvollen Musik. Die Menge zog vorüber und doch war sie weitab. Kleiderrauschen, Kiesknirschen, Sprechen und Lachen klangen wie hinter einer Nebelmauer.

Die da oben fiedelten und fiedelten! Die Gestalt des Dirigenten beugte sich hin und her wie ein Rohr im Wind, jedes Glied an ihm lebte, jeder Zoll war Musik. Er holte weitaus mit dem Arm, schleuderte ihn hin und

her und warf sich vornüber, daß die schwarze Mähne ihm in's Gesicht fiel. Und nun kam der Mond hervor, voll und silbern, beschämte das elektrische Licht, übergoß die braunen Musikanten und spiegelte sich blendend in jeder Perle des Springbrunnens.

„Zauberhaft," sagte Bredenhofer. „Man kann die weite Pußta sehen und die braunen Gestalten darauf. Die Zigeuner fiedeln und klagen, das Feuer unter'm rauchigen Kessel brennt, und die Sterne bleiben am Himmel stehen. Jetzt Tanzen und Jauchzen. Das Leben ist doch schön! Es lebe!"

„O ja," flüsterte Lena und suchte unter'm Tisch die Hand ihres Mannes. Sie hatte keinen Tropfen Wein im Glas gehabt, und doch war sie wie berauscht. Die Mondnacht und die Zauberklänge hatten das gemacht und das ganze wunderbare Entrücktsein vom alltäglichen Leben und dem Kummer der letzten Wochen. Der Springbrunnen rauschte ein sanftes Adagio, ein Schlummerlied in Moll. Der Menschen waren weniger geworden; ab und zu ein flüsterndes Pärchen im Mondschein rasch vorübergleitend und dunklere Büsche suchend. Ein leiser Nachtwind raschelte in den Bäumen und säuselte heran, einen Duft von Heliotrop und Grün mit sich bringend. Es war wie im Märchen.

Die Zigeuner spielten schmelzender und schmelzender, Lenas Augen glänzten im Mondschimmer wie die eines seligen Kindes; jetzt gedachte sie nicht mehr ihres Schmerzes. Es war wunderschön, so zu leben — wunderschön!

Sie fuhr zusammen, die Signora hatte geniest. Jetzt sagte die: „Es wird kühl; morgen singe ich die

Traviata. Ui Jegerl, i krieg' a Schnupfen," setzte sie plötzlich im unverfälschtesten Wienerisch hinzu.

Die anderen lachten, die kleine Gesellschaft erhob sich. Lavallo stürzte wie ein Unsinniger auf die Sängerin zu und hing ihr einen dicken kostbaren Shawl um. Er zog sie am Arm eilig mit sich fort, immer bemüht, ihr mit seiner Gestalt den augenblicklich stärker wehenden Wind abzufangen.

„Da geht er hin," sagte Reuter, „und schützt seine kostbare Pflanze vor'm Nachttau. Ja, das ist ein famoser Kerl, der Lavallo! Der versteht's. Ein Impresario, wie ihn sich keine besser wünschen kann! Und dabei nicht herrisch. Die Perriccioni —" er näherte seinen Mund dem Ohr Bredenhofers und flüsterte; dann schloß er laut: „Sie sehen, er ist sehr bequem; er tritt vom Schauplatz ab und ist wieder da, wenn er gebraucht wird. Die Sache mit dem Fürsten dauert ja nicht lange, die Perriccioni ist ein Zugvogel, sie hält's selbst in höchsten Fesseln nicht aus. Brillanten hat sie, sage ich Ihnen, Brillanten — die thun's ihr nicht mehr an!"

Sie waren am Ausgang angelangt. „Und nun mein Sekt?" fragte die Perriccioni und blinzelte mit ihren Kohlenaugen.

Auch Reuter war noch nicht für die Trennung, am allerwenigsten Bredenhofer. Er machte sich mit Grazie zum maître de plaisir, winkte zwei Droschken heran und forderte die Gesellschaft auf, einzusteigen.

„Ich bitte die Herrschaften, meine Gäste zu sein. Es ist ein schöner Abend, und wir sind nur einmal jung! Sei vergnügt," raunte er seiner Frau zu. „Reuter sagt

mir, mein Bild gefalle sehr; es ist so gut wie verkauft. Freue dich!"

Eine halbe Stunde später saßen sie in dem kleinen versteckten Weinrestaurant in der Nähe der Linden; Bredenhofer kannte es von seiner Junggesellenzeit her.

Die Perriccioni verstand zu trinken, und Appetit hatte sie — erstaunlich! Es war allerliebst, wie sie mit ihren weißen Zähnen die Krammetsvögel zerknabberte, und bei der Gänseleberpastete versicherte, sie hätte sich noch nie den Magen verdorben. Sie nippte nicht vom Champagner, sie goß den ganzen Kelch auf einen Ruck hinunter; man sah gar nicht, daß sie schluckte. Sie wurde ungemein drollig, überstürzte sich in Theatergeschichten, die sie mit Gesten und funkelnden Augen vortrug; dabei war sie nicht frivol, sondern von der ungezogenen Ausgelassenheit eines anmutigen Kindes. Man konnte ihr nicht böse sein, die ganze Person wurde jünger und reizender.

„Das ist das Genie," flüsterte Reuter verzückt. Bredenhofer zog seinerseits auch alle Schleusen auf. Er sekundierte der Diva, er wurde ganz der sorglose lustige Mensch, als den Lena ihn kennen gelernt. Eine plötzliche Verliebtheit in ihren Mann überkam sie. Wie er dasaß, die schlanke Gestalt nachlässig hintenüber gelehnt, mit der weichen Hand die Haare zurückstreichend, jung, hübsch, sprühendes Leben in den Augen, auf dem schmalen Gesicht einen geistreichen Zug! Sie hätte ihn küssen mögen; sie zog ihren Stuhl näher an ihn heran.

Er nickte ihr zu, und dann legte er zärtlich den Arm um ihre Schultern. „Verzeihen die Herrschaften,

sagte er in kläglichem Ton, „aber ich verhungere und verdurste hier!“

Sie sahen ihn erstaunt an.

„Ich halt's nicht mehr aus, ich muß meiner Frau einen Kuß geben,“ fuhr er übermütig fort, „ich hab' sie zu lieb!“

Allgemeines Gelächter.

„O, ihr Glücklichen,“ rief enthusiastisch der alte Reuter, „ihr Glücklichen, ihr habt euch lieb!“ Mit schwimmenden gerührten Augen sah er das junge Paar an. „O ihr, ihr! Alle Charitinnen euch hold — und Musen — und Amor, der lächelnde Knabe — und —“ Er wurde von Bewegung übermannt. Beim dritten Glase Sekt stellte sich diese Bewegung regelmäßig ein; bei einem so begeisterungsvollen Gemüt braucht es nicht viel zum Überfließen.

Die Signora lachte laut auf und warf sich gegen Lavallo. Sie drückte ihm einen schallenden Kuß auf den Mund. „I muß dir a Busserl geben,“ rief sie, „der Reuter is zu komisch!“ Sie lachte, daß sie sich schüttelte und ihr die Thränen über die Wangen liefen. „Weißt du noch, Lavallo, wie du mich aufgegabelt hast? Ein Waschermadel in Margareten, weiter nichts; nur einen Kattunfetzen auf dem Leib und Sonntags noch ein paar Ohrringel! Da hab' i auch glaubt, das Liebhaben macht's — macht glücklich — Diavolo!“ Sie legte die gespreizten Finger an die Nase: „Pah!“

Lavallo blieb unverändert ernst, mit seinen schwermütigen Augen sah er die Signora an; es war ihm entschieden nicht angenehm, daß sie so aus der Schule

plauderte. „Bella," sagte er mahnend und drückte ihren Arm.

Sie lachte ihr schönes helles Lachen, das so sorglos von den Wänden widerhallte. Und dann sprachen sie italienisch miteinander, halblaut, blitzgeschwind, daß kein anderer der Unterhaltung folgen konnte.

Lena starrte mit großen Augen die Signora an — also ein Wiener Waschermadel, weiter nichts, daher auch das flüssige Deutsch! Und in den Berliner Zeitungen stand schon lange vor dem Eintreffen der Diva die romantische Geschichte eines verarmten altitalienischen Fürstengeschlechts, dessen einzig übriggebliebener Sproß jene Sängerin sei, die den Adelsnamen abgelegt, statt dessen aber den Adel des Genies auf der Stirn trage.

„Ja, Signor Lavallo versteht's," lachte Reuter, „der kann eine groß machen!"

Lena wurde blaß und rot; wie ein Blitz schoß es ihr durch's Innere und erhellte alle dunklen Wünsche und Hoffnungen. Sie war wie geblendet. Wenn der Mann etwas für sie thun wollte! Er schien sich zu interessieren. O, sie wollte ihm vorsingen mit aller Kraft ihres Könnens und ihrer Seele! Wenn er sie mitnahm auf seine Tournee, sie zur großen Sängerin machte — wenn sie wiederkam, bekannt, gefeiert, glänzend honoriert! O, da würden die Verwandten andere Saiten aufziehen, und das pekuniäre, kleinliche Sorgen, das den Mut lähmt und den Hoffnungen die Flügel knickt, würde ein Ende haben! Sie sah verstohlen ihren Mann von der Seite an — was würde der sagen? Er mußte stolz, stolz auf sie sein, sich freuen. Ach, sie that's wirklich

nicht aus Eitelkeit, aus Ruhmsucht; sie that's aus Liebe zu ihm und zur Kunst. Sie that's aus einem dunklen Drang, herauszukommen aus Verhältnissen, die sie bedrückten.

Mit einem Seufzer kniff Lena die Augen zu; sie wollte nichts mehr sehen, die Perspektive der Zukunft erschien ihr zu glänzend und die Gegenwart plötzlich dunkler als dunkel. Ihr schwindelte; sie griff mit der Hand um sich und klammerte sich an die Tischkante.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Lena?"

„Oh, madame!"

„Um Gottes willen, Lena!"

Wie hinter einer dicken Wand hörte sie das Lachen der Signora ersterben, sie fühlte sich vom Arm ihres Mannes umfaßt — alles dunkel, alles dunkel — es stieg ihr ein Knäuel in den Hals, würgte sie und ließ sie nur zitternd und mühsam atmen.

„Oh" — sie holte stöhnend Atem. Jetzt sah sie wieder. Langsam wich die Angst, es wurde ihr besser.

„Hast du mich erschreckt, Lena!" Bredenhofer sah ihr mit einem eigentümlich unruhigen, forschenden Blick in das blasse Gesicht. „Trink einmal!" Er hielt ihr das Weinglas an den Mund.

Mit Ekel stieß sie es zurück. „Ich kann nicht trinken," sagte sie mühsam, und dann zwang sie sich zu lächeln. „Ich danke, es geht mir wieder ganz gut!"

Aber es wollte doch keine rechte Fröhlichkeit mehr in Fluß kommen; die Diva gähnte, und Bredenhofer machte ein verstörtes Gesicht. Nur Reuter säuselte

in seinem Enthusiasmus fort; es war ihm gar nicht nach Wunsch, daß die anderen schon aufbrachen.

Lena atmete erlöst, als ihr draußen die Nachtluft um die Schläfen wehte. An der Ecke der Linden trennte man sich.

„Also, Madame, ich werde von Ihrer Erlaubnis Gebrauch machen,“ flüsterte Lavallo bei seinem Handkuß. „Bald, sehr bald — o welcher Genuß, Sie zu hören!“ Er legte die Hand auf die Brust, klappte die Augen melancholisch auf und zu und verbeugte sich tief und feierlich.

„Was wollte der Mensch?“ fragte Bredenhofer seine Frau, als die perlende Lachsalve der Signora hinter den Bäumen verklungen war und auch Reuter sich verabschiedet hatte.

„Er will uns besuchen,“ antwortete sie mit einem leichten Herzklopfen, „er will mich singen hören.“

„So,“ sagte er gleichgültig, wippte mit dem Stöckchen und sah den breiten Mondstrahlen nach, die sich über Firste und Wände ergossen und in silbernem Strom über's Trottoir fluteten.

Seine Gleichgültigkeit war ihr unangenehm, mit Schmerz empfand sie's, er hatte nicht mehr die alte Teilnahme für ihre Kunst. „Jawohl,“ beharrte sie mit einiger Gereiztheit, „er will mich singen hören, er zeigt eben großes Interesse. Vielleicht, daß er mich engagieren will für seine Tournee nach Rußland.“ Mit gespannter Miene sah sie ihren Mann an — was würde er sagen?

Bredenhofer lachte laut auf. „Warum nicht gar? Haha, Unsinn!“

Sein Lachen beleidigte sie; sie antwortete nichts darauf, aber sie ging stumm und verstimmt an seinem Arm weiter. Ohne Glanz glitt ihr Blick über die einsame, nachtstille Straße und dann hinauf zum Himmel. Die Sterne konnten sich nicht geltend machen neben dem vollen, alles überstrahlenden Mondlicht, sie blinzelten und zitterten; aber da — da — der eine zuckte und wackelte, und nun schoß er wie ein goldener Funke hinab in's Bodenlose. Eine Sternschnuppe.

Lena drückte rasch die Hand auf's Herz — jetzt etwas wünschen, schnell einen großen heißen Wunsch, und er war erfüllt! Es fiel ihr nichts ein.

Da — der Stern war längst gefallen.

XIII.

Lena ging hocherregt in ihrem Zimmer auf und nieder. Der Flügel stand geöffnet, Notenblätter waren zur Erde geweht unter den zurückgeschobenen Klavierstuhl.

Hier, hier war er aufgesprungen in hellem Entzücken, hatte ihr begeistert die Hände geküßt und, seine Melancholie ganz vergessend, enthusiastisch gerufen: „O dieser charme — Madame, Sie sind ganz, was ich suche!"

Die junge Frau hielt mit dem Auf- und Niedergehen inne; sie blieb stehen, preßte beide Hände an ihre glühenden Wangen und starrte wie traumverloren zu Boden. In ihren Ohren klangen seine Worte nach, er hatte ihr so viel Angenehmes und Schönes gesagt; mit lechzenden Lippen hatte sie seine Anerkennung eingesogen — ah, that das gut!

Sie sah sich schon auf dem Podium, zu Füßen die

lauschende Menge. Laute der Bewunderung, auch in fremder Sprache verstanden, schlugen an ihr Ohr. Wie sie klatschten! Welch seliges Gefühl, sich dann zu verbeugen!

„Sie müssen ein einfaches weißes Kleid tragen, ganz simpel, ganz schlicht, und das Haar so, so!“ Mit einer raschen Handbewegung hatte ihr Lavallo die Locken wild in die Stirn gestrichen; dann wies er lang den Rücken hinunter: „Und Zöpfe, ganz echt, ganz deutsch! Sie heißen ‚Fräulein‘, wir machen das so, das ist besser; niemand giebt Ihnen mehr als sechszehn. O, Sie werden wirken!“ Er hatte sich die Fingerspitzen geküßt und dann seinen schwermütigsten Augenaufschlag gethan. „Sie rühren!“

Eine unbeschreiblich freudige Erregtheit durchzitterte Lenas Nerven; ein Gehobensein war in ihr, das sie alles Nächstliegende vergessen ließ. Sie lief wieder in der Stube umher mit den flüchtigen Schritten eines Rehes, sie rückte hier, sie rückte dort, kroch unter's Klavier und las die Notenblätter zusammen, und wußte doch selbst nicht, was sie that.

Sie zog die Schublade im Schreibtisch auf, in der sie ihre Wirtschaftskasse verwahrte, und zählte und zählte; es waren nur wenige Groschen mehr drin, aber was machte das? Bald, bald hatte das ängstliche Rechnen ein Ende! Lavallo schlug glänzende Bedingungen vor. Ihre Brust hob und senkte sich rasch unter einem befreienden Atemzug — wenn doch Richard nach Hause käme! Er war in den Kunstsalon Unter den Linden gegangen, wo sein Bild aushing.

Jetzt kam er; sie hörte seinen Tritt auf der Treppe, lief und riß rasch die Entreethür auf. Verwundert sah er sie an.

„So heiß, so rot, Lena?“

Sie hing sich an ihn und zog ihn in die Stube; in ihrer Herzensfreude wartete sie nicht, bis er Hut und Stock abgelegt hatte, sie sprudelte ihm gleich die ganze Geschichte entgegen.

Mit hochgezogenen Augenbrauen hörte er sie an, dann tippte er sie auf die Stirn: „Lena, Schatz, ist's da drinnen nicht ganz richtig? Was — mit Lavallo nach Petersburg? Haha!“ Er lachte, wie er vorgestern nacht auf der Straße gelacht hatte.

Sie ließ sich nicht beirren; mit der größten Ernsthaftigkeit trug sie ihre Sache vor, die Wiederholung machte ihr die Aussicht noch reizvoller. Wie eine Landschaft bei öfterem Sehen immer neue Schönheiten offenbart, so war es mit Lavallos Vorschlag; sie verliebte sich mehr und mehr in denselben. „Und denke,“ schloß sie mit hochroten Wangen, „wenn was aus mir wird! Wie wird das unsere Verhältnisse aufbessern und uns den Verwandten gegenüber eine andere Position geben! Ach, Richard, ich freue mich so!“ Sie drückte seine Hand gegen ihr klopfendes Herz.

„Und du denkst, ich werde dich gehen lassen?“ murrte er zwischen geschlossenen Lippen. Das Rot des Unmuts stieg ihm in die Stirn und färbte seine Wangen mit ein paar abgezirkelten Flecken.

Sie sah ihn groß an. „Du wirst — du mußt — natürlich!“

Jetzt lachte er wieder, aber es war nicht das Lachen ungläubigen, gutmütigen Spottes, eine böse Gereiztheit klang durch. „Niemals," sagte er, „niemals. Das sind Verrücktheiten; du bist meine Frau und gehörst zu mir. Wenn der Lavallo noch einmal kommt, weise ich ihm die Thür. Ich werfe ihn hinaus," setzte er heftig aufbrausend hinzu.

„Das wirst du nicht thun," rief sie außer sich.

„Ich thue es!"

„O du!" Sie hob leidenschaftlich die Hände. „Willst du mich einsperren? Gieb mir meine Kunst wieder, meinen Gesang, meine frohen Mädchenstunden! Meinen Bruder hast du mir genommen, mein — mein — und jetzt auch —" Sie brach schluchzend ab.

„Sprich es aus," sagte er heiser und faßte ihre Handgelenke. „Was hab' ich dir genommen? Deinen Bruder und dein — dein —" er drückte fester — „sag's!"

„O nichts, nichts!" Sich besinnend sah sie in sein Gesicht; es blickte sie an mit einem Ausdruck unbestimmter, zerfahrener Qual.

Er ließ ihre Handgelenke los und wandte sich ab. „Du willst es mir nicht sagen, aber ich weiß es — ich habe dein Glück genommen!" Mit schleppendem Schritt ging er zur Stubenthür; er sah aus wie ein alter Mann, so unsicher die Beine, so haltlos der Rücken.

„Richard, Richard!" Sie stürzte hinter ihm drein mit jammervollem Weinen, sie hielt seinen Rock fest. „Richard, sei mir nicht böse, ich — ich —" Sie hielt jäh inne, und dann stieß sie es doch hervor in überquellender Pein: „Ich bin unglücklich!"

Das Wort war entflohen; eine bange schreckliche Pause entstand.

„Nein, nein!" schrie sie, als er stumm mit bleichen, zuckenden Lippen auf sie blickte. „Es ist nicht wahr — nicht wahr — ich liebe dich — ich liebe dich!" Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

So standen sie, nahe bei einander, und doch eins, ohne das andere zu umfassen. Es streckte sich etwas zwischen sie und rückte Brust von Brust; es reckte sich etwas über sie und beschattete ihre Gesichter, daß sie einander nicht mehr deutlich sahen. Es war so klein gewesen, und schon wurde es größer und dehnte seine schwarzen Fittiche. Sie konnten es doch nicht greifen. Sie standen nur und schauderten.

„Nun, Kinder, so stumm?" fragte Frau Langens Stimme von der Thür her. Sie war eingetreten, die beiden hatten es gar nicht bemerkt. „Was habt ihr denn? Lieber Gott, es ist doch nichts passiert?" setzte sie ängstlich hinzu.

„Mutter!" Mit einem Ruf der Erlösung eilte Lena auf sie zu.

„Was ist denn? Was ist denn?" Frau Langen sah sich unruhig um; dieses thränenfeuchte Blicken der Tochter, das Vibrieren ihrer eiskalten Hand sagten genug; sie war sofort mit unglücklich.

„Ach, ach," jammerte sie, „was ist denn geschehen? So sagt mir's doch!"

Das fehlte auch noch! Bredenhofer biß sich den Schnurrbart und fuhr sich nervös durch's Haar. „Nichts

ist passiert. Ich bitte dich, liebe Mama, Lena hat verrückte Ideen, die ich nicht gutheiße."

Lena zuckte zusammen, aber sie sprach nicht; sie ließ ihrem Mann das Wort. Während er erzählte, schmiegte sie sich fester an die Mutter und umklammerte deren Hand wie Beistand heischend.

Frau Langen hörte mit offenem Munde zu; das zarte mädchenhafte Rot auf ihren Wangen kam und ging. Als Bredenhofer schloß: „Es ist lächerlich, so wie ich mein Bild verkaufe, sind wir aus jeder Bedrängnis. Und es wird in den nächsten Tagen der Fall sein, eben sprach ich noch gute Bekannte —," nickte sie dem Schwiegersohn befriedigt zu.

„Es ist ganz in der Ordnung, daß du es nicht zugiebst," sagte sie. „Meine Tochter in's wildfremde Rußland — oh!" Sie hob abwehrend die Hände; und dann sich zu Lena wendend: „Was würde Fritz sagen, ich bitte dich! Du solltest deinem Mann dankbar sein, daß er dir diese dumme Geschichte verweigert; er thut's doch nur aus Liebe!"

Mit einer trotzigen Gebärde warf Lena den Kopf herum, sie wollte erwidern — da — die Klingel gellte, schon streckte Grete den Kopf in die Stube: „Besuch — die Frau Doktor!"

„Um Gottes willen, die Allenstein!" Frau Langen sah umher wie eine Maus, die den Ausweg aus der Falle sucht. „Kommt die auch gerade — Lena, trockne dir die Augen — schnell — man sieht's, daß du geweint hast!"

Mit ungeheuchelter Freude ging Richard der

Schwester entgegen; sie war wochenlang nicht dagewesen, er begrüßte sie mit einem Kuß.

Auch Lena gab sich Mühe, freundlich zu erscheinen, aber ihr Lächeln war verzerrt. Frau Langen sah besorgt die Tochter an, sie saß wie auf Kohlen; wenn die Allenstein nur nichts merkte! Sie begann eine lebhafte Unterhaltung, mehr Interesse an dem Ergehen von Frau Allenstein zeigend, als je zuvor. Wie ein geschickter Fischer warf sie ein Netz von Fragen aus: über das Ergehen der Frau Doktor, über den Erfolg ihrer Badereise, das Befinden des Herrn Gemahls und so weiter; sie suchte in mütterlicher Verteidigungsweise die Einsilbigkeit und Verstörtheit der Tochter zu decken.

Es half alles nichts, Frau Allenstein hatte scharfe Augen und eine nervöse Feinfühligkeit für zugespitzte Situationen. „Bist du nicht wohl, liebe Lena?" fragte sie. Und als diese mühsam hervorwürgte: „O doch," wandte sie sich zum Bruder. „Richard, ich finde, deine Frau sieht sehr angegriffen aus!" Sie ließ einen frauenhaften Kennerblick über Lenas Gestalt streifen. „Sie hat Schatten unter den Augen und bleiche Lippen; du solltest einmal Karl konsultieren. Sie muß viel Milch trinken, vielleicht auch Malzpräparate nehmen!" Dann klopfte sie Lenas Hand: „Ja, ja, das macht sich schon alles — nur Mut!"

„Ich weiß nicht, was du willst." Lenas Gesicht wurde von einem dunklen Purpur überzogen. „Ich bin ganz gesund. Was mir fehlt, giebt mir doch keiner," setzte sie halblaut, wie unwillkürlich hinzu.

„Du bist auf falscher Fährte, liebe Susi," sagte

Bredenhofer. Er achtete nicht auf das mahnende Zupfen der Schwiegermutter, es war ihm eine Wohlthat, sich Luft zu machen. Der Ärger Lenas wegen übermannte ihn. „Meine Frau ist nicht krank, sie ist unvernünftig. Jetzt, wo sich uns durch mein Bild die schönste Zukunftsaussicht eröffnet, bekommt sie, aufgestachelt durch die Einblasungen eines ganz nichtigen Patrons, die Idee, als Sängerin öffentlich zu glänzen. Ich hätte das nie zugegeben; für mich, für mein Haus mag sie ihre Kunst ausüben, aber weiter — o nein!" Er schüttelte fortgesetzt den Kopf.

„Und — und —" Lenas Lippen zitterten, sie konnten kaum die Worte formen — „und — und — wer hat immer von meinem Stern gesprochen, an den zu glauben mir vorgeredet? Du! Und jetzt auf einmal nicht mehr? Warum nicht? Weil sie alle gegen mich sind, dich hetzen. Du liebst mich nicht mehr!" Sie brach in fassungsloses Schluchzen aus.

Frau Allenstein zuckte die Achseln und suchte den Blick des Bruders, als wollte sie sagen: Siehst du, hab' ich dich nicht gewarnt? Dann legte sie in einer Mitleidsaufwallung den Arm um die Schulter der Schwägerin: „Weine dich nur aus! Ihr werdet euch schon wieder vertragen, ich werde Richard gut zureden."

Das war Frau Langen außer'm Spaß; sie war gewiß eine schüchterne Natur, aber, Gott sei Dank, ihre Tochter hatte noch keinen fremden Schutz nötig! Da war sie auch noch da. Entschlossen erhob sie sich und zog Lena mit sich. „Lassen Sie meine Tochter nur, Frau Doktor, lassen Sie nur! Ich verstehe Lena am besten.

Wenn sie weint, wird sie wohl ihre Gründe haben. Komm, mein Kind!“

Frau Allenstein stieß ein kurzes verlegenes Lachen aus. „Bitte, o bitte, gnädige Frau! Solch verwöhnte kleine Prinzessin!“

„Aber Mama — aber Susanne?!!“ Bredenhofer sah hülflos von einer der Frauen zur anderen, die Situation war ihm höchst unsympathisch. Die erregten Mienen der beiden, Lenas verschwollenes, verweintes Gesicht beleidigten sein Schönheitsgefühl. „Es ist gräßlich,“ stöhnte er und stemmte den Arm auf den Tisch.

„Armer Bruder,“ sagte Susanne und streichelte ihm die Haare.

„Armes Kind,“ sagte Frau Langen und führte die Weinende zum Nebenzimmer.

Bredenhofer rührte sich nicht, er hatte kein Wort der Beruhigung für seine Frau. „Ein Unsinn — unerträglich,“ brummte er, „mein Bild macht alles glatt!“

Auf der Schwelle strauchelte Lena; sie hob plötzlich das Gesicht aus dem Taschentuch, das ihr die Mutter vorgehalten, und drehte sich nach der Schwägerin um. „Du — du,“ sagte sie drohend — „ihr alle — ihr alle!“ Finster glitten ihre Blicke von Susanne zu Richard. „Hör' auf die,“ rief sie sinnlos heftig mit einem gellenden zerbrochenen Klang in der Stimme, „die mordet unser Glück! Ihr seid alle schuld!“ Sie stieß die Mutter zurück, ging allein in's Nebenzimmer und verschloß die Thür hinter sich.

Frau Langen starrte mit einer verdutzten, gekränkten Miene die geschlossene Thür an; dann wurde sie blutrot

im Gesicht. Unsicher, scheu sah sie nach dem Sofa. „Ich will auch gehen, empfehle mich,“ sagte sie gedrückt.

Der Schwiegersohn hielt sie nicht zurück; gleich darauf hörte man die Korridorthür zuklappen. Die Geschwister waren allein.

„Das ist ja nett! Haha!“ Frau Allenstein sah sich verstört im Zimmer um, blickte den Bruder an; er saß da, das Gesicht mit der Hand beschattend. Erst lachte sie auf, dann brach sie in hysterisches Schluchzen aus. Diese Scene mit ihren brutalen Anschuldigungen war in der That zu viel für ihre schwachen Nerven.

„Daß du so etwas duldest!“ stöhnte sie hinter dem grellgeränderten seidenen Taschentuch. „Meine Nerven! Was wird Karl sagen?“

Frau Susanne fragte wenig nach ihrem Mann, aber in Hauptmomenten führte sie ihn doch in's Treffen.

„Karl wird außer sich sein. Es ist unerhört! Das hat man für seine Liebe — alles thut man aus Liebe — das ist der Lohn!“ Sie schluchzte krampfhaft und fuhr sich nach dem Herzen. „Wie mein Herz klopft; es springt! Oh, oh!“

Dem Bruder wurde angst; er rückte ihr nahe. „Susi, liebe Susi, um Gottes willen, es thut mir schrecklich leid!“

Sie ließ, ganz schwach, den Kopf an seine Schulter sinken und schloß die Augen.

„Ich bitte dich, sage nichts zu Karl,“ flüsterte er. „Lena meint es wirklich nicht so, du mußt sie entschuldigen — sie ist jetzt etwas erregt — und dann der Einfluß der Schwiegermama — verzeih' ihr, liebe Susi!“

Er küßte die Schwester und streichelte ihr die kunstvoll toupierten Haare.

„O du armer Junge!“ Susanne weinte jetzt wirkliche Thränen. „Hab' ich's nicht gesagt, nicht vorher gewußt?“ Sie hob den Kopf, legte ihm beide Hände um's Gesicht und sah ihn kummervoll an. „Mein Stolz, mein Richard!“ Lange versenkte sie sich in seinen Anblick, wie eine bekümmerte Mutter in den des verlorenen Kindes. „So etwas — diese unvernünftige kleine Frau,“ fuhr sie plötzlich auf, „dich zu hemmen, dir das Leben zu verbittern! Blutige Thränen könnte man —“

Sie fuhr nervös zusammen, es hatte geklopft. Da stand auch schon Grete in der Thür; sie wartete nie auf das ‚Herein‘. Unter der gekräuselten Stirnmähne war sie dunkelrot. Das war ihr denn doch zu arg; sie hatte noch nie bei einer Herrschaft gedient, bei der der Schlächter um sein Geld mahnen kam. Wenn auch das Jahr noch nicht um war, sie beschloß zu ziehen; einzig wenn man ihr zwanzig Mark zulegte — dann vielleicht?! Man hat doch auch seine Ehre.

Sie drehte das verfettete Metzgerbuch zwischen den Fingern und hielt es dann wie ein mene tekel in die Höhe.

„Der Schlächter,“ sagte sie mit einem impertinenten Ausdruck, „er hat für drei Monate zu kriegen. Un denn wollte ich auch sagen, daß ich zu'n ersten ziehe, heut is der fufzehnte!“

„Sie werden doch nicht?“ Bredenhofer war sehr erschrocken. Grete hatte immer ein ordentliches Essen auf den Tisch gebracht; große Braten, wie er sie liebte, schon

zum Frühstück saftiges kaltes Fleisch, und zwar nie mehr als zweimal von demselben. „Sie werden doch nicht ziehen?" wiederholte er noch einmal. „Es hat Ihnen doch kein Mensch was in den Weg gelegt!"

„Ne — aber —" Grete fühlte, daß ihre Aktien stiegen; sie setzte eine sehr dreiste Miene auf.

Frau Allenstein hatte nach dem verfetteten Buch gegriffen, mit spitzen Fingern durchblätterte sie's. „Was — was? Die Woche für zwanzig Mark Fleisch? Macht den Monat achtzig Mark! Hier sind Summa Summarum ungefähr dreihundertzwanzig Mark notiert. Das ist unerhört viel für den kleinen Haushalt!" Sie sah das Mädchen scharf an.

„Nanu, denken Sie vielleicht, Madame, ich hab't jestohlen?" Grete war im höchsten Grad empört. „Da können Sie bei meine andre Herrschaften fragen, nie is was passiert, allens habe ich unterjehabt. Aber freilich, so lange hat der Schlächter auch nie zu warten jebraucht!" Sie verzog höhnisch das Gesicht. „Was soll ich dem Mann nu sagen, Herr Bredenhofer?"

„Ich bringe das Geld gleich selbst heraus. Gehen Sie nur!" Bredenhofer war sehr erregt; die Hand, die der Schwester das Buch abnahm, zitterte. Er ging an den Schreibtisch und suchte die Wirtschaftskasse seiner Frau; mit einer kläglichen Gebärde schüttelte er das magere Portemonnaie aus, nur ein paar Mark in kleiner Münze kollerten heraus. „Es ist schrecklich; wo Lena nur all das Geld läßt?" Er drehte die eigenen Taschen um und um. „Wie fatal, ich bringe im ganzen nicht mehr als fünfzig Mark zusammen — der Mann muß

noch warten. Ich begreife nicht, wie man so viel vergessen kann! Unangenehm, sehr unangenehm!“ Unausgesetzt die Farbe wechselnd ging er zur Thür.

„Richard,“ rief Susanne leise, „Richard, warte mal! Du mußt den Schlächter bezahlen, sofort,“ sagte sie entschlossen. „Schon des Mädchens wegen; die Person ist unverschämt. Hier —“ sie zog ihr angeschwollenes Portemonnaie aus der Tasche und öffnete es — „ich wollte bei Gerson bezahlen; aber nun lasse ich's noch. Hier hast du dreihundert Mark; werde den Mann los!“

„Susanne!“ Weiter sagte Bredenhofer nichts, aber man merkte es ihm an, ihm fiel eine Last vom Herzen. Er eilte hinaus und kam nach ein paar Augenblicken pfeifend wieder herein. Sein Gesicht war aufgeklärt, keine Sorgenfalte mehr auf der Stirn.

„O du Gute!“ Er setzte sich dicht neben die Schwester und lächelte sie an. „Wie nett von dir; du bist doch die Beste! In ein paar Tagen zahl' ich dir's zurück; du mußt wissen, mein Bild wird sich brillant verkaufen. Freilich —“ er rieb sich die Stirn — „am ersten Oktober geht ein tüchtiger Batzen für die Miete drauf — aber, bah! Nur keine Angst! Das Bild erzielt einen famosen Preis, ich bin sicher. Ein Glück, daß wir das in Aussicht haben, ich wüßte sonst wahrhaftig nicht — weißt du, Susi, ich habe nie geglaubt, daß man so viel zum Leben braucht. Ich würde als Junggeselle etwas mehr gespart haben, wenn ich an eine baldige Heirat gedacht hätte.“

„Sie war deine größte Thorheit,“ sagte Frau Allenstein.

„O, das mußt du nicht sagen! Nein, nein! Lena ist so lieb und gut, sie kann so reizend sein — ja, wirklich, sehr reizend! Sie ist hübsch, klug, anmutig und — und —“ Er schwieg; weiter wußte er nichts zu sagen.

„Und macht dich nicht glücklich,“ ergänzte die Schwester bitter. „Sie ist unpraktisch, kindisch, eigensinnig. Sie macht dir Scenen, sie quält dich. Was hast du für eine Häuslichkeit! Aber von nun an werde ich mich kümmern — ich! Ich fühle die moralische Verpflichtung. Darf so etwas mit dem Schlächter vorkommen? Als Künstler kannst du dich um dergleichen nicht kümmern, aber sie, sie! Ich sage es noch einmal, ich sage es im ahnungsbangen Gefühl meiner großen Liebe zu dir: Diese Heirat ist dein Unglück!“

Bredenhofer widersprach nicht mehr.

XIV.

Es ist Herbst; Herbst draußen. Und drinnen — ist es noch Frühling, Liebesfrühling, Lebensfrühling?

Kalt, unliebenswürdig pfeift der Wind über die abgelegene Elsholzstraße. Jetzt, wo der Botanische Garten des vollen Grüns entkleidet ist, wo die zwitschernden Vögel verstummen und der Himmel umzogen und kühl herniederblickt, hat es keinen Reiz mehr, oben im vierten Stock am Fenster zu stehen und die weite Aussicht zu genießen. Die Bäume haben wohl noch Blätter, aber die sind bräunlich und verschrumpft; das Sommerlaub ist weg, mit ihm die Freudigkeit.

Langweilig, nüchtern dehnt sich die kahle Backstein-

mauer des Parks; die Türme und Dächer in der Ferne verschwimmen im nassen Nebel.

Bredenhofer war in seinem Atelier und starrte wie ein Irrsinniger in die Kiste, die geöffnet vor ihm stand. Da lag, sorgfältig angeschraubt, die Ecken mit Papier umwickelt, sein Bild. Zurück — zurück — sein Bild — war's möglich?!

Er griff zum so und so vieltenmale nach dem Zettel, der dabei lag, und las ihn zum so und so vieltenmal; eine Rechnung war's. Die Zeit, in der sein Bild ausgestellt gewesen, war genau auf Tag und Stunde berechnet; und darunter hatte der Besitzer des Kunstsalons bemerkt, daß er gern ein andermal zu Diensten sei, dies Bild aber lediglich Herrn Doktor Reuter zuliebe genommen, sich gleich nichts von ihm versprochen habe und es jetzt als unverkäuflich zurückschicke.

„Bin ich verrückt?" Bredenhofer schrie es laut; er faßte sich an den Kopf und rannte vor der Kiste auf und nieder, um dann plötzlich wieder still zu stehen und hinzustarren, zu starren, bis ihm der Schweiß auf die Stirn und das Wasser in die Augen trat.

„Ich bin verloren," sagte er tonlos; und dann lachte er grell, daß es von den Wänden widerschrillte. Er hustete dumpf und hielt die Brust dabei; er fühlte sich plötzlich so elend, jeder Kraft beraubt, zum Sterben müde.

Alles ekelte ihn an, alles grinste ihn an; der graue Tag da draußen, das bleiche Licht, das hier drinnen auf den Fußboden fiel und dort in die Ecke der leeren Leinwand auf der Staffelei einen blassen Kringel zu malen versuchte. An den farblosen Wänden grinsten die Studien

und Skizzen; hätten sie Zungen gehabt, sie hätten sie herausgestreckt.

Und in jener Ecke — da — da — stand etwas und sah ihn an aus weiten, leeren Augenhöhlen — es war ein Blick, der das Blut erstarren macht und doch in einem ungeheuren Angstgefühl das Herz zu rascherem Klopfen antreibt.

„Schulden — Schulden,“ sagte es und grinste auch. Und dann kam es näher und verkroch sich in die Kleider des Mannes und verkroch sich in jede Falte seiner Seele.

Er war blaß. „Was wird Lena sagen?“ murmelte er. Eine ungeheure Pein überkam ihn bei dem Gedanken an ihre Thränen, an die Thränen der Schwiegermutter. Und zugleich packte ihn eine unbändige Wut. Zertrümmern, zertrümmern! In Stücke schlagen, in Fetzen gehen!

Er sah sich um. Da lag das Stemmeisen, mit dem er die Kiste geöffnet; der Portier hatte es geborgt. Er nahm es auf und wog es in der Hand — gar kein schweres Ding und doch mächtig genug zum Zerstören. Er ließ es niedersausen, daß der Rahmen krachte und die Leinwand des Bildes mitten durchriß. Es war ihm eine Wonne, drauf los zu hauen und zu stechen; keine Stelle sollte ganz bleiben, kein Überbleibsel ihn noch an diese Stunde erinnern — alles vergehen, alles!

Er hielt endlich inne, er war erschöpft. Stöhnend sank er auf den nächsten Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die feuchtgeschwitzten Haarringel fielen ihm über die wachsbleichen Finger; er kroch ganz in sich zusammen, er kam sich so gedemütigt, so ungerecht mißhandelt vor.

Was nun? Zum ersten Oktober hatte er keine Miete gezahlt, er war sie noch schuldig — auf das Bild hin leichten Herzens schuldig geblieben.

Dreihundert Mark waren an Frau Allenstein zurückzugeben — lachend hatte er sie auf das Bild verwiesen.

Lena würde kommen und Wirtschaftsgeld verlangen, hatte es schon verlangt — er tröstete sie mit dem Bild. Er wußte es, sie hielt sich an die Mutter, die half ihr einstweilen aus. Die arme Frau gab, was sie von ihrem Einkommen entbehren konnte; sie gab ohne jeden Vorwurf, nur mit einer stillen leidenden Duldermiene — o Scham!

Bredenhofer schüttelte sich wie im Krampf; dann saß er eine lange Weile regungslos, stumpf wie ein Idiot — „ja, wie ein Idiot," sagte er sich selbst. Er konnte nicht mehr fühlen, nicht mehr denken. Ein stupides Brüten hatte sich seiner bemächtigt.

Endlich ließ er die Hände vom Gesicht gleiten, sein glanzlos, ziellos umherirrender Blick fiel auf das zertrümmerte Bild in der Kiste; er sah darauf hin, als müsse er sich erst besinnen, dann sprang er mit einem Wehlaut auf. Er griff sich in die wilden Haare und riß daran; er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und fiel mit einem Krach vor der Kiste auf die Kniee. Da lag er und versuchte mit zitternden Händen die Fetzen aneinander zu fügen — nutzloses Bemühen, ein unheilbarer Riß spaltete klaffend den Himmel; dem Vogel, der sich stolz in's leuchtende Rot schwang, fehlten die Flügel.

„Mein Bild, mein Bild! Meine Hoffnung, meine

Hoffnung!“ Er hockte auf dem Boden, ein zusammengebrochener Mensch, und wimmerte.

Es war kalt im Atelier, noch kein Feuer im Ofen. Draußen fegte der rauhe Wind vorüber und drückte gegen die Scheiben, als wollte er sie einpressen. Irgendwo kreischte ein verrosteter Riegel; unten, drei Treppen, klapperte die Eisenstange der Markise am Balkon, oben auf dem Boden stand eine Luke offen, das Fensterchen wurde hin und her geworfen. Eine trostlose Musik; die Musik des Winters, der nun bald kam und alles Leben einsargte.

Schauer auf Schauer lief dem Einsamen über den Rücken. Seine Hände waren erstarrt, seine Füße auch; es fröstelte ihn, daß seine Zähne aufeinanderschlugen, und trotzdem litt er unter Hitze. Wie eine Schneelast senkte sich's nieder; ein ungeheures weißes Tuch fiel langsam vom Himmel, durchbrach das Dach des Hauses, die Decke des Zimmers, und senkte sich über ihn, unlüftbar, unabschüttelbar. Ein Leichentuch.

Der Unglückliche ächzte, er schlug angstvoll um sich — er entrann dem nicht mehr. Eine Todesahnung durchschauerte ihn; eine Ahnung, die ihm nie gekommen war, solange er hoffte. Aber jetzt —?!

„Sterben — sterben — dir wär's am besten,“ flüsterte eine Stimme in ihm. Er streckte den Arm aus und hob die Hand gegen's Licht; da pulste noch so viel Blut, da klopfte noch so viel Leben und verlangte sein Recht. Nein, nicht sterben! O nein!

Er sprang plötzlich aus seiner hockenden Stellung auf; die Füße waren ihm eingeschlafen, er konnte kaum treten. Vorsichtig schritt er hin und her, um das Blut wieder

in Gang zu bringen; mit dem zurückkehrenden, gleichmäßig flutenden Strom fühlte er eine belebendere Ahnung. Noch war nicht alle Hoffnung verloren. War es nicht fast allen bedeutenden Männern so ergangen? Hatten sie nicht durch die tiefsten Tiefen gehen müssen, Enttäuschung auf Enttäuschung erleiden, bis ihr Genie sich Bahn brach und in unbestrittener Glorie leuchtete?

Magnetisch hingezogen trat er vor den Spiegel. Ein düsteres, blasses Gesicht mit übernatürlich großen Augen sah ihn an — ein bedeutendes Gesicht, das war nicht zu leugnen. Hier die finstere Falte zwischen den Augenbrauen sprach von Denken.

Bredenhofer lächelte und wischte sich über die Falte; das Spiegelbild that desgleichen und lächelte auch.

„Nein,“ sagte er laut, „nur nicht den Mut verloren! Wozu hat man seinen Stern? Ich werde mich schon durchbeißen.“ Er nickte seinem Spiegelbild zu, dann griff er nach Hut und Paletot, die in der Ecke hingen. „Ich will zu Reuter gehen; es wird mir gut thun, mit einem Menschen zu sprechen, der an mich glaubt.“

Leise öffnete er die AteliertHür, schlich durch den Korridor und tappte eilig die Treppe hinunter. Ein Glück, daß Lena nicht das Zertrümmern des Bildes gehört hatte, nicht gekommen war, ihn nicht gefragt hatte! Er wäre grob geworden, aus Verzweiflung und aus — Scham. Ja, aus Scham! Er schämte sich, ihr sein Fiasko einzugestehen; wenn er an ihre verwunderten, fassungslosen Blicke dachte, setzte sein Herz den Schlag aus. Und dann ihre Thränen! Sie hatte seit einiger Zeit Augen wie ein wundes Reh.

Wie ein Dieb stahl er sich zum Hause hinaus. Draußen empfing ihn schneidende Luft; in durstigen Zügen atmete er sie ein.

* * *

Lena hatte wohl den Lärm, das Krachen im Atelier ihres Mannes gehört; einen Augenblick kam ihr der Gedanke, hinüberzugehen nnd zu fragen, was geschehe. Aber sie war müde und matt; eine starre Gleichgültigkeit lähmte ihre Glieder und machte ihr schon das Aufstehen vom Platz, wo sie nun einmal saß, lästig. Das war jetzt immer so.

Sie hatte ja auch so wenig zu thun. Frau Allenstein kam alle Tage, stöhnte über die Treppen und ihre Angegriffenheit; aber sie kam doch. Sie führte den Haushalt; am ersten Oktober war Grete abgezogen, Frau Allenstein hatte die neue Magd in's Haus gebracht, eine Unschuld vom Lande, die mit schweren Schuhen trappste, nichts verstand und alles hinwarf. Aber sie war ehrlich und ließ sich von Frau Doktor willig kommandieren.

Es war eine ungemütliche Existenz. Täglich war das Fleisch angebrannt und die Suppe versalzen. Bredenhofers empfindlicher Hals litt darunter, er hörte auf zu essen, aber Lena sagte nichts. Sie hatte ja nichts mehr im eignen Haushalt zu befehlen.

„Wie kannst du dir das gefallen lassen?" jammerte Frau Langen. „Diese unverschämte Frau! Sie herrscht ganz und gar, sie kommandiert nicht nur das Mädchen, sie kommandiert Richard, sie kommandiert dich! Da hört alles auf — entsetzlich, traurig!"

„Ja, traurig,“ sagte Lena eintönig. „Laß nur, Mutter, laß sie nur; mir ist alles egal.“

Frau Allenstein behandelte die Schwägerin, wie man ein unmündiges Kind behandelt, das noch dazu krank ist. Sie sagte: „Liebe Lena, laß dieses, laß jenes, du verstehst es nicht, mein Kind; ich mache das schon!“ Und dann rauschte sie in die Küche, gab Anweisungen und regierte — bis in's Zimmer hörte Lena jeden Ton der scharfen Stimme und fuhr zusammen — und kam mit hochroten Wangen wieder herein und ließ sich erschöpft in die Sofaecke fallen.

Zuweilen auch strich sie Lena über's Haar; diese erschauerte jedesmal unter der Berührung der kalten Finger. Frau Allenstein hatte der Schwägerin gereizte Ausfälle nicht nur verziehen, nein, auch vergessen.

„Richard zuliebe,“ wie sie sagte, „denn was vermag die Liebe nicht?“

Susannes Nerven bedurften der Abwechselung. Es war ihr etwas Neues, im Hause des Bruders zu wirtschaften; sie that es mit Eifer und regte sich gern über Kleinigkeiten auf. Sie gewann die Schwägerin ordentlich lieb, die ihr diese Emotion verschaffte und selbst so still in ihrem Sessel kauerte.

Der alte, lederbezogene Sessel aus dem Elternhause, der war Lenas Lieblingsplatz. Da kauerte sie auch heute, hatte die Wange an das Seitenpolster geschmiegt und hielt die Augen geradeaus gerichtet. Gott sei Dank, Frau Allenstein war heute schon dagewesen, die kam nicht wieder! Sie hatte das Mittagessen eingerichtet und einen ganzen Pack Besorgungen mitgebracht. Lena wäre gern

ein wenig ausgegangen und hätte in den hübschen Läden kleine Einkäufe gemacht; aber erstens bedachte schon Frau Allenstein das Nötige, und zweitens hatte sie selbst gar kein Geld, nicht eine einzige lumpige Mark. Gestern schon hatte sie Richard um Geld gebeten, vorgestern, vorvorgestern — er hatte sie vertröstet. Und die Mutter mochte sie nicht mehr bitten.

„Du brauchst ja auch nichts, liebe Lena," hatte die Schwägerin gesagt, „du siehst ja, ich sorge für alles. Ich werde mit Richard schon abrechnen."

Lena langweilte sich; sie gähnte uud rang dann die Hände ineinander. Die Handarbeit, die unbenutzt auf ihrem Schoß gelegen, fiel zur Erde; sie merkte es nicht. Sollte sie singen? Ach nein, ach nein! Seit dem Erlebnis mit Lavallo, seitdem man ihr so schnöde die frohe Hoffnung genommen, war ihre Kehle vertrocknet, ihre Stimme vergangen wie eine Blume, der man das Wasser entzieht.

„Ich weiß gar nicht, warum du nicht singst?" hatte Susanne gemeint. „Du könntest dir dadurch so hübsch die Zeit vertreiben."

„O" — Lena ballte die kleine Hand zur Faust und ließ sie schwer niederfallen. „Singen — singen!" Sie lachte, ihre Stimme hatte den Klang einer ungeschickt berührten Violine, einen Mißton. „Ich soll singen? Ich kann nicht mehr!" Sie schüttelte traurig den Kopf, ihre Augen starrten nicht mehr müde und traumverloren geradeaus, ein Strahl des Hasses glomm in ihnen auf. So blickt ein Tier, das man tritt, das nicht Kraft hat, sich zu wehren.

‚Arme Lena', fauchte der Wind im Schornstein und

stieß seltsame Klagetöne aus. Die Jalousien ratterten. Immer klang's: 'Arme Lena — arme'!

Die junge Frau schauderte; wie ein furchtsames Kind hob sie beide Hände an die Ohren. „Arme Lena," sagte auch sie.

Es hallte in dem einsamen Zimmer wider und kam als böses Echo aus jeder Ecke zurück. 'Arme Lena', knarrte der alte Sessel. Und im Ticken der Uhr waren die gleichen Worte.

Es war nicht mehr zu ertragen! Lena stand auf; langsam, fast widerwillig, und doch mächtig angezogen, näherte sie sich dem Flügel. Jene Worte betäuben, andere Klänge heraufbeschwören — Hülfe, Hülfe, Musik!

Gebrochen ließ sie sich auf den Klavierstuhl fallen; ihre Hände legten sich schwer auf die Tasten. Wie lange hatten die Finger nicht hier geruht!

Akkord auf Akkord ertönte, sanfte, wehmutsvolle Klänge. Aus den Tasten stiegen heimliche Klagen und reihten sich aneinander zu einer langen, langen Kette. Als Geisterreigen tauchte es auf aus dem Nebel der Vergangenheit; die Mädchenstunden kamen, winkten und schüttelten dann traurig die Häupter — sie waren zu Ende, vorbei für immer. Andere Erinnerungen kamen und gingen im wechselnden Spiel; glückselige Hoffnungen, bittere Enttäuschungen — die Hoffnungen enteilten, die Enttäuschungen blieben.

Aus Lenas Augen flossen Thränen, sie rannen nieder auf die Klaviatur.

Dunkler wurde es in der Stube. Draußen flog die Dämmerung vorbei und lullte alles ein. Ungewiß schimmerten nur noch die Umrisse der schlanken Frauen-

gestalt, immer weicher und träumerischer wurden die Klänge. Jetzt lenkte das Spiel in eine bekannte Melodie.

Lenas Lippen öffneten sich; die ersten Töne entrangen sich ihrer Kehle, verschleierte, unsichere Laute, durchzittert von tiefster innerer Bewegung.

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenstrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blütenbett des Thals —“

Lena hielt erschreckt inne.

„Singe weiter,“ sagte plötzlich eine Stimme.

In der Thür stand ihr Mann; in der Dämmerung konnte sie sein Gesicht nicht erkennen, sie hörte nur seine halbgeflüsterten Worte, die einen eigentümlich gepreßten Klang hatten.

Sie drehte den Kopf wieder ganz nach der Tastatur.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden —
Sie lassen mich nicht ruhn.“

Zu einer schneidenden, durchdringenden Wehklage hob sich die Frauenstimme; fort der verschleiernde Hauch, klar wie Krystall, in unverhüllter Deutlichkeit, jeder verschönernden Weichheit bar, steigerte sich der Ton. Es war eine Anklage, herausgeschleudert mit einer wilden, heftigen Verzweiflung:

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun“ —

„Lena!“ sie hörte den Ruf nicht.

Geächzt, gemurmelt erstarb das Lied:

„Sie lassen mich nicht ruhn.“

Von der Thür her ein erstickter Laut.

Der Sängerin sanken die Hände matt in den Schoß — da — eine Gestalt stürzte auf sie zu, warf sich vor ihr nieder und vergrub das Gesicht in ihr Kleid.

„Lena — Lena!“ stöhnte Bredenhofer.

„Was hast du, Richard?“ Mit einem herzzerreißenden Lächeln hob sie die Augen zum verdunkelten Plafond, an dem kein Schimmer von Licht spielte.

„O Lena — du singst — du singst — das Lied — o das Lied!“

„Ja, ich kann es jetzt singen,“ sagte sie immer mit dem gleichen Lächeln. „Ich habe es gelernt.“

Er erbebte; tiefer wühlte er den Kopf in ihr Kleid. „Du kannst es jetzt singen,“ flüsterte er scheu, sich selber vor dem eignen Wort fürchtend, „du bist nicht mehr zu glücklich!“

Sie gab keine Antwort; langsan senkte sich ihr Kopf immer tiefer.

So verharrten sie stumm, ohne Regung.

Und plötzlich schluchzte er auf, laut und heftig; er hob das Gesicht aus ihren Kleiderfalten, er suchte ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen. „Kannst du mir verzeihen? Lena, Lena, vergieb mir!“

Ihre Thränen rannen auf sein Haupt nieder wie Tau; gleich einem brennenden Vorwurf fühlte er jeden der Tropfen.

„Ich liebe dich unsäglich, unbeschreiblich," stöhnte er — „und doch quäle ich dich!"

„Du nicht, du nicht," sagte sie hastig, von plötzlicher Zärtlichkeit erfaßt. „Die anderen, die anderen alle!"

„O die anderen!" Er ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen.

Müde ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken: „Ja, die anderen! Ich wünschte, wir wären tot, du und ich!" Es war ihr herausgefahren, sie wußte selber nicht wie; sie hatte jetzt immer so melancholische Anwandlungen.

„O du," flüsterte er in Pein und Lust und drückte sie fester an sich. Ihr Ton that ihm wohl, er war der Widerhall seiner eignen Stimmung. Er hatte Reuter nicht zu Hause getroffen; auf dem einsamen Rückweg durch die windverwehten Straßen, umwogt von einer gleichgültig hastenden Menge, war seine kurze hoffnungsfreudigere Laune in nichts zerstoben; das traurige Schwarz kehrte zurück.

Mit Wollust drehte er das Messer in der eignen Seele um. Er erzählte seiner Frau alles. Er lag vor ihr auf den Knieen und beichtete die Geschichte des Bildes.

Sie hörte ihm zu mit großen erschrockenen Augen, ohne Einwand.

„Wir brauchen Geld," schloß er, mit selbstquälerischer Deutlichkeit jedes Wort betonend. „Geld! Ich weiß nicht, ob ich meine Schwester bitte?!"

„Nein, nein!" Es kam Leben in ihre starre Gestalt. „Nicht die — o nein! Sie martert mich sonst zu

Tode — sie — die —" Und nun sprudelte in überquellender Bitterkeit eine lange Reihe von Klagen. „Sie nimmt mir jedes Recht und jeden eignen Willen; sie sagt, wann ich atmen soll; sie streicht mir über's Haar mit ihren kalten Fingern, daß mich friert. O, nicht die, nicht die!" Abwehrend, schaudernd streckte Lena die Hände aus.

Er küßte beruhigend ihre zuckenden Lippen; auch ihm erschien die Schwester plötzlich in anderem Licht.

„Meine arme Lena, mein armes Weib!"

Sie schmiegte sich fester an ihn, wie ein Kind hing sie an seiner Brust. „Wen wirst du denn bitten?" stammelte sie hülflos. „O siehst du, hättest du mich Stunden geben lassen, oder — oder —" Sie wollte sagen: ‚mit Lavallo gehen' — aber sie verschluckte es. Sie weinte.

Er fuhr sich durch die Haare und starrte finster vor sich hin in's Dunkel. „Weißt du was," sprach er plötzlich, wie aus einem Traum auffahrend — „Onkel Hermann! Der muß uns helfen — der wird uns helfen — ja, ja, Onkel Hermann! Und du mußt hin, du mußt ihn bitten!"

„Ich?!" Fassungsloses Erstaunen lag in ihrem Ton.

„Ja, du! O meine süße Frau!" Er preßte Küsse auf ihr zartes Gesicht und spielte mit ihren Locken. „Er kann es dir nicht abschlagen; wer könnte dir etwas abschlagen! Bitte für mich! Ich sehe dich bitten, wie die Engel flehen an Gottes Thron. O du mein Kleinod! Licht auf meinem Wege! Bitte du, bitte!" Er legte

seine Hände um die ihren und hob die verschlungen gefalteten an seinen Mund.

Sie lächelte. Seine Worte thaten ihr so wohl, sie fielen wie Balsam auf ihr Herz. „Ich will gehen,“ sagte sie.

„Ja, geh; deine Stimme rührt, deine Augen sind noch beredter als tausend Worte! Geh, mein Liebling!“

„Ich will ihn bitten! Er wird, er muß!“ Hoffnungstrahlend zog Lena den Gatten in die Höhe; sich eng umschlungen haltend, schritten sie im Dunklen auf und nieder und besprachen die Einzelheiten der Reise und des Plans. Eine gehobene Stimmung schwebte über ihnen beiden; sie beredeten alles, wie man eine Vergnügungstour ausmalt.

„Und wenn ich wiederkomme,“ sagte Lena, „dann holst du mich ab, und uns ist geholfen.“

„Ja, geholfen,“ fiel er ein, „wir sind aus aller Verlegenheit; wir sind glücklich! Und die anderen halten wir uns vom Halse. Morgen mache ich Susanne den Standpunkt klar. Da hört doch alles auf, sie soll uns in Ruhe lassen!“

Sie rannten im Dunkel gegen ein Möbel, stießen sich und klingelten nach Licht.

Trapsend kam Hulda, die Unschuld vom Lande, brachte endlich die Lampe, stolperte und warf sie mitten auf den Fußboden. Es war eine Scene heilloser Verwirrung. Geklirr von Glocke und Cylinder, die Lampe erlosch qualmend und stinkend; auf der Diele eine Petroleumlache. Die Unschuld stand daneben, hielt sich die Schürze vor's Gesicht und heulte laut.

Bredenhofers mußten lachen, sie wollten sich nicht die Laune verderben lassen; was war am Ende eine zerbrochene Lampe gegen die hoffnungsvolle Aussicht, die ihnen winkte?

„Scherben bringen Glück,“ sagte der junge Mann, kniete nieder und las die Splitter zusammen. Au weh, er hatte sich geschnitten! Dünn sickerte ein Blutstropfen und noch einer und noch einer an seiner Hand herunter.

„Zerschmettert wie dein Bild,“ lächelte Lena. „Aber aus den Trümmern steigt ein neues, ein schöneres!“ Sie fing die Blutstropfen mit dem Taschentuch auf und küßte die verletzten Finger.

Endlich saßen sie nebeneinander auf dem Sofa; statt der Lampe flackerten zwei Kerzen, hatten lange Schnuppen und tropften Stearin auf den Tisch. Sie amüsierten sich darüber; Lena machte drollige Bemerkungen, ihre ganze anmutige Mädchenheiterkeit war wieder da. Er konnte sich nicht satt an ihr sehen; ihr bleiches Gesichtchen so pikant, ihre Augen schimmernd!

Er ging und holte die letzte Flasche Wein, die sie im Hause hatten. „Stoßen wir an auf eine glückliche Reise! Auf eine glückliche Zukunft!“

Lächelnd führten sie die Gläser an einander: Kling, Kling! Das war ein froher, verheißender Klang!

Draußen heulte der Wind; er streifte die Häuserfassaden entlang mit Ungestüm, riß Dachziegel ab und schleuderte sie krachend auf die Straße. Ein böses Wetter. Herbststürme, die keinen Sonnenschein mehr bringen.

XV.

Über den Feldern webt ein Gespinst von Reif; lange weiße Fäden reißt der Wind los und treibt sie durch die graue Luft. Keine Stoppel mehr, alles schon umgepflügt, bestellt mit der Wintersaat.

Auf den begrasten Senkungen, die Gräben und Tümpel entlang, sammelt sich kein klapperndes Storchenheer mehr; ihre Nester auf den Dachfirsten im Dorf stehen verödet, dem zerzausenden Spiel der Stürme preisgegeben. Die Störche sind alle fort, entflohen in bessere Länder. Nur einer ist zurückgeblieben, ein flügellahmer, kranker. Wehmütig steht er auf einem Bein, oben auf dem Scheunendach, plustert die Federn auf und thut erbärmlich. Oder er stelzt die Wiese entlang und sucht kärgliche Nahrung; Frösche giebt's nicht, und die Mäuse sitzen schon im Winterquartier. Die Buben machen Jagd auf den einsamen Vogel, sie wollen ihn in den warmen Stall sperren; er läßt sich nicht beikommen, da werfen sie mit Steinen nach ihm. Wie lange noch, und er liegt tot, erfroren unten auf der Gasse. —

Im Dorf bimmelte es Vesperzeit; die Leute zogen sich in ihre Hütten zurück; draußen wurde es schon ungemütlich, früh dunkel, es gab nichts mehr zu schaffen. Nur auf dem Gutshof, unter den Fenstern des Herrenhauses, lärmten die Tagelöhnerkinder. Das war die Stunde, in welcher der Gutsherr beim Kaffee saß oder auf dem Sofa lag, eine Pfeife rauchend, die mächtigen Füße in grünen Pantoffeln über die Seitenlehne baumeln lassend. Fräulein Hannchen hatte diese Pantoffeln gestickt und war stolz auf ihr Werk; sie zeigten obenauf ein graues Perlen-

kränzchen, das einen Mopskopf umgab. Der Mops hatte rote Perlenaugen und ein rotes Halsbändchen, das machte sich gut zu der frisch grünen Füllung. Wenn Herr Hermann Bredenhofer, Besitzer von Althöfchen, etwas beteuern wollte, pflegte er die mächtigen Botten von sich zu strecken und, sie wohlgefällig beäugelnd, zu sagen: „Bei diesem Mopskopf, es ist so!“ Da gab's keinen Widerspruch.

Die Kinder hatten sich auf den Schwengel der Pumpe gesetzt, die dicht an dem Gitter stand, das den Wirtschaftshof vom Vorgärtchen des Herrschaftshauses trennte. Herrschaftshaus ist eigentlich kein richtiger Ausdruck, es war weiter nichts als ein großes gemütliches Bauernhaus mit rotem Ziegeldach und grünen Fensterläden.

Die Pumpe quietschte, die Kinder schrieen, sie machten eine Reise auf dem Pumpenschwengel; mitunter rannte auch eines hin, zwängte den Kopf mit den abstehenden Ohren durch's Gitter und kreischte laut in den Vorgarten hinein. Der Herr schien nicht zu Hause; sie wurden immer dreister, immer vergnügter. Leuaks Hieronymus kroch auf's Gatter, stolz saß er rittlings oben und spuckte hinüber auf den Kiesweg; das war schön, das konnte nicht jeder, so auf Herrschaftsgrund spucken! Die übrigen kreischten bewundernd dazu.

Da — auf einmal knarrte was, die Glasthür der Veranda klappte! Sie standen wie angenagelt. Der Schrei erstarb ihnen in den offenen Mäulern.

„Was ist los?“ rief des alten Bredenhofer mächtige Stimme. „Wollt ihr wohl?!“ Schon schlorrten die grünen Pantoffeln die Stufen der Freitreppe hinunter.

„Der Harre, der Harre!“ Die Flachsköpfe standen wie angenagelt, sie wagten nicht, fortzurennen und hätten's doch zu gern gethan.

„Na, was macht ihr hier? Bienaschs Marie, Krämers Wilhelm, Anne, Bertha und Martin, na? Und Leuaks Hieronymus, du willst dir wohl deine Buxen ganz machen? Was?!“ Langsam näherte sich der starke Mann den Kindern, immer die eine Hand auf dem Rücken haltend.

Sie starrten ihn an, halb furchtsam, halb lachend; ihre Mäuler zogen sich bis an die Ohren. Krämers Wilhelm, der kleinste, steckte den schmutzigen Finger in den Mund. Die wasserblauen Augenpaare sahen unverwandt den Herrn an. Hieronymus auf dem Zaun machte eine Schwenkung, er wollte gern sehen, was der ‚Harre‘ auf dem Rücken hatte; ob's der Kantschu mit dem Lederriemen war, der so eindringlich um exponierte Kehrseiten pfiff?

„Was?“ Bredenhofer blinzelte. „Soll ich euch eine Geschichte erzählen, was?“ Er rückte bedrohlich näher. „Also eine Geschichte. Es war einmal —“

Ein gellender Aufkreisch. Hieronymus kugelte vom Gatter und rollte noch eine Strecke weit; die Mädchen und Buben rannten davon wie besessen, ihre Flachshaare wehten, ihre zerlumpten Röckchen flatterten.

Eine Geschichte —? O sie kannten die! Die erzählte der ‚Harre‘ immer, wenn sie nicht gut thaten.

In einiger Entfernung machten sie Halt; nun quietschten sie laut auf vor banger Lust, der Herr lehnte über's Gitter und fuchtelte mit dem Kantschu durch die Luft.

„Kommt nur her, eine Geschichte, ich erzähle euch eine Geschichte!“

Sie würden sich hüten. Sie stießen ein allgemeines Geschrei aus und stoben dann fort, wie Spreu im Winde, sich puffend, schiebend, drängelnd. Es war ein köstlicher Spaß.

„Rangen, Jöhren, verdammte Brut — wollt ihr nochmal so spektakeln? Reißt 'nen anständigen Menschen aus dem Mittagsschlaf — ihr Lumpengesindel, verflixte Krabben, wartet nur, ich komme hin!“

Er lehnte mit beiden Armen auf dem Zaun und sah ihnen nach, bis das letzte Röckchen um die Ecke verflattert war. Ein gutmütiges Schmunzeln ging über sein rotes Gesicht. Er kannte sie alle vom ersten Schrei an, hatte auf der Hochzeit der Eltern den Ehrentrunk genommen und nachmals oft mit dem Knotenstock derb an's Fensterchen geklopft, wenn es drinnen zwischen Mann und Weib gar zu laut herging. Er hatte die Brut gern, aber es war ihm ein Bedürfnis, den Jöhren mitunter eine Geschichte zu erzählen; die mußten doch wenigstens wissen, wer Herr war. Schlimm genug, daß heutzutage leider Gottes so wenig Respekt mehr in der Welt war, so wenig Unterordnung und Dankbarkeit. Die Jungen wollten neunmal klug sein; auf die Alten, die immer recht hatten, wurde nicht gehört.

Mit einem tiefen grollenden Seufzer dachte der Alte seines Neffen Richard. Wie mochte es dem wohl gehen? Schlecht natürlich!

Er zog die Stirn kraus, stieß das Gitterpförtchen auf und stampfte über den Hof. Was hätte Tante

Hannchen gesagt, wenn sie dessen ansichtig geworden wäre?! Mit den guten Grünen über den Hof, durch die kotigen Wagengeleise und den Hühner- und Entenschmutz!

‚Trap, trap‘ ging's nach der großen Hofpforte. Da zogen sich links die Wohnungen der Tagelöhner hin, niedrige, weißgestrichene Hütten, aus deren kleinen Schloten Dampfwölkchen wirbelten.

Potz Wetter, was hatten die Weiber schon wieder zu köcheln? War's denn heute Sonntag, daß ein frischer Kaffee gebraut wurde? Das Mittagessen war auch schon ein paar Stunden vorbei; was hatten die Leckermäuler zu briezeln?

Bredenhofer wollte eben zum ersten Tagelöhnerhaus einbiegen, da fiel sein Blick nach rechts, auf die allgemeine Dorfstraße. In den Pfützen ihrer ausgefahrenen Geleise spiegelte sich der graue Himmel mit seinen dunklen Wolken. Ganz einsam war die Gasse, schon glomm hier und da zur Rechten und Linken ein Lämpchen auf.

Das obere Ende der Straße führte sacht bergauf in's freie Feld; von dort her kämpfte sich eine Frauengestalt, ein Täschchen am Arm. Der Wind setzte sich in ihre Röcke und blähte sie auf; wie dunkle Fittiche schlugen sie klatschend um den Körper. Mühsam, Schritt für Schritt wankte die Gestalt heran; das war keine Hiesige.

Bredenhofer strengte die Augen an. Jetzt sah er ein totenblasses Gesicht unter elegantem städtischem Hut, zerzauste lockige Haarsträhnen — Donnerwetter, wer war das?!

Wie angewurzelt stand er. Die Fremde kam auf

ihn zu mit schlorrenden Füßen, ihr Kleidersaum schleppte durch's Naß. Jetzt war sie bei ihm. Sie streckte die Hand aus und zog sie wieder zurück, öffnete den Mund und stammelte ein paar unverständliche Worte. Mit matten verglasten Augen starrte sie um sich, dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus. Sie taumelte, sie schwankte.

Er fing sie in den Armen auf. Er hielt eine vollständig Erschöpfte, eine Ohnmächtige. Das Täschchen war zur Erde gefallen, er hob es auf.

‚Lena Bredenhofer' stand auf dem kleinen Silberplättchen.

Also doch! Jetzt erkannte er sie. — — —

Es war eine Thorheit gewesen, daß Lena den Weg zu Fuß gemacht hatte. Auf der Station war ihr gesagt worden: ‚eine Stunde, wohl auch anderthalb'. Das war doch nicht schlimm! Bis man ihr einen Wagen geschafft hatte, konnten Stunden vergehen; und sie hatte Eile, eine fieberhafte Ungeduld trieb sie vorwärts.

Es war Mittag. Kein Sonnenschein; ein milder umzogener Himmel. Mutig wanderte die junge Frau auf der Landstraße, sie hatte sich den Weg beschreiben lassen. Wie schön, wenn sie das viele Geld für den Wagen sparen konnte! Und nebenbei hatte dies Wandern den Reiz der Neuheit. Häuser waren nicht zu sehen, von Menschen keine Spur; eine freie unverbrauchte Luft wehte über die Fläche. In der Ferne blaute Kiefernwald.

Dies Gehen in der unbegrenzten Weite that wohl. Wenn Richard sie so sehen könnte! Er hatte heute morgen auf dem Bahnhof in einer lebhaften Erregung von ihr

Abschied genommen: „Komm bald zurück und gesund!" „Und glücklich," hatte sie lächelnd hinzugesetzt.

Ihr Herz war geschwellt von hoffnungsseliger Gewißheit, ihre Brust hob und senkte sich unter tiefen Atemzügen. Es konnte ja nicht anders sein, der Onkel mußte ihre Bitte gewähren!

Wenn jener Krähenschwarm nicht aufflog, bis sie hundert gezählt, dann, dann gab er ihr die hülfreiche Hand!

Sie zählte hastig — nun war sie bei sechzig — die schwarzen Vögel auf dem kotigen Acker waren unruhig geworden — siebzig, achtzig — brrr, sie schwirrten auf und flatterten mit schwerem Flügelschlag hinter jene Erdwelle.

„Oh!" Lenas Gesicht überflog eine kleine Enttäuschung. Sie blickte sich prüfend um; war sie denn auch auf der richtigen Straße? Vor kurzem hatte sich der Weg geteilt; der, auf dem sie jetzt ging, schien sich in den Feldern zu verlieren. Sie knöpfte ihren Mantel fester zu, ein feuchter Nebel, kein Regen, näßte nieder; aber er fröstelte durch bis auf's Mark. Hier draußen war's bedeutend winterlicher als in der Stadt. Sie hatte jetzt den Wind entgegen, er schnitt ihr in's Gesicht und erschwerte ihr das Vorwärtskommen.

Nein, dies konnte nicht der rechte Weg sein! Rasch entschlossen drehte sie um und ging zurück, woher sie gekommen. Nun war sie am Scheideweg. Richtig, das hatte sie vorhin übersehen! Da stand auf dem weißgetünchten Meilenstein mit schwarzer Ölfarbe: ‚Althöfchen, 4 km.'

Ein plötzlicher Schreck durchrieselte sie, so weit war's noch?! Sie fühlte auf einmal eine Müdigkeit und große Niedergeschlagenheit; eine bange Schwermut, wie sie die in letzter Zeit oft empfunden, bemächtigte sich ihrer wieder. Die Landschaft öde, kein Baum, kein Strauch. Der Himmel bleigrau, in der Ferne der Kiefernwald wie ein gestreckter dunkler Finger.

Eine trostlose Verlassenheit lag in der Luft. Mechanisch setzte sie die Füße, die nasse Erde klumpte sich unter ihren Absätzen; es wurde ihr sauer, rüstig auszuschreiten. Der Wind nahm ihr den Atem, der eigne Leib wurde ihr schwer zur Überlast. Ob sie Althöfchen je erreichen würde?

Und wenn nun alles umsonst war, der Onkel sich von ihnen abkehrte, keine Hülfe gewährte?!

Nein, das konnte nicht sein!

Es ging weiter. Eine starke Stunde mochte vergangen sein. Die Einsame hatte eine Sehnsucht, eine Gier, Menschen zu sehen, Menschen zu sprechen. Scheu sah sie sich um. Raben krächzten; auf dem nächsten Felde lag noch faulendes Kartoffelkraut und sandte einen Moderduft herüber. Es roch nach lauter Verwesung.

Mit großen, entsetzten Augen starrte die junge Frau geradeaus — kam das Althöfchen denn nie? Sie sah nichts, kein Gehöft, nur immer die gleiche endlose, graue Weite. Doch halt! Dort, den Sandbuckel herunter kam ein dunkler Strich, und ein kleinerer bewegte sich daneben. Menschen, Menschen!

Lena beschleunigte ihren Schritt, sie rannte, daß

ihr der Schweiß von der Stirn lief und ihr Herz ein wunderliches Klopfen begann.

Unter ein paar alten Weiden mit gespaltenen Stämmen begegneten sie sich. Ein Bauernweib war's; ein Kind hing ihr am Rock, und ein anderes erwartete sie. Aber ihr Gesicht war frisch und rot, ihre Augen klar. Verwundert sah sie die fremde Stadtdame an.

„Guten Tag," sagte Lena; sie war froh, die eigne Stimme wieder zu hören. „Können Sie mir nicht sagen, wie weit es noch bis Althöfchen ist?"

„Wollt Ihr darhin?" fragte das Weib und musterte die Fremde neugierig. „Ihr wollt wohl bei den Harre? Seid von der Bekenntschaft? Na, noch en Ende lang is't, ne gutte halwe Stund'. Wann Ihr an den See kommt, dann dreht Eich links, dann seht Ihr't Schloß liegen. No jo, so 'ne Stund' braucht Ihr noch!" Sie lachte, als sie das verstörte Gesicht der Dame sah. „Jo, Freilein, Ihr seid dat Gehn nich gewehnt wie unsereins — Gottliebchen, gieb der Freilein dat schene Händchen — ich han er sechse, Freilein, un dat siebte —" Sie hielt inne und strich sich die Schürze glatt. „Der Harre sagt, es seind er zu ville. Aber Freilein, mer freit sich doch sehre!"

Lena erwiderte nichts; es hatte sie plötzlich durchzuckt, wie sie das kräftige, lachende Bauernweib ansah. Sie bückte sich zu dem Jungen, der sie unverwandt anglotzte, und strich ihm über den Flachskopf; sie hätte dem Kinde gern etwas geschenkt, aber sie besaß nichts. Endlich fiel ihr ein, sie hatte ein paar blanke Fünfpfennig-

stücke im Portemonnaie; sie zog's aus der Tasche und hielt dem Jungen das Geld hin.

„O ne, ne, Freilein," sagte die Mutter eifrig, „steckt Eier Geld ein! Thu dir bedanken, Gottliebchen, for den gutten Willen, aber —" sie richtete sich so stramm auf, als es ihr möglich war — „wir sorgen allein for unsere Kinder. Was mein Mann is, der will dat so." Sie ergriff die Hand der Dame und schüttelte diese kräftig: „Ich danke och sehre schene — also Ihr geht hier eruf bis zum See un dann links! Ihr könnt Eich nich irre gehn, Freilein!"

Das Weib faßte den Buben fester, nickte freundlich und machte sich mit weit ausholenden Schritten wieder auf den Weg. Ihr Rockzipfel wackelte, auf ihren breiten Rücken fielen die Enden des Kopftuches, flatterten auf und flatterten nieder wie im Takt.

Lena starrte der Bäuerin nach, bis ihr der feuchte Nebel den Blick trübte. Sie hätte hinter der Davoneilenden herrufen mögen: „Sag, wie machst du's? Gieb mir deine Kraft, deinen Frohmut!" Sie hätte es schreien mögen, laut, gellend, herausgepreßt aus heimlicher Todesangst. Sie fühlte es genau, wie eine jähe Offenbarung war's über sie gekommen beim Anblick des Weibes — auch sie wurde Mutter.

Keuchend stieg sie den Sandbuckel hinan; oben auf einem verwitterten Weidenstumpf ließ sie sich nieder. Sie war erschöpft. Der Wind umsauste sie. Schaudernd zog sie ihr Kleid an sich und schloß für Minuten die Augen. Was sie seit Wochen dumpf geahnt, in einem lethargischen Hinbrüten halb gehofft, halb gefürchtet — nein, nur ge-

fürchtet, gefürchtet! — stand jetzt in unheimlicher Gewißheit da. Auch das noch?!

Ihre Augen zwinkerten, als wollten sie weinen; aber keine Thräne kam, nur ein trocknes Aufschluchzen hob ihr die Brust. Richard würde sich nicht freuen, er würde außer sich sein; deutlich hörte sie seine Stimme sagen, wie damals am Tage der Ausfahrt mit den Italienern: ‚Lena, um Gottes willen — das wäre schrecklich, schrecklich!‘

Verstört sah sie auf und um sich. Schrecklich — schrecklich —!

Der Wind fing ein Heulen an und riß sie beinahe von ihrem Sitz. Mühsam erhob sie sich, sie fühlte eine bleierne Schwere in allen Gliedern und eine noch größere Last im Herzen. Aufrecht stand sie jetzt; der Nordwest peitschte ihr die Haare um das erbleichte Gesicht, ihre Lippen zuckten, bis sich ein Zug trotzigen Eigenwillens um sie festsetzte. Sie würde es ihm verheimlichen, so lange als möglich — nichts sagen.

Mit vorgebeugtem Oberkörper, außer Atem, zitternd, mit Anspannung aller Kräfte wanderte sie weiter. Sie schleppte sich. Ihr war, als seien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alle in diese eine einzige Stunde zusammengedrängt. Als sei es die Stunde vor ihrem Tode. Und sie starb nicht an körperlicher Erschöpfung; nein, nur an dieser großen starren Müdigkeit ihrer Seele, an ihrer eignen furchtbaren Hoffnungslosigkeit.

Schritt vor Schritt. Minute um Minute.

Da war der See. Sein Spiegel blinkte, im Rohr klagte ein wilder Vogel.

Lena sah und hörte alles wie im Traum. Sie dachte gar nichts mehr, an niemanden mehr; sie wußte nur noch dumpf, daß sie weiter müsse, nicht hier liegen bleiben könne zum Spiel der Nebel und Stürme.

Wieder Schritt vor Schritt. Minute um Minute.

Da ragte der Turm eines Kirchleins; hinter jener Ackerwelle rote Ziegel- und Strohdächer, Baumgruppen und dahinter dunkler Wald.

War das wirklich ein Turm? Waren das Häuser? Lenas Augen schauten blöde, sie trauten sich selbst nicht mehr recht. In ihrem Kopfe surrte und brummte es, vor ihren Ohren war ein Rauschen, ihr Rücken drohte zu brechen; ihr Herz setzte jetzt den Schlag aus und jagte jetzt wie gepeitscht.

Da war eine Straße im Dämmerlicht — da waren Häuser, die auf und nieder tauchten — da war ein Mann — —

Und dann nichts. Ein großes Nichts.

XVI.

„Mein Gott, mein Gott," sagte Tante Hannchen, „das arme Ding! Wie leid sie mir thut!"

„Ä was," brummte Onkel Hermann, „Verrücktheiten wie immer! Exaltierte Gesellschaft! Kann keine Frauen leiden, die Ohnmachten kriegen." Er sah die Schwester durchbohrend an und räusperte sich anzüglich. Einmal in ihrem Leben war Hannchen in Ohnmacht gefallen, er hatte ihr das nie verziehen. „So 'ne Dammlichkeit, herzulaufen, wenn man den Weg nicht kennt! Wäre ich nicht gerade bei der Hand gewesen, hätte sie im Dreck

gelegen — ja, im Dreck!" Er betonte das letzte Wort besonders kräftig. Tante Hannchens ganze Antipathie waren solche Kraftausdrücke; nun wendete er sie mi Vorliebe an.

„Pst — nicht so laut!" Das alte Fräulein wagte es, ihm die Hand auf den Mund zu legen. „Sie schläft grade ein bißchen. Als sie zu sich kam, hat sie geweint und geweint, weiter nichts als geweint. O du mein Himmel!" Die alte Dame fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen; dann versuchte sie im Balletteusenschritt nach der Stubenthür zu schweben und durch die Ritze zu sehn.

„Du kannst ja nicht," sagte er, stieß sie bei Seite und brachte den dicken Kopf an die Spalte. Erschrocken fuhr er zurück. „Schläft nicht mehr, sitzt aufrecht im Bett und starrt mit Augen vor sich, die einen gruseln machen können. Ich werde mal 'reingehen und sie fragen, was sie eigentlich will."

„Ach du wirst doch nicht, du wirst doch nicht," jammerte die Schwester. „Bitte, laß mich doch gehn, mich! Bitte!"

„Ä, ich gehe!"

„Nein, ich!" Sie hing sich ihm an den Rockschoß.

„Hanne!" Er sah sie drohend an und stieß sie weg. Sie drängte sich wieder vor.

„Ich — potz Kukuck!"

„Ich — ach Himmel!"

„Dumme Marjelle, laß mich!"

„Nein, du erschreckst sie — laß mich nur. Siehst du wohl?"

„Au!" Bredenhofer schlenkerte die Hand hin und her, er hatte sich empfindlich gequetscht. Ganz schwach durch die plötzliche, nie geahnte Energie der Schwester, wich er zurück.

„So," sagte Fräulein Hannchen und drückte die Thür hinter sich in's Schloß.

Grollend legte sich der Alte auf's Sofa und ließ die Grünen über die Lehne baumeln. „Wenn ich nur wüßte, was das Frauenzimmer eigentlich wollte — kommt daher geschneit —! Was will sie? Geld — natürlich Geld, Messer wird ihnen an der Kehle sitzen. Nichts da — gebe keinen Pfennig — hab's gesagt, ziehe meine Hand ab. — Undank, Undank wie immer — i was!" Er trommelte mit den Grünen gegen das Sofa. Was ging ihn die Gesellschaft an? Sie war kein Jota besser als die ganze übrige falsche berechnende Welt; und doch lauschte er auf jede Bewegung im Nebenzimmer, auf jeden Laut.

Das blasse Gesichtchen schwebte ihm immer vor, das so kalt und still auf seinem Rockärmel gelegen; ein armes Gesichtchen mit schmerzlich verzogenen Lippen und tiefen Rändern unter den geschlossenen Augen.

„Donnerwetter!" Er kratzte sich heftig in der buschigen Haarmähne — wenn er nicht gerade da gestanden hätte! Gerade sehr à propos. Was wäre aus dem armen Frauchen geworden?! Auf der schmutzigen Gasse gelegen — gar nicht auszudenken, nicht auszudenken! Aber was wollte sie nur? Was führte sie hierher?

Hermann Bredenhofer versank in tiefes Sinnen.

Drinnen in der Altjungfernstube von Tante Hann-

chen lag Lena auf dem Bett. Wie sie dahin gekommen, wußte sie selbst nicht; nur unklar schwebte ihr eine Erinnerung vor, eine furchtbare, an einen langen, langen Weg, an eine nicht endenwollende Pein. Man hatte ihr dann starken Wein und heißen Kaffee eingeflößt; sanfte Hände hatten ihr das beengende Kleid aufgeknöpft und die Nadeln aus den Haaren gezogen; sie hatte dabei weinen müssen wie im Traum, sie hätte sich so gern etwas von der Seele herunter geschwemmt, aber es ging nicht, es ging nicht — hier saß es, hier!

Sie stemmte beide Hände gegen die Brust und setzte sich auf; matt ließ sie ihre Augen im Zimmerchen umher schweifen. Eine grün verhangene Lampe brannte. Wie hübsch war das hier! Dort auf dem Fensterbrett eine blaßblühende Monatsrose, sie sandte einen süßwehmütigen Duft herüber. Auf dem Nähtischchen Knäule und Strickstrümpfe; über der Kommode die große Photographie eines hübschen jungen Mannes in Uniform, darüber ein Bibelspruch, mit buntem Papier und Wintergrün umsteckt. Lena versuchte mit flimmernden Blicken zu lesen. ‚Die Liebe höret nimmer auf‘ stand da.

Wer mochte der hübsche junge Mann sein?

War das still hier und friedlich! Leise tickte die Schwarzwälderuhr an der Wand neben dem Kachelofen; dort, in der warmen Ecke sorglich aufgehängt, stimmte auch der Kanarienvogel die winterlich umschleierte Kehle. ‚Tirili, tüi, tüi‘ — es klang so zart, so schläfrig wie ein Wiegenlied. Er sang im Schlaf.

Das junge Weib sah um sich mit einem bangen,

sehnsuchtsvollen Ausdruck — wer hier lebte, der mußte glücklich sein! „Ach —!“

Die Thür hatte geknarrt.

„Warum seufzst du so, mein Kind,“ piepte Tante Hannchens Stimmchen, „ist dir jetzt besser?“ Die alte Dame trat dicht an's Bett, eine feine Röte der Schüchternheit überflog ihr welkes Gesicht. „Du erlaubst doch, daß ich dich ‚du‘ nenne, liebe Lena?“ Und als diese sie verwundert ansah, lächelte sie freundlich und ein wenig resigniert: „Ich bin nämlich Tante Hannchen. Du wirst dich meiner kaum mehr erinnern; es war ja damals nur flüchtig, und ich habe wirklich so wenig Bemerkenswertes an mir. Aber ich hatte damals gleich Sympathie für dich, hätte mich Hermann nicht so weggerissen — den ganzen Strumpf mußte ich aufziehen, die Maschen lagen unten, der Faden war verheddert — ja, ja!“ Sie seufzte ein bißchen, lächelte wieder und streichelte Lenas lang herunterhängende schöne Haare. „Was du für Locken hast — so eine liebe kleine Frau!“

Lena, von einem plötzlichen Impuls getrieben, streckte beide Arme aus und schlang sie um den Hals der sich über sie Beugenden. „Ihr müßt uns helfen,“ murmelte sie, „helfen!“

„Ja, ja, ja — ei, ei, ei,“ flüsterte Tante Hannchen, wie man ein Kind beschwichtigt. „Er ist sehr poltrig, aber er ist sehr gut; er wird schon helfen.“

„Helfen —?“ Die junge Frau schauderte zusammen. „Uns kann niemand helfen! O doch, doch,“ sagte sie dann plötzlich, sich besinnend; „ich bin ja gekommen, ich wollte in Richards Namen den Onkel bitten. Er hat

sein Bild nicht verkauft — wir müssen die Miete zahlen — wir haben kein Geld — wir brauchen Geld — wir haben nichts, gar nichts!"

„Um Gotteswillen!" Tante Hannchen faltete ihre Hände um die sich angstvoll ausstreckenden der jungen Frau. Sie wußte weiter gar nichts zu sagen; sie war sehr erschrocken, die verstört auf sie gerichteten großen Augen machten ihr bange. Lieber Himmel, was man so im Leben alles durchmacht! Die gute Tante trippelte von einem Fuß auf den andern. Es war so still im Zimmer, der Kanarienvogel sang nicht mehr, er saß aufgeplustert wie ein gelbes Bällchen und hatte den Kopf unter die Flügel gesteckt. Sie lief hin, froh, etwas zu thun zu haben, und deckte ein Tuch über das Bauer. Dann kam sie mit einem Kamm und begann Lenas verwirrtes Haar zu strählen. Vorsichtig glättete sie die Locken, leicht, mit liebevoller Hand.

Die junge Frau sah immer gradeaus, keine Regung auf dem Gesicht. Plötzlich sagte sie: „Wer ist der hübsche junge Mann dort — da — wo das drunter steht von der Liebe?!"

Die alte Dame wurde blutrot; über ihre welken Bäckchen, um ihr spitzes Näschen zuckte es eigentümlich. „Der war mein Bräutigam," antwortete sie stolz. „Bei Düppel 64 ist er gefallen. Beinah wären wir verheiratet gewesen, denn im Juli sollte die Hochzeit sein — beinah! Meine ganze Aussteuer lag fertig, ich habe immer gern genäht und gestrickt; aber es ging damals fixer." Sie nickte wehmütig: „Es sollte nicht sein; er sollte auch die schönen neuen Socken nicht tragen — ach ja, man macht was durch!"

Sie putzte sich krampfhaft die Nase und schluckte ein paar Mal.

Lena sah noch immer starr gradeaus. „Hast du ihn sehr geliebt — so — so wie ich —“ sie stockte. „Hast du ihn sehr geliebt?“ fragte sie mit einem merkwürdig dringenden Ausdruck. Langsam drehte sie den Kopf auf die Seite und sah der andern mit einem scharfen, spähenden Blick in die Augen, als wollte sie selbst die Wahrheit herausfinden. „Hättest du ihn auch ebenso geliebt, wenn — wenn — ich meine, wenn da allerhand Not gewesen wäre?“

„Ebenso,“ sprach das alte Fräulein fest. Die dürftige Gestalt reckte sich, zärtlich nickte sie zu dem Bild hinüber. „Sie sagten, er wäre ein bißchen leicht gewesen und am Ende wäre es gut, daß ich ihn nicht gekriegt hätte. Ach —“ sie lächelte mitleidig — „viele Menschen sind so unduldsam und machen einander das Leben schwer. Lieber Gott, ein bißchen leicht sein! Wenn man sich wirklich lieb hat, versteht man alle Schwächen und verzeiht sie einander; man ist sich ja so nötig. Die Liebe höret nimmer auf!“ Sie ging hin und rückte an dem Grünzeug, das den Spruch bekränzte; die Papierrosen raschelten unter den dürren Fingern. „Gelt du?“ sagte sie und sah zu dem Bild auf.

Als Tante Hannchen an's Bett zurücktrat, streckte ihr Lena die Arme entgegen. Sie weinte leise.

Die kleine, trippelnde, verlegne Frauensperson half der jungen, schlanken in die Kleider.

Man sah es Lena an, es wurde ihr schwer, sich aufrecht zu halten; aber sie bestand darauf, gleich, jetzt gleich

mit dem Onkel zu reden. „Ich muß,“ sagte sie mit einer Entschlossenheit, die an Verzweiflung grenzte. „O, die Angst!“ Sie preßte beide Hände gegen die Brust.

„Hast du solche Angst? Armes Kind, hab' nur keine Angst,“ ermutigte Tante Hannchen und drückte leise den zitternden Arm, der in dem ihren lag. „Er ist wirklich gut. Geh nur hier herein!“ Sie schob die Wohnzimmerthür auf.

Bei dem Eintritt der beiden schnellte Bredenhofer die Grünen vom Sofa und setzte sich stramm auf. Mit seiner grimmigsten Miene musterte er die junge Frau — sah erbärmlich aus — hm!

Lena trat dicht an den Tisch, während Hannchen aus dem Wandschrank Gläser und eine Ungarweinflasche hervorkramte.

„Klappre nicht so,“ fuhr der Bruder sie an. „Hol' mal was zu futtern! Dalli, dalli!“

Mit einem heimlichen, eifrigen Kopfnicken gegen Lena verschwand das Fräulein. Dieser erschien die Stube mit den unzähligen Pfeifenköpfen und dem blanken Ledersofa auf einmal ungemütlicher; ihr war, als sei ein guter Schutzgeist daraus entwichen. Sie blieb stumm und sah immer vor sich auf die polierte Tischplatte.

„So, so — hm, hm,“ machte endlich Bredenhofer; dann legte er die flache Hand mit Vehemenz auf den Tisch. „Ist ja eine nette Geschichte! Na, wie geht's Ihnen denn jetzt, Frau Nichte, wieder hergestellt, was?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, ohne die zwinkernden Lider zu heben.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen einfiel, zu Fuß

hier ungesockt zu kommen; da giebt es doch Fuhrwerk Aber natürlich, alles anders wie andere Leute, was Besonderes!"

„Ich wollte das Geld für den Wagen sparen, Richard hat jetzt —"

„Schweigen Sie mir von Richard, von dem Fanfaron, dem Thunichtgut! Ein ganz undankbarer Junge! Ist das 'ne Art? Ich will nichts von ihm wissen! „Hermann Bredenhofer fühlte sich stets und überall von Unank umgeben; sein Wettern darüber war das Steckenpferd, das er ritt.

Lena wußte das nicht; ihre Lider schlugen sich auf, sie sah ihn starr an: „Undankbar? Warum undankbar?"

„Na, etwa nicht?" brummte er und erhob die Stimme mit jedem Wort lauter. „Ich, sein Onkel, habe viel für ihn gethan, als er noch als kleiner Hosenpamper herumlief — und später? Na, er war ja immer mehr begabt als andere, man hat sich was Extras von ihm versprochen. Aber Geld hat er auch immer mehr verbraucht als andere. Wer hat ihn dann jedesmal flott gemacht? Der Onkel! Als der Junge mündig war, hat er die Verwaltung von den paar Groschen, die ihm als mütterliches Erbteil zukamen, selbst übernommen. Wer sagte: thu' das nicht? Der Onkel! Fragen Sie ihn nur, junge Frau, wo das Geld geblieben ist, wieviel er noch übrig hat. Wer hat ihn nach Italien reisen lassen? Wer hat ihm jeden Wunsch gewährt, ihm sein Leben so angenehm und pläsierlich gemacht, wie nur je ein Vater seinem Kind? Der Onkel — ich, ich, ich!" Bredenhofer stieß sich bei jedem ‚ich' mit dem dicken Zeigefinger vor

die Brust. „Aber der undankbare Bengel! Nicht allein, daß er sich verplempert und die gute Partie links liegen läßt — nee, er fragt nicht mal! Vergißt alle und jede Rücksicht, jede Ehrfurcht; vergißt, wie dankbar er zu sein hat, kommt nicht beizeiten zum Onkel und sagt: ‚Hör' mal du, so und so, ich möchte gern eine heiraten, sei du so gut und sieh sie dir mal an, ich bin dir so viel Dank schuldig, ich thue nichts ohne dich!' I bewahre! Da wird der Kopf aufgesetzt, und wenn man die Dummheit nicht gut heißt, wird gemault. Ich danke für so 'nen Undank!" Der Alte hatte sich warm geredet, seine rote Stirn war noch röter geworden; der Hals war ihm trocken, darum schwieg er.

Daß Tante Hannchen nicht in der Stube war! Wo blieben die trippelnden Beinchen, das piepsige Stimmchen so lange?

Es erschien wie eine Unmöglichkeit, daß Lena noch blasser wurde; und doch wurde sie's. Sie hatte sich rasch erhoben und stand jetzt hinter ihrem Stuhl, die Hände auf die Lehne gestützt. Ihre blutleeren Lippen preßten sich eigensinnig zusammen, ihre Augen blickten düster und abweisend.

Bredenhofer sah sie an, als erwarte er ein Wort von ihr; sie sprach nicht. „Na," sagte er gutmütig, „erbärmlich genug sehen Sie noch immer aus. Wir werden Sie ein bißchen hier behalten und mit frischer Milch und Eiern auffuttern; die Hanne kocht ganz gut. Mag der Bengel sehen, wie er allein zurechtkommt. Warum hat er Sie denn eigentlich hergeschickt? Bei diesem Mops-kopf" — er streckte den einen Pantoffel vor — „ich bin

gespannt. Warum — he?!“ Nun streckte er auch den zweiten Schuh vor.

„Ich sollte Sie etwas fragen.“ Mühsam und gepreßt stieß sie die Worte hervor. „Aber es hat Zeit bis morgen, ich — kann — jetzt — nicht!“ Sie versank in eisiges Schweigen.

Kam denn Tante Hannchen noch nicht?!

Der Onkel war beleidigt. Solcher Undank! Man liest sie von der Straße auf, und wenn man sie fragt, antwortet sie nicht mal! „Na, denn nicht,“ sagte er kurz; und dann schwieg er auch.

Jetzt kam Tante Hannchen. Lieber hätte sie sich nicht so lange beim Schinkenschneiden aufhalten sollen; ob der nun so glatt und fein war, das war ganz egal, besser wäre es gewesen, sie hätte hier geglättet.

Beide saßen mit krausen Stirnen. Das Fräulein merkte es sofort, hier stimmte nicht alles. Mit angstvoller Miene sah sie von einem zum andern.

„Glotze mich nicht so an,“ schrie Bredenhofer. „Stell nu endlich mal her! Ich weiß nicht, wie ihr Frauenzimmer seid, gleich so vertatert; ganz anders wie unsereins!“

Lena hatte eins der appetitlichen Brötchen mit rosiger Fleischscheibe und feiner Sahnenbutter vor sich liegen, sie schnippelte daran herum, aber sie aß nichts; nur das Glas Ungarwein stürzte sie wie eine Verschmachtete herunter.

Eine Unterhaltung kam nicht in Fluß. Tante Hannchen gab sich die größte Mühe; sie ging ganz aus ihrer ewigen Verschüchterung heraus und hielt den drohenden Blicken des Bruders stand. Sie erzählte von den

Dorfkindern, Geroks Palmblättern, vom kommenden Weihnachtsfeste und den jungen Hühnern im Stall.

Lena sagte, daß sie Geroks Palmblätter zur Konfirmation bekommen, aber nie gelesen habe. Damit war's aus; am Übrigen nahm sie keinen Anteil.

Die Augen der jungen Frau hatten einen trostlosen Ausdruck, schwach lehnte ihre Gestalt im Stuhl; man glaubte ihr's, daß sie angegriffen sei, als sie nach einer durchgequälten Stunde bat, sich zurückziehen zu dürfen.

Tante Hannchen hatte ihr ihr Zimmerchen eingeräumt. Dort hinein ging sie nun nach kühlem Gutenachtgruß, sank vor dem Bett auf die Kniee und biß in die Kissen; man sollte sie nicht schluchzen hören. Jammerlaut auf Jammerlaut drängte sich über ihre Lippen, und in ihrem Herzen regte sich eine ungeheuer große Beleidigung und bäumte sich wild.

‚Verplempert — Partie ausgeschlagen — Dummheit‘ — es traf sie wie unerträgliche schmerzhafte Schläge. Was hatte der rohe Mann alles gesagt?! Sie schüttelte sich und zog sich dann zusammen wie eine Mimose, die man unsanft berührt. —

Die Geschwister drinnen im Wohnzimmer hatten noch einen ziemlich erregten Abend. Hermann beklagte sich über den Mangel an Vertrauen von seiten der Nichte und über den Undank der Welt im allgemeinen; Hannchen erlaubte sich zu sagen, daß er selbst daran schuld sei, da er die Leute immer anpoltere und keinen zu Worte kommen lasse. Eins gab das andere. Bredenhofer warf der Schwester all ihre Missethaten vor, selbst ihre

Ohnmacht vor über dreißig Jahren bei der Nachricht vom Tod ihres Bräutigams. Hannchen weinte zuletzt.

Und alles dies unterdrückt, das ganze erregte Gespräch im Flüsterton, um ja den hereingeschneiten Gast im Nebenzimmer nicht zu stören.

* * *

Herr Hermann Bredenhofer hatte eine sehr gestörte Nachtruhe gehabt, ganz entgegen seinem sonstigen Bärenschlaf. Er hatte von der jungen Frau geträumt; immer tauchte sie vor seinem Bett im Dunkel auf mit trostlosen Augen, mit langen, offenen Haaren, die Hände ineinander gerungen. Wenn er aufwachte, schimpfte er und drehte sich auf die andere Seite; es dauerte nicht lange, da war der Traum wieder da, noch intensiver, noch unangenehmer.

Er war froh, als die ersten Hähne krähten; noch froher als sein Faktotum, Webers Johann, an die Thür donnerte: „Fünf Uhr, Harre!“ Erlöst fuhr er in die Kleider und trat dann hinaus auf den Hof.

In den Ställen brüllten die Kühe und schnauften die Pferde. Die verschlafenen Knechte kamen mit Mistgabeln und Eimern; die Pumpe quietschte; Laternen, auf der Brust der Träger hängend, leuchteten wie Glühwürmchen über den noch nächtigen Hof. Der „Harre‘ machte die Runde durch sämtliche Ställe; er wetterte viel, noch mehr als sonst, aber die Leute wußten ihn zu nehmen. Sie sagten „jo, jo“ und thaten dabei ruhig ihre Arbeit in der von ihnen begonnenen Weise fort. Nur nicht widersprechen oder verstockt schweigen! Man

stellte den Herrn zufrieden mit einem beipflichtenden ‚jo‘, und er war der beste „Harre‘ von der Welt.

Endlich am Himmel der erste Frühschein. Ein fahles Morgenlicht graute den Hof an, die Glühwürmchen verlöschten. In der Scheune begannen sie zu dreschen. „Klipp klapp — klipp klapp‘ gingen die Flegel im gemütlichen Takt. Bredenhofer hieß sie eiligst schweigen und schaute dann besorgt nach dem Fenster, hinter dem der Gast schlief. Die arme Frau, die Ruhe war ihr noch zu gönnen; sah so elend aus!

Er ließ sich den schwerfälligen Braunen satteln und ritt hinaus auf's Feld. Es gab draußen eigentlich nichts zu sehen, auch war die Morgenkühle empfindlich. Er ritt aber doch; wenn er wiederkam, würde sie wohl aufgestanden sein, dann wollte er sie noch einmal fragen und hören, was ihr Herz augenscheinlich so schwer bedrückte.

„Armes Ding — ist was los — hm, hm,“ brummte der Reiter und setzte mit Gepolter über den nächsten Graben. „Verfluchte Wirtschaft!“

Als er zwei Stunden später in's Haus trat, kam ihm Schwester Hannchen wie eine Trauerweide entgegen, die Arme herunter hängend, das Häuptchen gesenkt.

„Nanu?“ fragte er und zog die buschigen Augenbrauen.

„Fort ist sie,“ stöhnte Hannchen und brach in Thränen aus. „Du hast so gepoltert, das konnte sie nicht vertragen; das arme Ding ist so zart von Gefühl. Sie weinte und sagte, du hättest sie beleidigt, und auf Richard hättest du auch so gescholten.“

„Ich — ich?!“ Bredenhofer war ganz fassungslos.

„Nicht ein Wort habe ich gesagt, nicht einen Ton! Bei diesem" — ‚Mopskopf' wollte er sagen und streckte schon das Bein vor; da fiel ihm ein, er hatte Stiefel an. „Keine Silbe habe ich gesagt!"

„Ach, du mußt doch," weinte die Schwester. „Ich sag's ja immer, wenn du mir auch böse bist, diese Kraftausdrücke sind ein Verderb. Sie war so unglücklich, sie ist mir ein paarmal um den Hals gefallen, und dann kroch sie auf den Wagen. Der Müller von der Station war nämlich hier, er kam gerade durch und wollte mit dir wegen der Getreidelieferung sprechen, da hat sie die Fuhre benutzt."

„Und du hast sie gehen lassen?" grollte er. „Hanne. du bist eine dumme Gans!"

Sie that, als wenn sie das Kosewort gar nicht hörte. „Die armen, armen Kinder," jammerte sie, „sie haben kein Geld, keinen Pfennig — sie müssen verhungern!"

„Warum nicht gar? Blödsinn!" Er ließ sich am Frühstückstisch unsanft nieder und stieß die Tasse fort, daß sie klirrte. „Mag der Junge nun ausfressen, was er sich eingebrockt hat." Er knurrte und stützte den struppigen Kopf in die Hände. So saß er regungslos eine lange Weile.

Fräulein Hannchen schlich sich auf den Zehen hinaus und in ihr Stübchen. Dort stand sie mit gefalteten Händen vor der Kommode und sah schwimmenden Blicks zu dem Bilde ihres beinah Vermählten auf. „Gelt, du bist mir nicht böse," sagte sie leise, ganz verschämt, „daß ich ihr die hundert Mark gab, die ich für dein neues

Marmorkreuz gespart habe? Ich will dir so gern eins setzen lassen, ich spare auch wieder. Sei schon nicht böse!"

Und dann putzte sie ihren Kanarienvogel und begoß ihre Rose. Dabei liefen ihr die Thränen über die Wangen. „Lieber Gott," murmelte sie, „ich bin so gar nichts, ich kann so gar nichts; nicht mal ein bißchen helfen kann ich irgend einem Menschen! Ich alte, unnütze Person — ach je, ach je!"

XVII.

Die Unschuld vom Lande bei Bredenhofers hatte sich Filzpantoffeln anschaffen müssen, sie durfte nicht mehr mit nägelbeschlagenen Schuhen trapsen; nun schlorrte sie, daß die Dielen ächzten.

Der Herr war krank. Er lag schon seit Tagen auf dem Sofa mit fiebrig glänzenden Augen und gespannter, geröteter Haut über den Backenknochen. Er hatte sich in den Herbststürmen eine Grippe geholt; nun konnte er die gar nicht los werden.

Unten vor dem Hause hielt das Coupé von Doktor Allenstein; er selbst saß oben, glänzend vor Gesundheit und Wohlleben. Er wurde fett.

„Nur Mut," sagte er zu Lena, die ihn mit weiten, glanzlosen Augen fragend ansah, „die Sache ist gar nicht so schlimm. Die Lungen sind ein bißchen angegriffen, aber bei der Pflege —" er küßte der jungen Frau galant die Hand — „muß ja alles besser werden!" Allenstein war Frauenkenner; die stille Wehmut, die um Lena schwebte, gab ihr einen eigentümlichen Reiz. „Da möchte

man ja selber Patient sein," setzte er mit einem satten Lächeln hinzu.

Der Patient hüstelte. „Schwager, glaubst du, daß ich bald wieder bei Wege sein werde?" fragte er matt. „Ich habe so kolossal viel vor. Ich will nun doch mein Buch über Schumann schreiben, abgesehen von den kleinen Artikeln, die ich Lena diktiere. Und dann habe ich ein famoses Bild in Gedanken." Er richtete sich halb auf und stopfte sich das Sofakissen als Stütze hinter den Rücken. „Du glaubst nicht, welch originelle Idee das ist! Ich freue mich wirklich auf die Arbeit. Ich habe eine wahre Gier danach," stieß er hervor; seine Augen flackerten.

„Du mußt dich ruhiger halten," meinte Allenstein und strich sich den wohlgepflegten Bart. „So eine rechte echte Seelenruhe gehört unbedingt zum Wohlergehen. Ich finde es sehr vom Übel, daß dieser Doktor Reuter dich besucht, der Mann stachelt dich nur. Du mußt, wie ich so sagen möchte, innerlich duseln; dann sollst du mal sehen, wie dein Körper gedeiht. Mich regt nichts auf." Der stattliche Mann drückte den Brustkasten heraus und hielt dann seinen Arm hin. „Fühle mal; famos bei Leibe, nicht?"

Bredenhofer lächelte, zugleich ein wehmütiges und malitiöses Lächeln. „Das glaub' ich wohl — du" — sagte er. Dann strich er über den eignen mageren Arm: „Da kann ich nicht konkurrieren. Lena," wandte er sich an seine Frau, „hast du das letzte kleine Feuilleton für den Hamburger Korrespondenten zur Post geschickt? Heut müssen wir eine kurze Plauderei schreiben für die Posener Zeitung und morgen eine für die Magdeburgische."

„Du bist rastlos," tadelte Allenstein.

„Mach mich nur bald gesund, dann kann ich Großes beginnen und hab's nicht nötig, meine Kraft in dieser armseligen Feuilletontagelöhnerei zu verspritzen."

„Ich werde doch lieber noch einen Kollegen mitbringen." Der Doktor erhob sich, schlüpfte in den eleganten Pelz und zog die gefütterten Glacés an. „Einen Spezialisten für Hals und Lunge. Adieu, auf Wiedersehen, Richard! Auf Wiedersehen, schöne Frau!"

Er ging, der Kranke sah ihm verdrießlich nach. „Er versteht nichts," nörgelte er, „ich müßte längst gesund sein. Ich fühl's ja, das bißchen Grippe ist nicht der Rede wert; er müßte mir was geben, um die Kräfte zu heben, ein paar belebende Tropfen. Lena, ich will doch den Thee trinken, den Mutter vorgeschlagen hat; hier" — er zog ein zerknittertes Papierchen aus der Brusttasche der Sammetjoppe — „laß mal holen: Isländisch Moos, Kandis, Anis; alles zu gleichen Teilen, eine Stunde gekocht. Brrr" — er schüttelte sich — „das wird schmecken!"

Lena, die am Fenster saß, die Hände um's Knie geschlungen, stand nicht gleich auf.

„Lena," sagte er mit erhobener Stimme, „hier! Hörst du denn nicht?"

Sie fuhr zusammen und sprang hastig empor.

Er hielt ihr die Arme hin: „So, und nun hilf mir mal aus dieser guten Sammetjoppe; die alte thut's jetzt auch. Hol sie, rasch, rasch!"

Sie lief, gab eilig dem Mädchen den Auftrag, zur

Apotheke zu gehen, und kam nach wenig Minuten mit der alten Joppe zurück.

Er hatte nicht gewartet, sondern sich schon allein den Rock abgezogen; nun lehnte er in Hemdärmeln auf dem Sofa, erregt atmend und ganz erschöpft. „Wo bleibst du denn? Du bleibst ja so lange! Ha, wie mich das angegriffen hat! Es ist schrecklich, wenn man so auf andere angewiesen ist! Danke, danke; habe ich sie mir allein ausgezogen, kann ich sie mir auch allein anziehen. Laß nur!"

Er hustete, schloß die Augen und streckte sich lang aus. „Ich will jetzt schlafen."

Auf den Zehen schlich sie zum Fensterplatz zurück; dort nahm sie ihre frühere Stellung wieder ein.

Draußen Schnee; schon seit Wochen lag er. Seit Wochen lag auch Richard Bredenhofer. Das heißt, er lag nicht fest; nur die ersten Tage, zu Beginn der Krankheit, im hohen Fieber hatte er das Bett hüten müssen. Jetzt stand er alle Morgen auf, ging mit langen Schritten durch's Zimmer und glaubte sich genesen. Es war noch nicht Mittag, da lag er schon wieder auf dem Sofa; die Schwäche, die Schwäche, die war's!

„Was ist das nur?" fragte sich Lena und sah mit bangen Augen zum Sofa hinüber. Sie blieb sich selbst die Antwort schuldig. So ging es nun schon wochenlang; seit ihrer verunglückten Reise zum Onkel war er krank.

O jene Reise! Die Blicke der jungen Frau verdüsterten sich noch mehr. Wie war sie heimgekommen, überraschend schnell, und wie hatte er sie empfangen?!

Es war der trostloseste Abend ihres Lebens, den sie da miteinander verbracht. Richard hatte ihr erst heftige Vorwürfe gemacht und den Onkel herausgestrichen; dann hatte ihn ein namenloser Zorn gegen den Hartherzigen gepackt. Auf den Knieen lag er vor seiner Frau und bat ihr alles ab; und zwischen die Liebkosungen für sie mischten sich die Zornesausbrüche gegen den Onkel. Zuletzt weinten sie beide zusammen; sie wußten nicht mehr aus noch ein.

Zwei, drei Tage vergingen, in Sorgen und aussichtslosen Grübeleien nach Rettung verbracht. Dann war ein Brief von Tante Hannchen gekommen.

Die junge Frau am Fenster hob den Kopf und lauschte nach ihrem Mann hinüber; er schlief. Nun zog sie vorsichtig ihre Nähtischschublade auf, sie mußte den Brief noch einmal lesen.

Da war er. Kritzlige, blasse Buchstaben einer unausgeschriebenen Hand; Tante Hannchen unterschied nicht Haar- noch Grundstrich, auch goß sie gern Wasser in die Tinte.

Kaum mehr sichtbar waren die Buchstaben, wie verwaschen, aber Lena kannte den Inhalt fast auswendig.

‚Liebe Nichte‘, schrieb die alte Tante, ‚er war sehr außer sich, daß Du so plötzlich abgefahren warst; er wußte nicht, daß er Dir ein böses Wort gesagt hat. Ich habe ihm eure Verhältnisse klargelegt, so gut ich konnte; Du hättest das gewiß besser gekonnt. Da er wirklich sehr gut ist, wie ich Dir ja schon sagte, hat er mich beauftragt, Dir eine Anweisung über tausend Mark zu schicken. Du kriegst das Geld auf der Reichsbank, da

sollst Du Dir's holen. Bedanke Dich nicht etwa bei ihm, da wird er grob, wenn er auch immer über die Undankbarkeit schilt. Zu Neujahr schicke ihm eine Gratulationskarte, das wird ihn doch freuen. Richard soll lieber ganz schweigen, auf den ist er sehr böse. Ich denke sehr viel an Dich, liebe Nichte, und wünsche Dir Gottes Segen. Seht nun zu, daß Ihr ein Weilchen auskommt, so bald wird er nichts wieder herausrücken; doch lasse ich die Hoffnung nicht sinken, wenn er am meisten schreit, meint er's eigentlich am besten. Grüße Richard vielmals von mir; was war er doch für ein durchtriebener, lustiger Schlingel! Am hübschesten sah er aus, wenn er sich auf's Sofa setzte, meine Brille auf der Nase und mir nachmachte. Thut er Dir das manchmal auch? Ich würde Dir gern frische Eier schicken, aber sie gehen so leicht kaput; auch wollte ich Dir sagen, Du sollst etwas Klettenwurzelpomade in Dein Haar thun, es ist dann nicht so kraus und spruk. Ich schließe euch alle Abend und Morgen in mein Gebet ein; das ist das einzige, was ich für euch thun kann.

Deine Dich liebende

Tante Hannchen."

„Tante Hannchen, die Gute," flüsterte Lena und strich wie liebkosend über den Brief.

Das alte Fräulein hatte es so gut gemeint; Richards Freude war auch groß gewesen. Er eilte sofort zur Bank, um das Geld zu erheben; mit geröteten Wangen kam er wieder und schwenkte das Kouvert mit den Kassenscheinen. Er war froh erregt, seine Augen leuchteten wie

in früheren Tagen; die Stirn war ganz glatt, ein Stück Jugend schien zurückgekehrt.

Lena wußte selbst nicht, woran es lag; sie hatte sich nicht freuen können. Das war Hülfe, gewiß — aber Hülfe für immer? Nein.

Es war Richards letzter Ausgang gewesen. Nun lag er da.

Wieder glitt ein banger Blick der jungen Frau zum Sofa hinüber — er atmete rasselnd, in kurzen Stößen, aber er schlief. Sie starrte durch's Fenster.

Schnee begann wieder zu fallen; eisige große Flocken klebten sich an die Scheiben und versperrten den Ausblick. Immer dichter wirbelten sie und dichter, sich unablässig drehend im kalten Todesreigen.

In Lenas Augen war ein Glanz von unterdrückten Thränen. Aber sie weinte jetzt nicht mehr; früher so leicht, bei jeder Gelegenheit floß der Quell über. Nun war er nach außen versiegt, alles nach innen gesickert.

Sie fröstelte, durch die Fensterritzen drang eine zugige Kälte. Sie schlug die Arme ineinander und legte sie wie schützend über ihren Leib. Sie versank in Träume; es waren keine beglückenden, keine bangsüßen Mutterhoffnungen. Kein zappelndes kleines Geschöpf mit spärlichen Flaumhärchen und schönen, blödkindlichen Augen erschien im rosigen Licht — blaß, still lag es in der Wiege, ein unerwünschtes Kind. Nebenan hustete der kranke Vater, und die Mutter beugte sich ohne Lächeln über das Bettchen.

Die junge Frau bewegte zuckend die Lippen, es kam wie ein Hauch über sie: „Armes Kind!“ Und dabei

schoß ihr eine Blutwelle jäh in's Gesicht. Wunderbar, sie freute sich so gar nicht, sie sah mit einer stummen Resignation dem Kommenden entgegen, und doch war in letzter Zeit eine seltsame Kraft in ihr, sie fühlte ein zweites „Ich' in sich, das mit vernehmlicher Stimme sprach: „Um des Kindes willen!" Kein anderer Mensch hörte das; es war eine heimliche Zwiesprache in ihr ganz allein, die sie ängstlich verbarg vor'm Ohr jedes anderen.

Draußen rührte es an der Klingel, sie wurde vorsichtig gezogen; man hörte Frau Langens Stimme in gedämpfter Unterhaltung mit dem Mädchen.

Lena schlich auf den Zehen hinaus. „Pst, er schläft! Komm in die Schlafstube, Mutter!"

Dort wurde jetzt auch geheizt, sogar stark; gleichmäßige Temperatur hatte Allenstein angeordnet, aber die war schwer herzustellen. Vier Treppen hoch, den leeren Bodenraum über sich, fühlt man die Kälte kälter. Der Wind pfeift aus erster Hand in den Schlot, stöbert das Feuer um und um, und treibt es als glühenden Funkenregen wieder vor sich her zum Schornstein hinaus.

Frau Langen sah aus wie ein Schneemann; auf den kalten Füßen unruhig hin und her trippelnd, entledigte sie sich ihres Mantels und verschiedener Packete. „Sieh mal, Lena, hier habe ich dir etwas Fleischgelee für Richard gekocht — da sind Apfelsinen — für dich noch etwas Pfefferkuchen von Weihnachten. Ach, armes Kind, du hast ja gar kein Weihnachten gehabt," seufzte sie plötzlich auf. „Und hier" — sie hielt der Tochter zögernd eine eingewickelte Flasche hin — „hier ist von dem alten

Wein, den der gute Fritz mir zur Stärkung geschickt hat. Nimm ihn!"

„Nein, Mutter!" Lena kreuzte die Arme über der Brust. „Ich kann ihn nicht nehmen. Es ist sehr lieb von dir, daß du ihn mir geben willst, und — und — nein, ich kann ihn nicht nehmen," sagte sie plötzlich hart. „Er hat mich lieblos von sich gestoßen, er hat sich nicht mehr um mich gekümmert; ich will seinen Wein nicht. Thu ihn fort, Mutter, ich kann ihn nicht sehen!"

Frau Langen seufzte wiederholt und sehr tief; mit schwer enttäuschter Miene packte sie die Flasche unter ihren Mantel. „Ach, daß du noch immer so empfindlich bist! Du solltest Fritzens Briefe lesen —"

„Ich will sie nicht lesen."

„Du solltest nur wissen, wie gut und liebevoll er schreibt. In jedem Brief fragt er zum Schluß nach dir, man merkt ihm das Interesse und den Kummer um dich an. Nie macht er mir einen Vorwurf daraus, daß ich so zu dir halte. Er ist ein rührender Mensch, so gut, so gut! Wenn ich denke, wie ihr früher miteinander wart — und alles zerstört durch diese unglückselige Heirat! Ich kann keine Stunde mehr froh werden, ich kann einmal nicht ruhig sterben, wenn ich euch beide nicht versöhnt weiß. Wie anders könntest du es jetzt haben! Es ist zu traurig."

Lena sah die Mutter starr an. „Mutter, du quälst mich!"

„Ach, mein armes, armes Kind, nein, das will ich gewiß nicht!" Frau Langen schlug vollständig um; die Stimme der Tochter schnitt ihr durch's Herz. „Ach,

mein armes Kind, wie sehr unrecht von mir! Nein, ich will dir dein Kreuz wahrhaftig nicht noch schwerer machen! Meine liebe, liebe Tochter, ich bewundere dich ja, wie du diese Prüfungszeit trägst. Wie geht es denn Richard heute, was macht er? Kann ich zu ihm?“

„Jetzt nicht, Mutter, er schläft und — horch, er ruft!“

Sie sprang davon in's Wohnzimmer. Durch die nur angelehnte Thür hörte Frau Langen die Stimme des Patienten.

Er war unwillig, sein heiseres Organ hatte einen quälerischen Klang. „Wer ist da? Wer war da? Ich habe das Klingeln wohl gehört. Ihr wart nebenan so laut. Ich träumte gerade so schön — ach — so wundervoll! Weißt du, Lena, die himmlische Melodie aus Jessonda — wie heißt sie doch? — ‚Bald bin ich ein Geist geworden‘“ — —

Frau Langen hielt den Atem an und lauschte. Die Tochter sagte etwas, aber man konnte ihr Geflüster nicht verstehen. Der Mutter kamen die Thränen — was mußte das arme Kind durchmachen! Wenn ja auch Besserung unzweifelhaft bald eintreten würde — der Schwiegersohn hatte ihr erst gestern erzählt, daß der Arzt das gesagt — so war es immerhin eine schwere, furchtbar schwere Zeit. Und so mitten im strengen Winter!

Die kranke Stimme nebenan ertönte wieder. „Ich sage dir, sie sangen herrlich. Und dann sagte einer der Engel zu mir: ‚Daß du so krank geworden, wer hat es denn gemacht?‘ Ich weiß gar nicht, warum du das Lied nicht mehr singst, Lena? Du weißt doch, daß es mein

Lieblingslied ist." Er sprach gereizt. „Das ist doch kein Opfer, was ich von dir verlange! Du kannst es mir gleich mal vorsingen."

„Jetzt nicht, Richard," bat die Stimme der jungen Frau mit einem eigentümlichen Zittern, „Mutter ist da. Nachher — heute gegen Abend — wann du willst!"

„Ach so — Mutter?!"

„Ist es dir nicht angenehm, willst du sie lieber nicht sehen?"

„Meinetwegen," sagte er langgezogen und müde, „es ist doch eine Abwechselung. So lange wird sie ja nicht bleiben; ich habe was vor, ich habe zu thun. Leg mir nur gleich Feder und Papier zurecht. Heute bin ich in der rechten Stimmung, mein Buch über Schumann zu beginnen. Den Traum will ich quasi als Einleitung benutzen. Die Stimme klang so süß, ich höre sie noch immer — ‚daß du so krank geworden, wer hat es denn —'"

Ein heftiger Hustenanfall schnitt ihm das Wort ab.

Lena kam in's Schlafzimmer. „Wenn du jetzt kommen willst, Mutter!"

Frau Langen ging auf den Zehen. „Wie geht es dir, armer Richard?" sagte sie in leidensvoll herabgeschraubtem Ton.

„Du brauchst nicht so leise zu schleichen — guten Tag," sagte er. „Ihr thut ja, als ob ich auf dem letzten Loch pfiffe. Es ist mir unangenehm, ich will heitere Gesichter um mich sehen."

„Es geht mir recht leidlich," meinte er dann, als die Schwiegermutter sich ein gezwungen heiteres Gesicht ab-

nötigte und nochmals nach seinem Befinden fragte. „Man muß nur nicht so den Kranken spielen, das bringt einen ganz herunter. Dazu habe ich gar keine Zeit, ich habe zu viel vor. Entschuldige, Mama," — er wies auf seine abgeschabte Joppe — „daß ich in diesem Anzug bin! Aber die gute will ich gern schonen. Zum Frühjahr, wenn die Tage heller sind und ich, anläßlich meines Bildes, Besuche im Atelier empfange, muß ich doch anständig aussehen. Nicht wahr? Du sagst ja nichts, Lena?" wandte er sich zu seiner Frau. „Giebst du mir nicht recht? Warum sagst du nichts?"

Sie nickte hastig: „Gewiß, gewiß."

Er sah sie kritisch an. „Du mußt immer lachen, Lena, dann bist du viel hübscher. Deine Grübchen sind deine Hauptschönheit." Er drehte sich der Schwiegermutter zu. „Findest du nicht, Mama, daß Lena jetzt immer sehr blaß und abgespannt aussieht? Ich weiß gar nicht, wovon; sie hat doch kein anstrengendes Leben. Ich habe schon gedacht, wenn ich April oder Mai mit meinen Arbeiten so weit vorgeschritten bin, will ich mit ihr nach Lugano oder Como. Ich war mal da, es ist herrlich, ein Paradies, es wird ihr schon behagen. Nicht wahr, Lena, dazu hättest du auch Lust?" Er hielt ihr die Hand hin.

Frau Langen wunderte sich im stillen über ihre Tochter, daß kein freudigeres Rot deren Wangen färbte.

„O ja," sagte Lena kurz. Aber sie ließ die Hand in der ihres Mannes; ihre Finger umklammerten die kalten wachsbleichen, als wollten sie die festhalten.

„Lache, Lena, lache! Ich will mal wieder deine Grübchen sehen!“

Und Lena lachte.

* * *

Gegen Abend desselben Tages erschien Frau Allenstein. Sie war in großer Toilette, sie fuhr zu einem Diner in der Nähe und machte vorher den Krankenbesuch bei'm Bruder. Es war ihr durchaus kein Opfer, obgleich es immerhin eine Anstrengung war, in dem eleganten langen Kleide die vielen Treppen hinaufzuklettern. Mit der einen Hand mußte sie die Seide raffen, in der anderen trug sie ein sorgfältig verpacktes Tablettchen. Sie brachte dem lieben Patienten Austern mit.

An Aufmerksamkeiten ließ es Susanne jetzt erst recht nicht fehlen; einmal Austern, das zweite Mal Caviar, ein andermal Malagatrauben, und so die Delikatessen der Saison durch. Alle Tage konnte sie nicht kommen, dazu war das Gesellschaftstreiben zu sehr im Gang und waren ihre Nerven zu stark angegriffen. „Aber meine Gedanken sind unausgesetzt bei dir, mein geliebter Richard,“ sagte sie.

Heut rauschte sie in die Krankenstube, licht wie der Frühling gekleidet; eine Wolke von Duft wehte vor ihr her. Blaßgrüne Seide und Crêpe darüber, an der Brust Maiglocken.

„Du riechst so stark nach Parfüm, Susanne! Geh weiter weg,“ wehrte Bredenhofer, als sie sich über ihn beugte und ihn küßte. Er wedelte mit dem Taschentuch. „Puh! Du brauchst hier auch nicht so im Staat herzukommen; doppelt bitter für einen, da liegen zu müssen!“

Er war in sehr schlechter Stimmung; er hatte vorhin Papier und Feder verlangt und mit Vehemenz zu schreiben begonnen. Ein paar Zeilen gingen glatt, dann waren die Gedanken fort; er zermarterte und zermarterte sich, sie kamen nicht wieder. Und nun waren die Kräfte auch fort; klebriger Schweiß trat auf die Stirn, die Hand zitterte, die Feder rollte über's Papier und die Tinte verspritzte. „Ich kann nicht," stöhnte er und ließ den schmerzenden Rücken gegen das Kissen fallen. „Die unbequeme Lage macht's; ich will sitzen." Er ließ die Beine vom Sofa gleiten; fünf, zehn Minuten, dann war's aus. Ein Frösteln schüttelte ihn, er mußte sich wieder legen. Ungeduldig ballte sich seine Hand, zornig murmelte er: „Ignorant! Er versteht nichts. Morgen soll der Spezialist kommen. O, meine Seite, mein Kopf!" Die Zähne zusammenbeißend hatte er die Augen geschlossen.

Nun störte ihn der Duft von Frau Allenstein. Auch die Austern rochen. „Ich mag sie nicht," grämelte er, „nimm sie fort, Lena! Trag sie weg!"

Susanne ging hinter der Schwägerin hinaus. „Er ist ja sehr mißgestimmt," flüsterte sie, „du mußt ihn aufheitern. Du mußt dich ein wenig zwingen; immer heiter, das ist die erste Pflicht!"

Lena sah der Sprechenden mit einem so eigentümlichen Blick in's Gesicht, daß diese verstummte. „Nun, nun," sagte Susanne nach einer kleinen Pause begütigend, „es kann dir ja nicht schwer fallen bei deinem sanguinischen Temperament, und wenn du bedenkst, daß schlechte Laune bei Patienten das beste Zeichen für ihre Genesung ist. Also immer hübsch heiter, Kleine!"

Frau Allenstein hob mit zwei Fingern der fein behandschuhten Rechten das Kinn der jungen Frau in die Höhe. Sie vergaß vollständig die Beleidigungen, die ihr durch Lena und den Bruder zu teil geworden; wenn ihr Richard auch noch vor wenig Wochen das Schalten in seinem Haushalt gewehrt — wer denkt daran in solcher Zeit?! Die Krankheit hatte alles verwischt.

„Also, liebe Lena," flüsterte sie noch einmal, „immer hübsch heiter! Du mußt dir wieder frischere Farben anschaffen und ein bißchen auf deine Toilette achten. Diese Blouse ist schon recht schäbig und verdeckt ganz deine nette Figur." Dann kehrte sie wieder zum Bruder zurück und begann ihn mit der Schilderung aller möglicher Festlichkeiten, Diners, Bälle, Wohlthätigkeitsvorstellungen und so weiter aufzuheitern.

Er lag mit geschlossenen Augen; ob er zuhörte, wußte man nicht. Jedenfalls nahm es die Schwester an. „Es thut mir sehr leid, daß ich gehen muß," meinte sie endlich, „ich weiß, wie nötig dir die Zerstreuung ist. Lena hat nicht so die Art, mit Kranken umzugehen; aber ich, die ich selbst so viel leidend bin, weiß, wie wohlthuend eine heitere Unterhaltung wirkt. Gott im Himmel" — sie horchte erschreckt auf den Schlag einer Uhr — „sieben! Um die Zeit sind wir gebeten; ich habe mich so verplaudert — leb wohl, geliebter Richard, eine recht gute Nacht! Laß dir was Hübsches träumen von dem, was ich dir erzählt habe! Morgen haben wir Gäste bei uns, aber übermorgen komme ich und erstatte dir Rapport!" Sie beugte sich wieder über ihn, eine ganze Wolke von Duft hüllte ihn ein.

Er zog die Nasenflügel kraus. „Viel Vergnügen," sagte er bitter und drehte sich auf die andere Seite, das Gesicht der Wand zukehrend.

So fand ihn Lena, die sich eine Weile draußen aufgehalten hatte; wenn Frau Allenstein da war, ergriff sie gern jeden Vorwand, sich zu entfernen.

Als er ihren Tritt hörte, murmelte er: „Ist sie fort?"

„Ja."

„Sie ist mir unangenehm. Ihr Kleid rauscht, sie riecht nach Parfüm. Ich habe nie gewußt, daß Susanne eine so scharfe Stimme hat. Sie macht mich krank!" Er stöhnte.

Lena beugte sich über ihn und legte ihre kalte, schmale Hand auf seine heiße Stirn. „Fehlt dir etwas?" fragte sie.

Er schwieg. Dann sagte er plötzlich, wie nach langem Besinnen: „Sie machen mich alle krank. Die ganze Welt. Laß die Hand hier liegen" — er hielt ihre Finger fest — „ich brenne inwendig. Das macht die Unrast. Ich muß hier liegen und habe so schrecklich viel zu thun, so viel!"

Sie wagte nicht ihre Hand fortzuziehen, regungslos stand sie. Wie angenehm wäre es ihr früher gewesen, hätte er herausgefunden, daß die Schwester nicht so sympathisch sei, wie seine Voreingenommenheit sie hinstellte. Jetzt empfand sie keine Freude darüber, im Gegenteil, die Veränderung machte ihr Angst. Was ging mit ihm vor?!

Sie beugte sich tiefer über ihn. Der Schein der verhangenen Lampe spielte über sein Gesicht. Es war

gar nicht so bleich, die Wangen blühten, aber die Schläfen waren sehr eingesunken, die Augen lagen tief in den Höhlen. In den wenigen Wochen schien er alt geworden; hier, in dem feuchten Stirnhaar zeigten sich graue Fäden und um den Mund grub sich ein Leidenszug.

Ein unbeschreibliches Gefühl krampfte Lenas Herz zusammen — Liebe, Mitleid und noch ein anderes, ein unheimliches, unnennbares. Sie legte ihre Lippen auf die grauen Fäden und küßte sie.

Er rührte sich nicht; leise zog sie ihre Hand fort.

Da sagte er, ohne die Augen aufzumachen: „Es ging mir wie ein Eisstrom durch den Körper, von der Stirn herab bis zum Herzen und löschte den Brand. Das that gut. Wenn ich erst kühl bin, bin ich auch so gut wie gesund." Ein freundlicheres Lächeln umzog seinen Mund. „So, und nun kannst du mir was singen, Lena — Schumann, mein Lied, du weißt schon!"

Sie setzte sich an's Klavier, ohne die Lichter anzuzünden, und präludierte leise.

„Nicht das, nicht das," sagte er ärgerlich, „mein Lied! Warum fängst du denn nicht an?"

Sie konnte sich nicht entschließen. Eine Geisterstimme machte ‚Pst, pst', eine unsichtbare Hand legte sich ihr auf den Mund. Die Kehle war ihr zugeschnürt, die Lippen waren wie versiegelt.

„So fange doch endlich an!" Bredenhofer warf sich ungeduldig hin und her.

— — — — — — — — — — — —

„Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?"

War sie selbst es wirklich, die das sang? Lena hatte nie geglaubt, daß man singen könne, wenn das Herz bis zum Rande voll von Schmerz ist; ja, noch mehr als Schmerz, voll von Todesangst. Aber rein und weich folgte ein Ton dem anderen; sie kam zu Ende. Im Geisterhauch hallten die Wände die letzte Klage wieder.

Scheu sah Lena nach dem Sofa. Er hatte sich aufrecht gesetzt und die Augen weit aufgeschlagen. „Du warst gut bei Stimme," sagte er, „sehr frisch und klar; aber du warst heute nicht mit der Seele dabei. Warum nicht?"

„Man ist doch nicht immer gleich disponiert," antwortete sie ausweichend. Wie gern hätte sie herausgeschrieen: ‚Weil du krank bist, sehr krank! Ich kann nicht singen!' Sie durfte das nicht. So wiederholte sie noch einmal: „Ich war nicht disponiert! Verzeih!"

„Morgen kannst du mir es wieder singen. O, wie schön ist das Lied," schwärmte er. „Mir ist wirklich, als hätte ich's jetzt noch lieber wie früher. Ich lerne es erst ganz verstehen. Komposition und Text so wundervoll! Ich möchte wohl wissen, aus welcher Stimmung heraus Schumann das komponiert hat — ob sie der meinen gleich war?" Er versank in Sinnen.

Lena saß noch immer auf dem Klavierstuhl. Ihren Mann, im Schein der Lampe konnte sie sehen, sie selbst blieb unbeobachtet, verschluckt vom Dunkel.

Die Uhr nebenan schlug acht; plötzlich hörte man draußen eine rauhe Stimme. Wer war das?!

Die junge Frau fuhr zusammen, draußen der hohle, grobtiefe Baß jagte ihr einen Schauer über den

Rücken, ein Frösteln durch alle Glieder. Die furchtbare Stimme — was wollte die — wo kam die her — was wollte die?!

Sie sprang auf und starrte mit entsetzten Augen nach der Thür.

Es klopfte.

Sie streckte abwehrend die Hände aus: „Nein, nein!"

„Was hast du?" fragte der Kranke heiser. „Herein!"

Die Thür ging auf. Das Mädchen trat ein, einen Brief in der schwieligen Hand.

„Wer — wer ist draußen?" stammelte Lena; ihre zitternden Lippen konnten kaum die Worte formen.

„Na, der Briefträger!" Die Unschuld sah sie verwundert an und schlorrte dann wieder ab. War die Madam aber schreckhaft! ‚Käsbleich', dachte der gutmütige Trampel.

„Von Onkel Hermann," sagte Richard erfreut. „Susanne muß ihm geschrieben haben, daß ich krank bin. Paß mal auf, wie nett er nun ist!" Er öffnete selbst den Brief und las ihn; er hatte kaum die erste Seite überflogen, so knitterte er den Bogen zusammen und schleuderte ihn, zum Knäuel geballt, mit einem Zorneslaut von sich auf den Boden. „Er ist verrückt — der — der —!" Er beugte sich vornüber und hustete anhaltend und erregt.

„Was ist, was hat er geschrieben?" fragte Lena und faßte nach dem Papierknäuel.

„Laß liegen," schrie er heftig, „oder heb' den Wisch auf und schmeiß ihn in den Ofen! Ich habe nicht nötig, mir Vorhaltungen machen zu lassen. Rasch, rasch — so

— verbrenn' ihn! Ah, was der Alte glaubt — und das nennt er Liebe? Ha, Liebe!" Er lachte bitter. —

Als der Kranke eine halbe Stunde später im Bette lag und seine Frau ihm die Medizin zur Nacht reichte, hielt er ihre Hand fest. „Lena," sagte er weich.

„Richard!" Sie neigte ihr Gesicht näher zu ihm.

„Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden,
Sie lassen mich nicht ruhn,"

flüsterte er. „Das Lied kommt mir nicht aus dem Kopf, ich hör' es immerzu. Er sagt, er liebt mich, und doch schreibt er, ich hätte mir selbst mein Leben verpfuscht. Die Krankheit wäre mir eine ganz heilsame Mahnung. O, ich ärgere mich so, es wurmt mich so!" Seine trockenen Lippen zuckten.

Lena streichelte ihn. „Sei ruhig, Richard," bat sie, „du schläfst sonst die ganze Nacht nicht. Ja, sie lieben uns alle," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihr junges Gesicht traurig veränderte.

„Alle," wiederholte er. Er hielt noch immer ihre Hand fest. „Das Leben ist so schwer!" Es klang wie eine Klage, die ein Kind der Mutter stammelt — ein armes, schwaches Kind.

XVIII.

Der Schnee ist vergangen. Im botanischen Garten zeigen die Stachelbeersträucher die ersten verkrumpelten grünen Schößlinge: aber nur die, die am sonnigen Platz stehen, die anderen strecken die nackten, dornigen Zweige. Die Weiden um den Tümpel gehen in den Saft, rot wie

Blut schimmern sie. An den großen Bäumen schwellen Knospen, braun und dick; die Spatzen schirpen und lärmen in Scharen.

Wenn unter'm modrigen Winterlaub die Erde sich dehnt und reckt, dann dehnt es sich auch in der Menschenbrust. Sei es Hoffnung, sei es Schmerz, alles wird um die Zeit lebendiger.

Es war Februar. Ein selten frühes Frühlingsahnen nach langem Erstarren.

Bei Bredenhofers ging es viel treppauf und treppab; es durfte nicht geklingelt werden. ‚Bitte klopfen‘ stand an der Entreethür.

Schon am frühen Morgen kam Frau Susanne Allenstein, am Mittag kam sie zum zweiten- und am Abend zum drittenmal. Sie weinte, wenn man sie nicht immer zum Bruder ließ.

Doktor Allenstein kam ebenfalls täglich; er war ein gutmütiger Mensch, und wenn er die Treppe wieder hinunterging, waren in seinem jovialen Gesicht die Augenbrauen hochgezogen. Öfters begleitete ihn sein Kollege, der berühmte Spezialist für Hals- und Lungenkrankheiten; der Mann war seiner Sache sicher, der hatte bereits im Januar, als er das erste Mal kam, achselzuckend gesagt: „Letal!“

Sie sprachen im Krankenzimmer immer flüsternd; Lena lauschte gespannt und verstand nicht.

Wie war das eigentlich nur so rasch gekommen? Bredenhofer hatte sich nach der ersten Attacke merkwürdig erholt gehabt. Niemand dachte Schlimmes, und selbst Lena verlor die unbestimmte, unheimliche Angst, die sie gemartert.

Er stand auf, er ging, ohne sich auf ihren Arm zu lehnen, eilig und kräftig im Zimmer auf und ab: das Atelier wurde geheizt, er machte die ersten Entwürfe zu seinem Bild. Zu entwirren war das Chaos von Kohlenstrichen und Farbenklecksen noch nicht, aber es würde schon kommen; es mußte kommen!

Bredenhofer trug die gute Sammetjoppe, er empfing oft den Besuch Reuters. Beide Männer vertieften sich dann ganz, bis auf den Korridor hörte man ihr lebhaftes Gespräch, nur ab und zu unterbrochen von heiserem Hüsteln. Der Alte und der Junge, beide waren sie gleich enthusiastisch. Bei dem Alten war es ein stetig brennendes, lustiges Herdfeuer, an dem sich sein Herz wärmte und jung blieb; bei dem Jungen ein ängstlich flackerndes, jäh aufflammendes Licht, das rasch erlischt, wenn ein Zugwind weht.

„Ihr Mann ist ein ganz genialer Kopf, liebe junge Frau," rief Reuter eines Tages Lena zu, als diese das Atelier betrat. Sie störte dort nicht gern, aber heute war ihr bang geworden, der gute Doktor blieb so lange; immer erregter klang das Husten ihres Mannes durch die Wand.

„Wird es dir auch nicht zu viel, Richard?" fragte sie besorgt. Er hatte so merkwürdig unruhige, glänzende Augen und ein abgezirkeltes Rot auf den Backen. „Der Doktor hat gesagt, du möchtest dich noch sehr schonen."

„Still," sagte er und hob den mageren Finger, „störe uns nicht! Nicht wahr, das ist eine wundervolle Idee, lieber Doktor?" wandte er sich zu diesem.

„Gewiß, gewiß! Ganz herrlich, eine gottbegnadete

Idee — oh, oh!" Reuter zappelte mit Händen und Füßen.

„Ja,' rief Bredenhofer, „ich warte nur noch den ersten Sonnenschein, das erste Frühlingserwachen ab; dann bin ich sicher, ist mein Krankheitsrest ganz verschwunden. Vom leidigen Körper unbelästigt, kann ich mich in freie Regionen schwingen."

Lena fühlte einen Stich im Herzen. Sie freute sich über die Frische ihres Mannes, über die so rasch zurückgekehrte Hoffnungsfreudigkeit, aber sie selbst konnte nicht mitmachen, ihr war die Elasticität ganz abhanden gekommen.

Unbeachtet, wie sie sich hier fühlte, schlich sie wieder hinaus.

Die junge Frau konnte ihren Zustand nicht mehr verbergen. Die Mutter hatte bei der Entdeckung geweint und die Tochter unter vielen Thränen an's Herz geschlossen; man wußte nicht, freute sie sich oder jammerte sie. Der Schwägerin hatte Lena keine Mitteilung gemacht, aber die ließ es nicht an zarten Anspielungen fehlen. Auch nicht an weisen Ermahnungen. „Solltest du — ist es wirklich der Fall — ich weiß ja nichts Genaues — aber dann mußt du dich recht in Acht nehmen. Ich würde nicht so viel sitzen, geh fleißig an die Luft, und sei recht heiter, immer recht heiter!"

Lena hatte die Lippen zusammengekniffen. ‚Ich weiß nicht, was du willst', sagte deutlich ihr abweisender Blick.

Nur Richard hatte keine Ahnung. Schwester und Schwiegermutter sagten ihm nichts, sie wollten ihn jetzt

nicht aufregen. Und Lena selbst? Hundertmal hatten sich schon ihre Lippen geöffnet, um ihm das Geständnis zu machen, und dann hastig wieder fest geschlossen. Es regte sich in ihr wie Beleidigung; er war so ganz verrannt in seine Ideen, mit sich vollauf beschäftigt, in fieberhafter Eile wollte er jede Minute ausnutzen — was sollte sie ihn stören? Wenn er erst ganz gesund war, dann wollte sie sprechen.

Ganz gesund —?! Ganz krank.

Der Tag kam, an dem Lena und das entsetzte Dienstmädchen ihn zusammengebrochen vor der Staffelei fanden. Das Fenster im Atelier stand halb offen, er hatte es wohl geöffnet. Die erste lauliche und doch heimtückische Luft wehte herein. Er lag am Boden, ohnmächtig, Blutflecken auf der Joppe, noch Blut auf den schneebleichen Lippen.

Die Magd kreischte auf, sie wäre am liebsten davongerannt; aus Lenas Mund kam kein Ruf.

Nun verließ er das Bett nicht mehr. Sein Lebenslicht flackerte und züngelte mit langer, verkohlter Schnuppe; Gevatter Tod stand auf der Lauer, es umzustoßen.

Frau Langen war außer sich — daß ihrer Tochter das passiren mußte! Ihr graues Haar schien noch grauer, ihr Rücken beugte sich, sie verweinte die Nächte. Am Tag war sie fast immer in der Elsholzstraße zu finden; im Wohnzimmer saß sie in der Sofaecke zusammengekauert. „Wie geht es ihm, was macht er jetzt, schläft er, ist er wach?“ rief sie ängstlich leise der Tochter zu, wenn diese sich nur sehen ließ.

Mit brennenden, thränenlosen Augen ging Lena hin und her. Stundenlang saß sie regungslos am Bett ihres Mannes und hielt seine Hand. Auf alle ärztlichen Ermahnungen, sich zu schonen, auf die Bitten der Mutter schüttelte sie nur den Kopf. „Nachher!“ Das war das einzige, was sie sagte.

Der Kranke schlief meistens oder er lag in einer stumpfen Apathie.

„Die Lebenskraft ist vollständig erschöpft,“ sagte der berühmte Specialist zu Allenstein, „aufgezehrt das Öl in der Lampe. Die Konstitution ist überhaupt schwach, starken Anforderungen nicht gewachsen. Ich sagte es Ihnen ja gleich, verehrter Kollege, nichts mehr zu machen! Übrigens Schmerzen leidet er nicht, er löscht aus.“

Jetzt sprachen sie nicht mehr flüsternd im Krankenzimmer; wozu auch? Das junge, blasse Weib wußte ganz genau, um was es sich handelte. Sie verzweifelte nicht, aber sie kämpfte nicht mehr; sie streckte die Waffen in stummer Resignation.

Am Abend steigerte sich das Fieber des Kranken, die Nächte durch phantasierte er. Frau Allenstein hatte einen excellenten Wärter engagiert, Lena schickte ihn in's Nebenzimmer; dort schlief er.

Sie selbst saß wie ein Geist neben dem Lager ihres Mannes und horchte und horchte. O niemand sollte das Gespräch belauschen, das ihre Seele mit seiner Seele hielt! Er delirierte, aber mitten in dem wilden Gemisch von Wahn und Unsinn, von phantastischen Entwürfen, bekannten Plänen und neuen, kühneren, unmöglichen, kamen Stellen von unsäglicher Schönheit. Da sprach er

von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft, von ihrer Reise, der sonnigen Stunde im Kölner Dom, ihrem Wiedersehen in Berlin und von ihrem ersten Kuß. Er sprach flüsternd, wie ein heimlich Liebender.

Da konnte Lena weinen. Und diese Thränen schwemmten fort, was in ihrer Seele an Bitterkeit gegen ihn sich angehäuft, was sie von ihrem Mann getrennt hatte. Sie preßte ihre Lippen auf seine Hände.

Eines Nachts erwachte er. Seine Augen blickten ganz klar.

Auf dem Tisch brannte die kleine Lampe mit trüb verhangenem Schein.

„Heller!" rief er ganz laut.

Lena ging und schob den Schirm zurück, dann machte sie: „Pst" und legte den Finger an die Lippen. Leise glitt sie wieder neben sein Lager. „Daß er nicht aufwacht," flüsterte sie, „wir sind allein!"

„Ja, allein," sagte er ebenso leise, „allein — sie sollen uns alle allein lassen — ganz allein — komm!" Er bewegte die Lippen wie zum Kuß und sah sie sehnsüchtig an.

Sie legte ihren Mund auf den seinen und sog seinen fieberhaften Atem ein.

„Mein Mann — mein Geliebter — Richard!" hauchte sie im Kuß; es klang mehr wie ein Stöhnen.

Er atmete schwer, sie fühlte, daß sie ihn bedrückte, und zog ihre Lippen zurück; sie waren auch heiß geworden von seinen trockenen, verbrannten.

Seine übergroßen Augen suchten ihren Blick. „Ich

muß sterben," sprach er jetzt deutlich und so ruhig, als ob jemand sagte: „Ich muß reisen."

Sie widersprach ihm nicht; sie preßte nur stumm die Hände zusammen in einem furchtbaren, entsetzlichen Schmerz.

„Ich sterbe," wiederholte er, „gern! Arme Lena — du mußt bleiben — das Leben — es drückt — drückt und alles — alle!"

Es zog sie nieder mit gewaltiger Last, ihre Kniee knickten ein; wie niedergeschmettert sank sie vor dem Bett hin und legte die Stirn auf dessen Rand.

„Arme Lena," flüsterte er immerfort, hob schwach die zitternde Hand und legte sie auf ihren lockigen Scheitel.

Die trockene Glut dieser armen Hand durchrieselte ihren Körper bis in die feinsten Nervenfäden. Ein nicht endenwollender Thränenstrom drängte sich ihr in die Augen und flutete nieder auf das Leinen des Bettes. Mit beiden Armen umklammerte sie den Körper des Sterbenden. „Bleibe, Richard," schluchzte sie verzweifelt, „bleibe bei uns, bei mir — bei deinem Kind!"

‚Deinem Kind —!' Gellend lösten sich die zwei Worte von dem übrigen Geflüster und drangen in schneidendem Jammer durch die einsame Nacht.

Was war das?! Er fuhr zusammen und richtete sich, plötzlich stark geworden, halb auf. „Kind? — Lena, Lena!"

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und ächzte: „Ja, ja — mein Kind, dein Kind — —!"

Er war ganz still, er rührte sich nicht; seine Augen hatten ein stilles, gespenstisches Leuchten. Und nun

zuckte es in seinem Gesicht, so kläglich, so schmerzlich, wie bei einem Kind, das weinen will. Seine Lippen öffneten sich und schlossen sich und formten nur die zwei einzigen kurzen Worte: „Mein Kind!“

Lena richtete sich auf, mit gekrallten Fingern griff sie sich in's Haar und riß daran. Halb von Sinnen, schrie sie mehr als sie sprach: „Du wirst es nie sehen — nie — nie!“ Dumpf schlug ihr Kopf wieder auf die Bettstatt. So blieb sie liegen.

Lange Minuten vergingen, eine Viertelstunde. Nebenan schnarchte der Wärter, er rasselte und sägte unbekümmert um das Elend, das unter seine Obhut gegeben war.

Der Kranke hatte sich zurückgelegt, aber er schlief nicht; unverwandt ruhte sein glasiger werdender Blick auf dem Kopf des Weibes. „Lena,“ lallte er.

Sie fuhr auf und starrte ihn an.

„Kuß“ — —

Kaum konnte man das Wort hören, sie verstand es gleich.

Ein Lächeln irrte über seine Züge, flüchtig wie ein letzter Sonnenschimmer vor Anbruch der Nacht. „Jetzt — danke ich — dir — verzeih — ver — dan — ke —“ Das Lallen wurde ganz undeutlich, immer unverständlicher.

„Was, was sagst du? Richard, noch einmal, o sag's!“

Er schüttelte den Kopf — wieder jenes irrende Lächeln — und dann deutlicher: „Jetzt — gern gelebt —!“ Er machte eine lange Pause, und dann kam's nach wie ein Hauch: „Gern gelebt — danke —!“

Lena schluchzte nicht mehr wild, ihre Thränen waren versiegt. Sie lag auf den Knieen, stemmte die Ellenbogen auf's Lager und sah den Gatten unverwandt, welt- und zeitvergessen, wie versunken an.

Unsicher tasteten seine Hände, bis sie ihre Wangen fanden; da schmiegten sie sich an.

So blieben die beiden. Die Nacht verging und der graue Morgen stahl sich durch's Fenster.

So hatten sie sich noch nie geliebt. Es war die Liebe der letzten Stunde.

* * *

Onkel Hermann war von Althöfchen gekommen. Allensteins hatten ihm telegraphiert. Er hatte den Neffen noch einmal sehen dürfen, aber dieser ihn nicht erkannt. „Fort —!" hatte Richard unruhig gelallt und auf der Decke umhergegriffen.

Diesen Ausgang hatte Herr Hermann Bredenhofer nicht erwartet, er war ganz außer sich. Jetzt saß er, Elsholzstraße, im Wohnzimmer der jungen Leute auf dem Stuhl neben der Thür: hielt sich das rot und gelb gepunktete Taschentuch vor's Gesicht und weinte laut.

Sie waren alle versammelt schon seit dem frühen Morgen.

Susanne, in tiefes Schwarz gekleidet, lehnte schwach in der Sofaecke; das ging über ihre Kräfte! Heute vor acht Tagen noch auf einem Ball getanzt, und jetzt, jetzt saß sie hier und wartete auf den Tod ihres einzigen Bruders — das war zu kraß, zu furchtbar! Ihre Nerven hielten dem nicht stand; sie zitterte wie Espenlaub.

Allenstein ging ab und zu; bald war er drinnen im Schlafzimmer, bald bei seiner Frau, die kläglich nach Baldriantropfen und starkem Wein verlangte.

Frau Langen saß etwas abgesondert auf Lenas Platz am Fenster; ängstlich und unsicher klebte sie am Stuhlrand. Sie glich einem verschüchterten Vogel, jeden Augenblick gewärtig, aufgescheucht zu werden. O wie sie sich nach ihrem Sohn, ihrem Fritz sehnte! Der würde sich wie eine schützende Mauer zwischen sie und jene Leute stellen. Nie, nie würde sie mit denen eine Fühlung haben! Ihre Gegenwart bedrückte sie, die ganze Art war ihr fremd und unsympathisch. Die arme Lena, nicht einmal die letzte Stunde konnte sie, unbehelligt von der Verwandtschaft, mit ihrem Mann verbringen!

Auf dem Tische standen Früchte und herrliche Frühlingsblumen; Doktor Reuter hatte sie geschickt, ein Gedicht dazu. ‚Mit dem Dufte dieser Lenzeskinder möge neue Hoffnung in's Krankenzimmer einziehen‘ und so weiter. Allensteins erklärten, sie hätten nie schönere Verse gelesen.

Dem Kranken hatte man die Blumen nicht mehr gebracht. „Nachher,“ sagte Lena wieder mit dem eigentümlichen Zucken um den Mund.

Sie war merkwürdig still; sie ging herum mit einer traumhaften Entschlossenheit in den Augen. Sie machte auch keinen Versuch mehr, mit ihrem Mann zu reden, dem Sterbenden noch letzte Worte zu entlocken. „Wir sind fertig miteinander,“ sprach sie zur Mutter.

Doktor Allenstein sang ihr Lob in allen Tonarten.

„Die Frau benimmt sich großartig,“ erklärte er jetzt, eben aus dem Krankenzimmer zurückgekehrt.

Frau Langen sah ihn dankbar an, das ihrer Tochter gespendete Lob that ihr wohl, selbst in dieser Stunde; überhaupt war Allenstein ihr noch der sympathischste von der ganzen Gesellschaft.

„Großartig,“ wiederholte der Doktor noch einmal anerkennend. „Und wie die zarte Person sich aufrecht hält, schon zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen! Dabei denkt sie an alles — alle Achtung!“

„Freilich, freilich,“ meinte Frau Allenstein, „sie thut ihre Pflicht in vollem Maße. Ich erkenne sie auch an und beklage sie sehr. Aber sind wir nicht ebenso zu beklagen, wir, die wir so innig mit ihm verknüpft sind? O“ — sie machte eine Handbewegung nach Onkel Hermann hin — „o wir beiden sind zu hart betroffen! Richard, Richard!“ Sie schluchzte laut auf und rang die Hände. „Wenn ich bedenke, daß dieser schöne, liebenswürdige, geniale Mensch so enden muß! Ich kann es nicht fassen, ich kann es nicht ertragen!“

Onkel Hermann ließ ein Brummen vernehmen.

„Wie bitter ist es mir,“ fuhr Susanne weinend fort, „daß ich nicht zu ihm darf! Wir haben uns immer so besonders nahegestanden, uns so sehr geliebt! Der arme Richard, auch er mag sich bangen! Wir sind doch seine Allernächsten. Es ist unrecht von Lena, daß sie mich nicht herein läßt!“

„Susanne,“ mahnte Allenstein und drückte ihren Arm mit einem bedeutungsvollen Blick auf Frau Langen. „Ich finde, die junge, tapfere Frau hat ganz recht, sie —“

„Sei still, Karl," schnitt ihm die Gattin das Wort ab. „Du hast wirklich hierfür kein Verständnis, in dir spricht nicht die Stimme des Bluts. Aber wir, wir — nicht wahr Onkel Hermann?!"

„Ich gehe rein," sagte dieser, that noch einen gewaltigen Schnäuzer, stand dann auf und öffnete das Nebenzimmer. Es war leer, das noch ungemachte Bett des Wärters stand darin; man sah's also, der hatte die Nacht geschlafen. Nun kam die Thür zur Schlafstube.

„Nicht, Onkel, nicht," rief Allenstein und wollte ihm nacheilen.

„Karl," sagte Frau Allenstein und hielt ihren Mann am Rockschoß fest.

Der alte Bredenhofer klopfte nicht an der bewußten Thür, er drückte einfach die Klinke nieder. Da wurde auch schon von innen geöffnet, Lena stand im Eingang, diesen mit ihrem Körper deckend.

„Hier kann niemand herein," sagte sie mit einer Stimme, leise und rauh zugleich. Ihre entstellte Gestalt schien sich zu recken, schien zu wachsen und die alte Schlankheit wiederzugewinnen. Sie streckte den Arm aus und schob den Eindringling zurück: „Niemand!"

Die Thür schloß sich wieder, man hörte den Schlüssel umdrehen.

Einen Augenblick stand der Alte ganz verdutzt, dann vertiefte sich die starke Röte seines Gesichts noch um eine Schattierung. „Na, nanu," murrte er, „uns ausschließen?!" Er klopfte.

Allenstein sprang zu: „Aber Onkel, so laß doch, du darfst wirklich jetzt nicht stören!" Er zog ihn in's

Wohnzimmer zurück, die Thür nach der Nebenstube sorgfältig schließend.

Onkel Hermann war außer sich, er dachte nicht an Frau Langens Gegenwart. Er murrte laut: „Einen nicht mal rein lassen! Mich, der ich immer Vaterstelle an ihm vertreten habe! Aber so ist die Welt heutzutage. Mich! Alle konnten draußen bleiben, aber ich mußte rein — so was!“ Onkel Hermann rannte mit starken Schritten auf und nieder. Seine Stiefel knarrten.

Die arme Langen am Fenster konnte es nicht mehr aushalten, die ganze Situation war ihr zu schrecklich. Sie stand auf und schlich aus der Stube; draußen wankte sie im Korridor auf und nieder und fühlte sich bei allem Elend in dem engen, dunklen Gang noch wie erlöst.

„Aber Onkel,“ wagte Allenstein zu sagen, als Frau Langen das Zimmer verlassen hatte, „wie rücksichtslos von dir — jetzt!“

Da kam er gut an! Susanne brach in einen heftigen Weinkrampf aus, der damit endete, daß sie, ‚Richard, oh mein Richard‘ stöhnend, auf dem Sofa lag. Sie war nicht zu beruhigen, sie zitterte am ganzen Leib.

Onkel Hermann saß ingrimmig auf seinem alten Platz an der Thür. Er sagte nichts mehr, der Raptus war nun vorbei, er war im Grunde viel zu betrübt. Und dann hatte es ihm eigentlich doch imponiert, wie ihm das junge Weib die Thür vor der Nase zuschloß. Das rot und gelb gepunktete Taschentuch war in immerwährender Bewegung, die dicken Thränen liefen ihm über die Backen in den eisgrauen Schnauzbart. „Ich wünschte, ich hätte die Hanne mitgebracht,“ murrte er, „bei so

was ist sie ganz gut. Wär' sie doch mal zu gebrauchen! Verdammte Zucht — ach, mein Junge — mein armer, lieber Junge!" Er schluckste laut, weil ihn der Schmerz inwendig stieß.

Es verging wohl eine Stunde; langsam; bleiern schlich sie dahin, ihre Minuten zu Ewigkeiten dehnend.

Der Doktor sah inzwischen wieder einmal in's Krankenzimmer und kehrte achselzuckend, mit betrübter Resignation zurück. „Noch immer beim alten!" Er unterdrückte ein Gähnen und naschte von den Früchten auf dem Tisch; er hatte entschieden Hunger. Dann setzte er sich auf den Platz am Fenster, zog eine Zeitung aus der Brusttasche und vertiefte sich in dieselbe.

Susanne war abgemattet eingeschlafen. Man hörte nichts in der Stube als ihre gleichmäßigen Atemzüge, das Knittern des Zeitungspapiers und in regelmäßigen Zwischenräumen das dumpfe Schnäuzen Onkel Hermanns.

Auf dem Korridor hatte das Hin- und Herwanken aufgehört; Frau Langen saß in der Küche, dort konnte sie wenigstens ihren Thränen freien Lauf lassen und fand bei der Unschuld vom Lande reges Mitgefühl. Die mochte den Herrn und die Madam gut leiden und prangte zum Zeichen ihrer Teilnahme in einer breitwollenen, schwarzen Trauerschürze und einer rot verheulten, geschwollenen Nase.

Aus dem Krankenzimmer drang kein Laut. Eine bange Stille kroch von dort durch's Schlüsselloch in die ganze Wohnung. Die Möbel standen verstaubt und öde, die Gardinen hingen schlaff. Auf dem Küchenherd kein Feuer.

Es ist ganz stumm. Es ist ganz traurig.

Da plötzlich ein Drehen des Schlüssels, ein Öffnen der Schlafstubenthür!

Die drei im Zimmer fahren auf. In der Küche hört Frau Langen den entsetzten Schrei der Allenstein und eilt herbei; hinter ihr kommt das Mädchen und reckt den Hals.

Mitten im Zimmer steht Lena. Die Lippen heben sich nicht ab von der Farbe des Gesichts, alles blaß, marmorweiß und kalt. Ihre Augen sehen und sehen doch nicht; sie blicken nur nach innen.

„Er ist tot," sagt sie langsam und deutlich, dreht sich um und geht wieder zu ihm.

XIX.

Die ganze Häuslichkeit von Allensteins trug den Stempel der Trauer. Es war, als läge selbst auf den bunten Smyrna-Imitationen der Treppenläufer und dem roten Sammetpolster des Geländers ein unsichtbarer Flor. Die Patienten dämpften unwillkürlich die Stimmen, wenn sie der Diener mit langgezogenem Gesicht einließ.

Der sonst so häufige Besuch wurde nicht angenommen. „Frau Doktor bedauern, Frau Doktor sind leidend!"

In Trauercrêpe gehüllt, lag Susanne auf ihrer Chaiselongue. Sie wollte von der Welt nichts sehen noch hören; die Jalousien waren herabgelassen, kein Laut von außen drang in die Stille des Gemachs. Sie lebte ganz ihrem Schmerz.

Allenstein wurde es recht schwer, sein Gesicht immer in die gleichen traurigen Falten zu legen. Nicht, daß der Doktor den Schwager nicht herzlich betrauert hätte, aber er war der sogenannte ‚bel homme‘, diese gewisse herabgezogene Falte längs der Nase paßte schlecht zu seinem blondbärtigen Siegfriedgesicht.

Onkel Hermann war noch immer in Berlin. Er hatte der Schwester gnädig erlaubt, zum Begräbnis herzukommen; nun war er sehr ungnädig, sie konnte nicht kommen, sie war auf der Kellertreppe ausgeglitten und hatte sich den Fuß verstaucht. Sie schickte nur an Lena einen selbstgewundenen Kranz; all ihre Blumen hatte sie abgeschnitten, selbst die letzte blasse Rosenblüte von ihrem Stöckchen am Fenster. Ein Zettel lag dabei: ‚Die Liebe höret nimmer auf.‘ Den bewahrte Lena.

Es waren acht Tage her, seit man ihn zur Ruhe bestattet, draußen, weit draußen auf dem Kirchhof im flachen, öden Feld. In den Nächten fiel noch zuweilen Flatterschnee, aber an den Tagen leckten gierige Sonnenstrahlen das Naß auf, und aus dunklen Ackerfurchen hob sich jubelnd die erste Lerche.

Lena wollte nicht zur Mutter ziehen, sie wohnte noch allein in der Elsholzstraße; auch nachts wünschte sie niemanden bei sich zu haben. Sie bestand eigensinnig auf ihrem Willen. „Ich bin nicht allein,“ sagte sie. Nein, das war sie auch nicht! In der Nacht stieg die Vergangenheit aus dem Grab und schmiegte sich an ihre Seite; und unter'm Herzen regte sich ihr etwas, das ihre ganze Zukunft bedeutete, eine trübe, bange, aber doch immer eine Zukunft.

Frau Langen war einigermaßen gekränkt durch das Benehmen der Tochter, aber sie konnte ihr nicht zürnen. Sie weinte immerfort, sie war selbst so trost- und hülfsbedürftig, daß sie niemandem Stütze sein konnte; sie fühlte das auch wohl, wenn sie sagte: „Ach, daß dein Bruder hier wäre! Ach, wenn Fritz da wäre!"

Der Landgerichtsrat hatte sofort an die Schwester geschrieben, Frau Amalie den herrlichsten Kranz geschickt. Warum starrte Lena nur so düster auf den Brief mit sehnsüchtigen, verlangenden Augen? Mehr Liebe, mehr Liebe hätte sie gewünscht; es verlangte sie ganz besonders danach. Wunderbar, daß sie gerade jetzt im tiefsten Leid an den Kummer ihrer Kinderjahre denken mußte, in denen sie jede kindische Betrübnis am Herzen des großen Bruders ausgeweint. Ach, noch einmal, noch einmal den Kopf unter seinem Rock verbergen, sich da verstecken und geborgen fühlen!

Die Zeiten waren vorbei! —

Allein stieg Lena die Treppe zu Allensteins empor. Die Mutter hatte ihr angeboten, mitzukommen. „Laß nur," hatte ihr die junge Witwe erwidert, „es ist sehr gut von dir, aber du kannst mir nicht helfen. Es sind seine Verwandten; ich werde mich schon mit ihnen verständigen." Mit fliegender Röte auf dem blassen Gesicht setzte sie hinzu: „Um seines Kindes willen!"

Die Zukunft sollte besprochen, die Verhältnisse mußten geordnet werden; dazu hatte man diese Stunde anberaumt.

Wie ein Schatten, in schwarzer Silhouette, hohläugig, düster, glitt die Einsame die Stufen hinauf;

der mühsame Tritt verriet das schwer beladene Menschenkind. Mitunter rastete sie einen Augenblick und preßte unter dem langen Crêpeschleier die Hand auf's Herz. Hier war sie lange nicht gegangen, und auch früher nur selten, und immer mit ihm; allein nie.

Sie lehnte sich, schwer atmend, fest gegen das Geländer — warum mußte sie nur so sehr an jenes erste Mal denken?! Da war sie das erste und einzige Mal allein hier hinaufgegangen, auch Angst im Herzen, aber sie flog die Stufen hinan mit ungeduldigem, elastischem Mädchentritt — und herunter kam sie, von ihm geleitet, von seinem Arm umschlungen. Hier in der Nische war's — hier hatte er sie an's Herz gedrückt, und sie hatte an seinen Lippen gehangen in namenlosem, hoffnungsseligem Entzücken.

Vorbei — Hoffnung wie Entzücken längst vorbei!

Ohne ihn!

Der Diener, der Frau Bredenhofer oben einließ, verzog das sonst so wohlgeschulte Gesicht mitleidig; die ganze Dressur verließ ihn, als er ihr nachblickte, wie sie im Zimmer verschwand. Er fuhr sich mit dem Handrücken über Nase und Augen.

Drinnen im Salon saßen Allensteins und Onkel Hermann; Susanne auf dem Sofa, rechts und links vom Sofa die beiden Herren; sie erhoben sich alle drei, als die Trauergestalt eintrat.

Susanne schloß die Witwe ihres Bruders in die Arme; „Meine liebe Lena, lege ab und nimm hier neben mir Platz! Wie angegriffen du aussiehst! Ja, ich kann mir denken, wie dir zu Mut ist, wenn ich meinen eignen

Schmerz ermesse! — Du willst nicht ablegen?" fragte sie verwundert, als Lena nur den Schleier zurückschlug und ihren Trauershawl fester um sich zog.

„Mich friert," sagte die junge Frau tonlos und sah um sich mit so verirrten, abwesenden Augen, daß Onkel Hermann unwillkürlich nach dem Taschentuch fuhr.

„Na, Frau Nichte," brachte er nach einem kräftigen Schnäuzen hervor und legte die ausgebreitete Hand vor sie auf den Tisch, „seien Sie man nicht so betrübt! Es wird sich schon alles machen, Sie sind ja noch jung! Und wenn der Junge erst da ist, dann lachen Sie auch wieder — wetten?"

„Wie gedenkst du dir dein Leben einzurichten, liebe Lena?" unterbrach Frau Allenstein den Onkel. „Karl, ich bitte dich, laß mich reden, du machst mich ganz nervös!"

Der Doktor hatte den Mund nicht aufgethan.

„Also, liebe Lena, was denkst du? Wir haben uns schon überlegt, es ist das Beste, du giebst die Wohnung so bald als möglich auf — Todesfall löst ja den Kontrakt — und ziehst zu deiner Mutter."

Die Witwe gab keinen Laut von sich, sie blickte immer in ihren Schoß.

„Nun, du antwortest ja gar nicht," klang Frau Allensteins spitze Stimme, „ist dir der Vorschlag nicht recht? Ich bitte dich, äußere deine Pläne ganz unverhohlen; wir sind jederzeit bereit, auf dieselben einzugehen. Nun?"

„Ich habe noch keine Pläne," antwortete sie mit

tonloser Stimme wie vorhin. „Aber ich kann ja zu meiner Mutter ziehn.“

„Sehr verständig,“ die Schwägerin nickte befriedigt. „Es ist ja natürlich viel vorteilhafter, die ganzen Kosten für einen zweiten Haushalt werden gespart. Mein Gott, es ist schrecklich,“ — sie seufzte und hielt das feine Taschentuch für Momente an die Augen — „daß man darüber sprechen muß! Aber unser teurer, guter, geliebter Richard hat so wenig hinterlassen; so gut wie gar nichts!“

Eine tiefe Röte flog über das todblasse Gesicht der jungen Frau. „Ich werde Gesang- und Klavierstunden geben,“ brachte sie mühsam heraus.

„Sehr verständig, liebe Lena, —“

„Na, erlaube mal, Susanne,“ unterbrach der alte Bredenhofer barsch, „was du für verständig hältst, finde ich noch lange nicht so. Du denkst wohl, weil du hier in diesem Berlin wohnst, bist du neunmal klug! Na!“ Er schnalzte mit der Zunge und wiegte den dicken Kopf hin und her. „Die richtige Ansicht ist, und meine ist es dazu, die junge Frau hier muß erst rote Backen kriegen und wieder Blut in den Leib. Ist das 'ne Verfassung, um 'nen gesunden, strammen Jungen in die Welt zu setzen? Und ich will, daß mein Patenkind ein Bube wird, vor dem die Leute still stehen. Ich hinterlaß ihm mal mein Gut, das ist ein ganz netter Posten. Da muß er vorerst mit den Bauernbengels raufen, und ich muß ihm mitunter eine Geschichte erzählen. Weibererziehung ist für die Katze; ein strammer Junge muß unter männliche Zucht.“

Onkel Hermann sah sich mit rollenden Augen triumphierend um; dann trübte sich plötzlich sein Blick, er wollte nach dem Taschentuch greifen und suchte ungeschickt nach seiner hinteren Rocktasche.

„Verdammt, wo ist denn — ach, mein armer Richard, wenn der ihn hätte sehen können! Der arme, arme Junge, hat so früh sterben müssen! Es ist 'ne Niedertracht, eine — nichts wie Undank, schnöder Undank — armer Junge —!" Er brach mit einem Schlucken ab.

Nachdem er umständlich das endlich gefundene Taschentuch benutzt hatte, legte er wieder die ausgebreitete Hand auf den Tisch. „Was, Frau Nichte, das ist eine Idee? Sie kommen nach Althöfchen und ich erziehe ein Musterexemplar von einem Jungen. Schlagen Sie ein, Frau Nichte!"

Lena schien zu schaudern und zog ihr Tuch krampfhaft um sich. Wie hülfesuchend glitt ihr verlorener Blick an den Wänden entlang. Dies junge, blasse Frauengesicht mit dem schmerzlichen Mund war ein erbärmlicher Anblick.

Doktor Allenstein rückte auf seinem Platz hin und her, er zwinkerte mit den Augen, als habe sich in ihr schönes, klares Blau etwas Unangenehmes hinein verirrt. „Gestatte, lieber Onkel," sagte er und legte dem Eifrigen die wohlgepflegte Hand mit den sorgsam polierten Nägeln — sie war weiß und weich wie eine Frauenhand — auf den Rockärmel. „Gestatte mir als Arzt auch ein Wort! Meine liebenswürdige Schwägerin hat bisher so viel Fassung und Haltung bewiesen, daß ich überzeugt

bin, sie wird auch fernerhin ihrer Aufgabe gewachsen sein; ich —"

„Karl, laß uns nur —"

Er beachtete diesmal seine Frau gar nicht; unentwegt sprach er weiter, dabei den glänzenden Bart streichend. „Ich kann es jedenfalls als Arzt nicht zugeben, daß eine Frau zu dieser Zeit, bei einer solchen Umwälzung, wie sie sich mit ihrer ganzen Konstitution vollzieht, auch vollständig die gewohnte Lebensweise verändert. Sie muß unbedingt in den alten Verhältnissen bleiben, jede Neuerung muß ihr thunlichst fern gehalten werden; das ist das erste Erfordernis, das nötigste Bedingnis für die Geburt eines normalen, lebensfähigen Kindes. Sie muß hier bleiben, leben, wie sie will!"

Ein erlöstes ‚Ah' wollte sich über Lenas Lippen drängen; sie lockerte die krampfhaft ineinander gekrallten Hände und sah Allenstein dankbar an.

Der Alte wurde unsicher. „Na denn — freilich, wenn du meinst — schade, schade! Was meinst du, Susanne?" Er sah die Nichte erwartungsvoll an.

„Ich meine gar nichts." Frau Allenstein zuckte die Achseln.

„Na — denn nicht —!" Onkel Hermann sprach recht langgezogen, man merkte es ihm an, wie schwer es ihm wurde, seinen Plan aufzugeben. „Aber das sag' ich, mit dem Stundengeben und Abrackern ist das nichts! Sie kriegen alle Monat Ihr Festes; was braucht denn so 'ne alleinstehende Frau groß?! Der Richard soll sich nicht noch im Grabe umdrehen und sagen, daß seine Verwandten seine Witwe im Stich lassen. Nee! Ich halte

die Hand drüber. Und ob sie nu hier in Berlin wohnt oder in Althöfchen — meine Sache. Sie können alle Woche frische Eier kriegen, Frau Nichte, und Sahnenbutter; Berlin ist nicht aus der Welt. Ich leite das Ganze, punktum!"

Unwillkürlich fuhr ein Ruck durch Lenas Glieder, sie wollte aufspringen, die Hände ballen, gellend schreien: ‚Behaltet eure Wohlthaten, ich will sie nicht!' Wie durch eine dicke, undurchdringliche Wand hörte sie eine matte Stimme herüberklingen: ‚Daß du so krank geworden' — und dann, noch matter, noch ersterbender: ‚Sie lassen mich nicht ruhn —!'

Das junge Weib bäumte sich. ‚Ihr habt uns nie allein gelassen, uns beide; laßt wenigstens mich allein!'

Hatte sie's geschrien? Nein. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. Sie neigte den Kopf, tief, wie eine demütige Blume; eine Stimme sprach in ihr: ‚Um des Kindes willen!' — —

Und nun redeten sie noch mancherlei.

Onkel Hermann konnte es nicht lassen, von dem Jungen zu phantasieren; er war in einer sehr weichen Stimmung. Dabei sprach er polternd und fuhr der jungen Witwe mit seiner breiten Hand um's Kinn und streichelte ihr die zarten Finger. „Richard soll er heißen, was? Ich will ja gar nicht, daß er Hermann heißt — nein, nach seinem Vater! Ach, mein guter, mein lieber Richard! Wie ein Sohn ist er mir gewesen, und ich immer wie sein Vater! Schicken Sie mir man alle Rechnungen zu, Frau Nichte, ich komme für den Rummel auf. Ach, ach,

ach!“ Er stieß fette Seufzer aus und benutzte eifrig das rot und gelb Gepunktete.

Frau Susanne war auch sehr liebevoll. Sie weinte und klagte über ihre Nerven, drückte die Hand der Schwägerin und behielt sie in der ihren; wie Klammern preßten die feuchten, kalten, nervösen Frauenfinger. Sie sagte: „Meine liebe Lena, tröste dich,“ und dann weinte sie wieder und klagte.

Es war schon eine lange Zeit vergangen. Es wurde Lena allmählich heiß in ihrem Tuch, aber sie mochte es nicht ablegen; sie fühlte sich hier nicht daheim. Würde sie denn noch nicht gehen können? Eine unsagbare Bangigkeit kam über sie.

„Richard,“ stöhnte sie plötzlich und legte den Kopf auf den Tisch.

Sie waren wirklich sehr nett zu ihr; sie streichelten sie und sprachen davon, immer über ihr zu wachen. Onkel Hermann machte den Vorschlag, sie morgen in der Droschke abzuholen und mit ihr auf den Kirchhof zu fahren; da wollten sie nebenan bei dem Grabsteinmetzen ein schönes Kreuz für Richard bestellen.

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf; es stieß ihr das Herz ab. ‚Sie könne jetzt nicht hinfahren,‘ sagte sie stockend. —

Endlich konnte sich Lena verabschieden. Endlich schlich sie über die Straße.

Endlich war sie wieder allein — allein!

Der frühe Lenzsonnenschein glänzte auf dem Pflaster, geputzte Mütter mit geputzten Kindern trippelten vorüber. An den Ecken, in den Körben der Händler, Anemonen

und tiefblaue Veilchen. Schirpende Sperlinge bei den Droschkenhalteplätzen. Und die Luft so lind, so wehmütig weich; schmeichelnd koste sie um die schwarze Gestalt.

Eine ungeheure Sehnsucht krampfte Lenas Herz zusammen. Sie winkte der nächsten Droschke und ließ sich hinaus zum Kirchhof fahren. Sie mußte die Sehnsucht stillen.

Durch endlose Straßen fuhr sie dahin, holperte über Pferdebahngeleise, durch Lärm und Getriebe. Sie merkte nichts von alledem. Vor ihr her jagte die Sehnsucht und sah sie an mit grabesdunklen, verlangenden Augen.

Endlich die letzten Häuser. Jetzt kam ödes Feld, und da war die Kirchhofsmauer. Klirrend sprang die Gitterpforte auf.

‚Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig
und beladen seid, ich will euch erquicken!‘

stand über dem Eingang.

Lena hob den Blick und las die in goldnen Lettern blinkenden Worte

Die Sonne beglänzte noch den Kiesweg, der Buchsbaum zu den Seiten fing an, neu zu grünen. Aber kein schützender Baum stand über den Gräbern; den Winterwinden preisgegeben, der Sonnenglut ausgesetzt lagen diese Beete im Garten des Todes.

Jetzt war die Luft mild und still; fern sang ein Vogel. Die Einsame atmete tief auf und schlug den Schleier zurück; schwerfällig schritt sie weiter. Schon viele, viele Reihen — da, sein Grab!

Die Kränze waren fast frisch und unverwelkt; weiße Rosen und Palmen und Lorbeeren, wie er sie im Leben nicht gepflückt. Die Augen zudrückend, die Arme weit

ausgebreitet, sank das junge Weib langsam nieder in die Kniee. —

Ein zarter Dämmerschein lag auf dem öden Feld, als Lena den Kirchhof verließ. Die Sonne beglänzte nicht mehr den Kiesweg, aber golden schimmerten noch die Worte über der Pforte.

‚Mühselig und beladen‘ — ja, das war sie! Die Trauernde nickte, dann schüttelte sie schwermütig den bleichen Kopf — ‚erquickt‘ erquickt war sie nicht! Sie hatte am Grab gelegen und unter der feuchten Erde den gesucht, um den sie weinte. Die ungeheure Sehnsucht war geblieben, keine Brücke führte von ihr zu dem Abgeschiedenen; er dort, sie hier.

Die Witwe schauderte, ein eisiges Frösteln lief ihr über den Rücken. Eine Hand, nur eine warme, lebensvolle Menschenhand, die ihr über's Gesicht strich, wie man's einem weinenden Kinde thut!

Eine Stimme, eine liebe, altvertraute Menschenstimme, die da spricht: ‚Komm, ich tröste dich!‘ — — —

Lena schrie plötzlich laut auf: „Mein Bruder!“

Und dann jagte sie von dannen, so rasch ihr Fuß sie trug; ihr Atem keuchte, sie lief und lief. Sie hastete einem Ziele zu; sie wußte nun, was ihre Sehnsucht wollte.

Hinknieen vor ihn, den Kopf an seiner Brust verbergen — würde er wieder den Rock über sie ziehen und sie verstecken vor aller Welt?

Jetzt waren es keine Kindesthränen mehr, die sie weinte — leicht vergossen, leicht vergessen — es waren

Weibesthränen, schwerflüssig wie Blei und schwer zu trocknen.

Würde er sie von sich weisen —?!

„Ich komme, mein Bruder,“ flüsterte Lena, atemlos vom schnellen Lauf.

XX.

Bei Landgerichtsrat Langen auf der Hausschwelle saß Lora. Sie sollte das eigentlich nicht. „Du bist doch kein Straßenkind,“ sagte die Mutter. Aber das Kind stahl sich so gern hierher. Die Straße war breit, erweiterte sich bald zu einem umbuschten Platz; man konnte den ganzen weiten Himmel über den Alleebäumen sehen und jenseits der Mosel die roten Berge. Man konnte so gut die Glocken der alten Kirchen hören, die in feierlichen Klängen läuteten und dort an den Bergen verhallten.

Es war der schönste Frühlingsmorgen. Lora hockte auf der Schwelle und sah mit großen, ernsten Augen die Straße hinauf und hinab. Sie hatte die Kniee hoch gezogen und die Arme darum geschlungen; sacht wiegte sie hin und her und sang sich leise eins.

Lora war im letzten Jahr sehr gewachsen, zu groß für ihr Alter; noch ging sie nicht in die Schule, der Vater hielt sie mit Absicht zurück. Alles an ihrer Gestalt war gestreckt und mager, gar keine kindliche Rundung mehr; die Arme lang wie die eines viel größeren Mädchens, der Hals dünn und immer gleichsam in horchender Stellung leicht zur Seite geneigt. Ein merkwürdiger Ernst lag auf dem schmalen Gesicht, ein seelen-

voller Ausdruck, wie man ihn sonst nie in diesen Jahren findet.

Die Leute sahen dem Kinde nach, wenn es ruhig immer mit demselben wunderbaren Ausdruck, daher ging. Langen konnte sich oft nicht halten, er schloß, ohne jede Veranlassung, die zarte Gestalt plötzlich in die Arme und sah ihr tief in die wunderschönen Augen. „Geh nicht fort,“ flüsterte er dann kaum verständlich. Warum die Sorge? Lora war nicht krank — und doch, und doch —!

Die Straße war einsam, das Kind hatte nichts zu sehen. Die Marktleute waren längst vorbei, die Schuljugend auch. Vögel sangen ungestört in den Vorgärtchen der Häuser, jetzt pfiff eine Amsel mit vollem Brustton; Lora stellte das eigne halblaute Singen ein, lächelte und lauschte entzückt.

Nebenan in den Büschen mußte sie sitzen, die Frühlingsbotin mit dem schwarzen, glatten Gefieder und dem goldgelben Schnabel. Horch, wie schön!

Plötzlich schweigt sie, sie ist gestört worden und entschlüpft. Ein Schritt hallt auf der stillen Straße, ein müder, schleppender Schritt; langsam kommt unter den Bäumen eine Frauengestalt auf's Haus zu.

Von den Ästen fallen im leisen Hauch des Frühlingswindes die Hüllen der jungen Blattknospen; leicht, kaum fühlbar sinken sie nieder auf den schwarzen Crêpeschleier und das Trauertuch.

Schwankend, wie eine Nachtwandelnde, kommt die Gestalt immer näher; jetzt ist sie vor'm Haus.

Lora ist aufgesprungen, blinzelnd steht sie auf der

Schwelle; nun macht sie die großen Augen weit auf. Ihr durchdringender Blick gleitet hinter den Schleier; das kluge Kindergesicht wird plötzlich sehr ernst, fast betroffen. Kennt sie die Augen noch, die sie jetzt so trauervoll ansehen? Und die Wangen, die waren mal so hübsch rot, jetzt sind sie ganz weiß!

„Tante Lena?“ sagte Lora langsam, wie fragend. Und dann noch einmal sicherer: „Tante Lena!“

Über die schwarze Gestalt fliegt ein Zittern vom Wirbel bis zur Sohle; sie schlägt den Schleier zurück, ihre Hände zittern auch. Die vier Augen versenken sich ineinander, die ernsten Kinder- und die todmüden Frauenaugen; es dämmert in ihnen das Gleiche: eine große Sehnsucht.

„Lora, kennst du mich noch?“ fragt Lena schwach. „Und so groß, so groß bist du geworden!“

„Komm herein, Tante Lena,“ lächelt das Kind und streckt die Hand aus. „Ich freue mich so!“ — —

Nun war Lena wirklich da. Ohne Abschied von Berlin abgefahren, nur die Mutter wußte um die Reise; auch der schien sie wie eine Erlösung.

„Gott gebe seinen Segen.“ Frau Langen weinte, als sie am Abend die Tochter auf den Bahnhof geleitete. „Es wäre ein Glück bei allem Unglück, wenn du dich mit Fritz aussöhntest — der gute Fritz! Grüß' ihn nur vielmals, und auch Amalie grüße, sie hat dir doch einen so prachtvollen Kranz geschickt. Und, geliebtes Kind, nimm dich um Gottes willen beim Ein- und Aussteigen in Acht — ach, es ist zu schwer, es ist doch alles zu schwer!“ Die arme Frau schluchzte krampfhaft in ihr Taschentuch.

Nebenan, vor dem Coupé erster Klasse, ging es sehr laut und lustig zu. Mehrere Elegants, mit Blumensträußen bewaffnet, drehten sich vor dem Trittbrett herum. Eine Dame in ihrer Mitte, sehr elegant, sehr auffallend, mit einem ungeheuren Blumenwust auf dem Hut, schien die Sonne, um die diese Planeten rollten.

Das volltönende, weittragende Organ der Dame drang selbst in Lenas Versunkenheit; ihr musikalisches Ohr fing den bekannten Klang auf.

Jetzt war auch sie bemerkt. Die Elegante machte sich von den Herren los und kam mit rauschenden Seidenröcken auf die Trauernde zugeraschelt. Es war die Krotoschinska. Im elektrischen Licht des Bahnsteigs funkelten die Brillantboutons, eine Wolke teuersten Parfüms wehte vor ihr her.

„Ah, Fräulein Langen, Magdalene Langen — pardon, Frau — Frau — — aber, bastes Kindchen, Trautste,“ sprach recht vernehmlich das sonore Organ, „was habe ich hören müssen?! Dämel hat mir erzählt, hat's in der Zeitung gelesen — oh, oh!“ Die Krotoschinska wiegte bedauernd das schöne Haupt und umarmte dann die junge Frau. „Thut mir riesig leid, Trautste! Aber freut mich auch ganz kolossal, Sie mal wiederzusehen; ich konnte Sie immer am basten leiden von der ganzen Gesallschaft. Was macht die Kunst?“

Lena schüttelte nur verneinend den Kopf und wies stumm auf ihre Trauerkleidung.

„Oh ja — natürlich, natürlich, entschuldigen Sie — wissen Sie, Dämel sagt auch, es wäre schade um Sie!

Na, was nicht ist, kann ja noch werden!“ Sie klopfte Lenas Hand und sah zu den Herren hin, die neugierig guckten und sich ungeduldig räusperten.

„Ja, ja, ich komme schon,“ rief sie laut und lachend. „Nur Geduld!“ Und dann sich wieder zu Lena wendend: „Wissen Sie, Kindchen, mir geht es ausgezeichnet. Daß ich diesen Winter mit dem Lavallo — berühmter Impresario — in Rußland war, haben Sie doch in der Zeitung gelesen? Nicht? Das wundert mich! Triumphe, sage ich Ihnen, kolossale Triumphe! Und Brillanten!“ Sie streifte rasch den feinen Lederhandschuh ab und streckte ihre Rechte aus; an jedem Finger funkelte ein prächtiger Ring, sogar mehrere Reifen übereinander. „Ganz natt, nicht wahr, Kindchen?“ Sie zog kaltblütig den Handschuh wieder an.

Das Schweigen Lenas verwirrte sie nicht im mindesten, wie ein aufgezogenes Uhrwerk schnurrte sie weiter die Geschichte ihrer Erfolge ab. „Prachtvolle Rezensionen, einfach verblüffend! Und natte Manschen! Na“ — sie warf lachend den Kopf hintenüber — „das hätte sich der Dämel auch nicht träumen lassen, daß er so bald ausgestochen sein würde! Heut nacht fahre ich nach Köln, Lavallo erwartet mich da, wir gehen über Holland nach England. Wollen mal sehen, was die ‚Hollandske Bücking‘ und die ‚Pfeffersäcke‘ zur Krotoschinska sagen!“

Die üppige Person drückte den tadellosen Brustkasten heraus und schleuderte einen provozierenden Blick in's Blaue.

Das erste Zeichen zur Abfahrt war gegeben. Die Krotoschinska umarmte Lena noch einmal: „Von Harzen alles Gute, Trautste!“ Dann rauschte sie fort. „Eine

gute Freundin von mir," hörte man sie nebenan zu ihren Kavalieren sagen.

„Wer war das?" flüsterte Frau Langen. Sie hatte bescheiden zur Seite gestanden.

„Eine Künstlerin," antwortete Lena, dann kletterte sie mühsam in ihr Coupé. Der Zug brauste in die Nacht hinaus.

Im Coupé erster Klasse, das Seidenpölsterchen unter's schöne Haupt geschoben, schlief die Krotoschinska den Schlaf des Gerechten.

Lena that kein Auge zu. Ihr war sehr weh. Eine bange Zaghaftigkeit war über sie gekommen — was würde der Bruder sagen, wie würde er sie empfangen?

In ihrer Seele war's dunkel wie in der Nacht draußen. Stumpf vor sich hinbrütend, fühlte sie die Stunden rinnen; keine war besser als die vorhergehende.

Der Morgen graute. In Köln verließ die Krotoschinska den Zug; man hörte ihre starke Stimme über den noch stillen Perron schallen. Lena drückte sich ganz in ihre Ecke hinter das Gardinchen; sie wollte nicht mehr sehen und nicht gesehen werden.

Endlich da, endlich angelangt! Der bekannte Bahnhof mit den öden Wänden und der Kaiserbüste; die trug heute keinen schiefen Kranz. Die dicke Buffetmamsell und der verschlafene Kellner — beinah alles wie damals!

Wie im Traum suchte sich Lena den Weg. Sie empfand nicht den Frühlingszauber, durch den sie schritt. Sie hatte keine Ahnung, daß Vögel sangen und etliche Sträucher am Wege blühten. Sie glaubte nicht mehr an Glück.

Sie dachte jetzt auch nichts mehr; sie trug nur ein dumpfes Gefühl der Sehnsucht im Herzen mit sich fort.

Es dunkelte ihr vor den Augen, sie schritt durch einen Nebel. Jetzt wurde es plötzlich heller — — —

Da saß ein Kind auf der Schwelle, ein liebes, schönes Kind!

Das faßte ihre Hand, das sprach mit einer Engelsstimme: „Komm herein, Tante Lena, ich freue mich so!“

* * *

Landgerichtsrat Langen hatte heute besonders lange bei'm Frühstück gesessen, sonst war er um diese Zeit schon auf dem Bureau. Er schlief in der letzten Zeit sehr schlecht, Frau Amalie beklagte sich jeden Morgen über sein Umherwerfen in den Kissen.

„Wenn ich nur wüßte, warum du nachts so seufzest,“ sagte sie ärgerlich. „Man wird so gestört und bei meinen vielen Verpflichtungen und der Verantwortlichkeit, die man hat, braucht man volle geistige Sammlung. Was hast du denn?“

Er sagte es ihr nicht.

Zerstreut rührte er heute morgen in seiner Kaffeetasse, sie war schon längst geleert. Amalie saß, den Rücken ihm zugekehrt, am Schreibtisch und schrieb besondre Aufforderungen für die nächste Sitzung des Frauenvereins aus; sie gönnte sich gar keine Ruhe.

Man hörte nur das Kritzeln der Feder — jetzt ein lautes Löffelgeklapper, ein Klirren der Tasse — Langen sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm zu Boden fiel. Da — da — er streckte die Arme vor sich, als sähe er ein Gespenst.

Die Thür war geräuschlos aufgegangen — da stand Lora, einen sonnigen Glanz auf dem Gesicht. Ihr

Händchen hielt die Hand einer Dame, einer in tiefem Schwarz, die sich gebeugt verbarg unter'm langen Crêpeschleier.

Eine Fremde?! Hatten seine Gedanken Zauberkraft? Die, die, um die er Nächte verwacht, an die er eben noch gedacht, stand vor ihm! War sie's denn wirklich, war es — —?

„Tante Lena ist da," sagte die Kinderstimme.

„Lena!" Es war ein unterdrückter Ruf, mit dem Langen die Arme hob und wieder sinken ließ. Er stand wie gelähmt.

Frau Amalie drehte sich halb auf dem Stuhl um. „Lena —?!" klang es in maßlosem Erstaunen. Aber sie faßte sich zuerst. Sie ging auf die Schwägerin zu mit ausgestreckter Hand: „Es ist mir schmerzlich, daß wir uns so wiedersehen müssen. Gott allein weiß, warum er dich dieser Prüfung gewürdigt hat. Nimm Platz, Magdalene! Bitte hier!" Sie rückte einen Sessel herzu.

„Was willst du hier? Geh hinaus, Lora!" fuhr sie das Kind an. „Spiele!" Sie war doch erregt.

Lena stand angewurzelt. Als das Kind zögernd seine Hand von der ihren zog, fühlte sie sich ganz verlassen.

Sie sah ihren Bruder an; so ganz anders hatte sie sich den Empfang gedacht!

Langsam schritt sie auf ihn zu. „Mein Bruder," flüsterte sie stockend, „Bruder — ich — ich —" Mit einem Wehlaut brach sie ab, sie konnte nicht weiter sprechen. Stöhnend verbarg sie das Gesicht in den Händen.

„Du kommst zu mir, Lena?" fragte er; seine Stimme klang rauh, stoßweise kam sie vor innerer Bewegung.

„Ich bin unglücklich," murmelte sie. Es war kaum hörbar, doch er vernahm's.

Frau Amalie auch. Sie faltete die weißen Hände übereinander und richtete den Blick in die Höhe.

Lena sah ihr volles Gesicht, den Augenaufschlag zum Himmel, die stattliche Gestalt in praller Seide und die strengen Lippen. Das Herz sank ihr.

Der Landgerichtsrat warf auch einen Blick auf seine Frau. Hatte er vor ihr nicht am meisten über die Schwester geklagt? Und jetzt sollte alles vergessen sein, sobald jene kam — sofort? Er scheute sich vor seiner Frau; und dann schämte er sich, eben um dieser Scheu willen.

„Willst du nicht gehen, Amalie," fragte er merkwürdig sanft, „und etwas Stärkendes für Lena holen? Du siehst, sie bedarf dessen!"

Amalie verschwand sogleich, sie ging gern, es war ihr eine Erleichterung; hier dieser Situation fühlte sie sich nicht gewachsen.

Als sich die Thür hinter der großen Gestalt geschlossen, atmeten beide Geschwister auf.

Sie sahen sich einen Augenblick an — blitzschnell dämmerte die alte Liebe.

Das war noch das Kind, das sein wirres Gelock unter den Rock des Bruders versteckt und dort seine Schmerzen ausgeweint!

Das war noch derselbe Bruder, der tröstend gesagt hatte: „Weine nicht! Geh, lauf, hol dir Bonbons!"

Das Herz des Mannes krampfte sich zusammen, es quoll und schwoll darin und drängte nach oben. Durch

einen Flor sah er die Gestalt der Schwester — ein armes beladenes Weib!

Es riß ihn vorwärts; er that ihr Schritt für Schritt entgegen, er hielt ihr beide Hände hin: „Lena!"

Sie griff nach ihnen, wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm. Sie neigte ihr blasses Gesicht und schmiegte ihre kalte Wange an die warmen Hände. Als sei sie nun am Ziel, aber erschöpft, aller Kräfte bar, so blieb sie regungslos in dieser Stellung.

Er sah auf sie hinunter, er wußte nichts zu sagen. Es war kein Zorn mehr in ihm, gar keine Beleidigung, nur ein endloses Mitleid und ein Gefühl, schützen zu müssen.

Sie murmelte: „Danke," und ließ seine Hände nicht los.

Und dann nach einer Pause wieder das Murmeln: „Bruder, weißt du noch? Ach, sag' noch einmal: ‚Mein — mein'" —

Er wollte lächeln, aber seine Lippen zuckten. Er setzte zum Sprechen an und brachte nur einen rauhen Laut hervor: „Mein —" Nein, er konnte nicht sprechen! Stumm zog er die Schwester in seine Arme, und sie legte den müden Kopf an seine Brust.

„Da — da — Bruder, ich fühle dein Herz schlagen; es klopft unruhig wie meines. Bruder, kannst du mir nicht helfen?" schluchzte sie plötzlich auf.

Er schüttelte den Kopf: „Nur mit dir trauern kann ich, Lena! Helfen — ach!" Ein resignierter Ausdruck lagerte sich auf sein Gesicht, er zuckte die Achseln; sein Blick glitt wie hülfesuchend umher.

Dann schüttelte er wieder den Kopf und schloß die Augen. Seine Stirn sank auf den Scheitel der Schwester.

„Wie soll ich leben? Es ist so dunkel," flüsterte sie bang.

‚Ich weiß es nicht,' wollte er sagen, da schreckte er zusammen. Die Thür ging.

Aber es war nicht Frau Amalie. Lora hatte sich hereingestohlen.

Das helle Kleidchen hing ihr lang und schlicht um die zerbrechlichen Glieder. Durch das große Fenster gegenüber kam der goldene Sonnenstrahl und beschien sie. Ihr aufgebauschtes, lockiges Haar schimmerte im Glorienschein, ihr Gesicht trug eine strahlende Freude. Aber es war sehr zart, sehr bleich; es war verklärt.

„Väterchen, Tante Lena ist da," jauchzte sie und hob die Arme empor. „Nun können wir das Lied von den Englein singen — weißt du wohl, Tante Lena? Hast du's auch nicht vergessen?" Sie fing an, halb zu singen, halb zu sprechen:

„Zwei Englein, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!

Freut euch doch!"

Ja, das war eine engelgleiche Freude! Ein seltsames Etwas durchrieselte die Geschwister; war es Wonne, war es Schmerz?!

„Das Kind, das Kind!" Langen murmelte es scheu. Langsam beugte er sich, er kniete vor seinem Töchterchen und umschlang es in angstvoller Zärtlichkeit. Seine Küsse überschauerten das weiße Gesicht, das weiße Hälschen.

„Väterchen, warum weinst du?" fragte Lora. „Du sollst dich doch freuen. Guck mal, die Sonne sieht uns!" Sie hob den dünnen Finger und wies zum Fenster, den Blick groß und sicher erhoben.

Da stand die Sonne am blauen Himmel; nicht blendend, sie sandte nur mildes, warmes Licht im Frühlingsschein.

Langen bebte. Mit dem einen Arm hielt er sein Kind umfaßt, die andere Hand reichte er der Schwester.

„Das Kind," sagte er leise. „Wie sollten wir sonst leben? Wir sind alle Dilettanten des Lebens! Aber das Kind, das Kind führt uns. Lena, liebe Schwester" — er drückte warm ihre kalte Hand — „dein Kind wird dich führen! Um dich bleibt's nicht dunkel, dein Kind zeigt dir die Sonne!"

Sie nickte langsam; das erste wehmütige Lächeln glitt über ihr Gesicht. Mit seltsam erglänzenden Augen sah sie den Bruder an. Waren es Thränen, die darin aufstiegen, war es ein scheues, zartes Hoffnungsdämmern?

Er preßte wieder ihre langsam sich erwärmenden Finger. „Mut, Lena! Was du im Grab geborgen hast, es kommt wieder, es wacht dir auf in deinem Kinde!" Mit schwimmenden, liebevollen Augen suchte er ihren Blick.

Sie sah vor sich hin, wie der Wanderer, dem der Nebel zerreißt und eine beglänzte Ferne sich aufthut. Ein zartes Rot stieg in die bleichen Wangen, ihre Hand legte sich zärtlich auf Loras goldiges Haar.

„Das Kind," flüsterte sie in dankender, heiliger Andacht. „Mein Kind!"

Barmer Zeitung: Die lebendige, kräftige und farbenvolle Erzählungskunst der temperamentvollen Dichterin bewährt auch in diesem Roman ihre Meisterschaft.

Berliner Tageblatt: Frau Viebig ist ins Freie geschritten, in die Bauernwelt, deren Rätsel sie so oft zu lösen wußte. Instinkte der einfachsten Gattung, ungehemmt, unverschleiert, stellt der Roman im Widerstreit dar.

Vossische Zeitung: . . . So hat Clara Viebig, die sonst, wenn sie sich an die Spitzen der Massen setzte, immer an ihren ersten Anreger Zola erinnerte, nun auch ihre Madame Bovary geschrieben, da sie diese unverstandene Frau an der polnischen Grenze schuf.

Der Tag, Berlin: Mit kraftvollen Strichen, mit starker Bildlichkeit, den Charakter wie mit Hammerschlägen herausarbeitend, schildert die Dichterin uns das Leiden und die Tragik des Weibes, das in seinem Liebesleben erstickt wurde.

Deutsche Warte: Bis ins Innerste getreu hat die Verfasserin ihre Helden und Heldinnen gezeichnet, und der Roman ist ein M e i s t e r w e r k a n P s y c h o l o g i e u n d E r z ä h l e r k u n s t. Die schöne Sprache ergreift den Leser vom ersten Augenblick an und läßt ihn nicht mehr los, bis er das Buch zu Ende gelesen. Es ist Leben aus dem Leben.

Die Frau: Mit einem fast hart wirkenden Realismus zeigt das Buch ein Stück Volksleben, das in seiner inneren Verwahrlosung, seiner entsetzlichen Schwunglosigkeit und Trivialität erschütternder und trostloser ist als manches Stück Großstadtelend. Was in diesem Buche wieder von neuem frappiert, ist Clara Viebigs Kunst zu erzählen, plastisch zu machen. Das Schicksal einer heißblütigen und doch im Verhältnis zu ihrer Umgebung verfeinerten Frau, die ihr Leben in ruhelosem und sündhaftem Suchen nach Sensationen verliert und verdirbt, das ist ein Motiv, wie es Clara Viebig ganz besonders liegen muß.

Freie Deutsche Presse, Berlin: . . . Diese Gestaltung ist von solch überzeugender Wahrhaftigkeit und zwingend folge=

richtiger Entwickelung, so fesselnd und ergreifend, dazu von solch intimem Reiz der Schilderungen, namentlich des Lokalkolorits, daß der gewaltige Eindruck durch nichts getrübt und gestört wird und diese Schicksale einfacher Bauern zu der vollen Gewalt einer wirklichen Tragödie sich erheben.

Berliner Morgenpost: Ich bezweifle, daß es unter den Deutsch schreibenden Autoren einen gibt, der nur annähernd diese Schärfe der Charakteristik, diese Stimmungsmalerei, diese Echtheit in Ton und Farbe nachzumachen vermag, selbst wenn es Clara Viebig vorgemacht hat.

Das literarische Echo: Unter den Romanschriftstellern der Gegenwart sind nur wenige, die mit solcher Einfachheit den Leser vom Selbstverständlichen der Sache überzeugen. Clara Viebig ist kräftig, aber ohne jede Spur von Kraftmeierei, sie ist Realistin und hat dort gelernt, unnützen Kram auszuschalten. In „Absolvo te" ist kein Satz unnötig. Nirgends zerflattert die Geschichte. Ob die Autorin die seltsamen Auswüchse überspannter Frömmigkeit schildert oder mit tiefer psychologischer Erkenntnis die Leidenschaft Frau Tirallas für Martin Becker, den schmucken, jungen Freund ihres Stiefsohns, oder die wachsende Todesfurcht und Trunksucht des Hausherrn, immer hält sie die Fäden der Erzählung stramm und straff in den Händen bis zum Schluß, der von Anfang an, wie unabwendbar, vorbereitet wird.

Braunschweigische Landeszeitung: Der letzte Roman von Clara Viebig reiht sich in jeder Beziehung seinen Vorgängern würdig an, denn sie bleibt damit auf der sicheren Höhe, auf die sie sich nicht, wie viele andere ihres Geschlechts, durch langsames, unsicheres Tasten, sondern durch ernstes Ringen, durch zielbewußtes Vorwärtsschreiten emporgearbeitet hat.

General-Anzeiger, Frankfurt a./M.: Mit allen Fehlern und allen Vorzügen der Viebigschen Kunst behaftet, stellt sich dieses Buch wohl als eins der stärksten vor, die uns die Dichterin bisher geschenkt hat.

Hannoverscher Courier: Wundervoll, groß und reif wirkt in seinem Aufbau der neue Romau von Clara Viebig.

Het Vaderland, Amsterdam: . . . einer der ergreifendsten Romane, welche die neuere deutsche Belletristik aufzuweisen hat.

Hamburger Fremdenblatt: Es ist ein großes, vollsaftiges, sicheres Werk, kraftvoll in der Auffassung, und von jener wunderbaren Natürlichkeit in der Durchführung, die die Dichterin hoch hinaushebt über das, was die sonstige Frauenliteratur leistet.

Kölnische Volkszeitung: Der Roman verleugnet nicht die Vorzüge der Darstellung der Verfasserin, als da sind: gute Einzelbeobachtung, die Kunst, den Leser fortgesetzt in Spannung zu halten, weil er nie weiß, welchem Ziel die Verfasserin ihn zuführt, glänzende Diktion und eindrucksvolle Schilderungen.

Leipziger Neueste Nachrichten: In „Absolvo te!“ schrieb Clara Viebig einen Roman von der zerrüttenden Gewalt des religiösen Fanatismus, einer Gewalt, die den menschlichen Willen in beinahe fatalistischer Gebundenheit zeigt. Absolvo te! ist ein Kunstwerk von Bedeutung, das Werk einer begabten Erzählerin und unerschrockenen Kämpferin.

Magdeburgische Zeitung: Wir hören den Schrei eines gequälten Herzens und er wirkt erschütternder als die Deklamationen redegewandter Vorkämpferinnen der Frauenbewegung. Hier hat eine echte Dichterin lebendige Menschen geschaffen, nicht klapperdürre Gespenster, die das Licht des Tages scheuen, Menschen mit Blut und Nerven, Menschen, deren Vergangenheit offen vor uns liegt, die fürchten und hoffen, jubeln und verzweifeln, ringen und kämpfen, sich selbst bemitleiden und sich selbst verachten, gleich wie wir selbst.

Märkisches Kirchenblatt: Das Buch ist geschrieben in jenem einfachen klaren Stile, wie er nur Berufenen eigen zu

sein pflegt. Es birgt eine Fülle scharfer Beobachtung des täglichen Lebens in der Natur.

Neue Freie Presse: Man kann nicht sagen: sie hat die Polen trefflich beobachtet und belauscht, sondern sie bot einfach polnisches Leben und Wesen, polnische Fühl- und Denkweise mit einer solchen Sicherheit und Selbstverständlichkeit, daß man gar nicht nach literarischen Details fragt. Es gibt wohl heute nicht viel deutsche Autoren, die dem widerhaarigen Polenvolke gegenüber einer derartigen Unparteilichkeit und Unvoreingenommenheit fähig wären. Und in Kriegszeiten, in denen ja die beiden Völker leben, muß solche vornehme künstlerische Objektivität als doppeltes Verdienst gezählt werden.

Nord und Süd: Welche Verheerungen der religiöse Fanatismus in einer Frauenseele anrichten kann, die, schon von Natur hysterisch veranlagt, durch schmerzliche Erfahrungen und durch ein zweckloses Dasein immer tiefer in Nervenzerrüttung hineingetrieben wird, zeigt Clara Viebig an der Heldin ihres neuesten Romans. Die staunenswerte Kunst der Dichterin zeichnet uns hier mit peinlichster Gewissenhaftigkeit das Bild einer seltsamen Frauenseele bis in ihre feinsten Verästelungen, ein Bild, das wir glauben, obgleich es voll Grauen und Entsetzen ist.

Neues Tagblatt, Stuttgart: Es ist zu erwarten, daß die klerikale Presse leidenschaftlichen Protest gegen die Tendenz des Romanes und mancher seiner Einzelheiten erheben wird, aber seinem künstlerischen Wert kann das keinen Eintrag tun.

Neue Badische Landes-Zeitung: So muß der ganze Roman mit einem Gletscher verglichen werden, der sich, den Naturgesetzen folgend, zu Tale wälzt und alles mitreißt, was auf ihm vorher lebte.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Wie nur wenige Schriftstellerinnen bietet Klara Viebig das erfreuliche Bild einer im ernsten Ringen aufsteigenden Entwickelung. Absolvo te ist das Werk einer Dichterin und Kämpferin.

Trierische Zeitung: Die Eigenart, die packende Größe der Viebigschen Kunst und ihr Erfolg ist die schlichte Naturwahrheit, die energische Zeichnung der Umrisse, die Lebenswärme der von ihr geschaffenen Figuren, der Erdgeruch. — Alle diese hervorragenden Eigenschaften treten wiederum frappant in die Erscheinung bei ihrer jüngsten Darbietung.

Velhagen und Klasings Monatshefte: In ihrem jüngsten Werke „A b s o l v o t e" führt Clara Viebig von neuem nach dem Osten. Es ist wieder meisterhaft, wie sie das dumpfe Triebleben vor uns walten läßt. Diese animalischen Geschöpfe, die ohne jeden höheren Gedanken- oder Gefühlsgehalt ihr ganzes Streben an die Befriedigung niederer Leidenschaften setzen, sind ganz prachtvoll gesehen. Und die Energie der Darstellung ist so groß, daß jeder Widerstand niedergeschlagen wird, der sich in uns weniger noch gegen die Niedrigkeit des Stoffes, als vielmehr gegen das vollkommene Aufgehen des Künstlers in solcher Niedrigkeit und Enge, erheben könnte. Der Protest erstirbt einem auf den Lippen, so robust sind die Fäuste, die uns ohne langes Fackeln beim Wickel nehmen und uns vorwärtsschieben. Wie kräftig ist gleich der Einsatz, die Kellerszene: „Die Ratten, hu, die Ratten!" Und mit unbeirrbarer Sicherheit geht es weiter vorwärts — nirgends gibt es einen Seitensprung, nirgends zu gunsten einer lockenden Episode ein Abweichen vom Wege! Das volle Licht wird in jedem Moment auf die Tirallas gesammelt; jede Nebenfigur hat nur durch das Verhältnis zu ihnen, besonders zur Frau, Bedeutung, und außerordentlich plastisch und einprägsam stehen deshalb die Hauptgestalten schon nach kurzer Bekanntschaft vor uns. . . . Mich dünkt, dieses Absolvo te ist so sehr charakteristisch, daß gerade hierauf jede Natur schnell und sicher in Zustimmung oder Ablehnung reagieren muß. Und selbst denen, die sich Clara Viebig wesensfremd fühlen, mag gerade hier ihre rein erzählerische Bedeutung aufgehen. Denn unwillkürlich sagt man sich: Da es ja doch nicht irgend eine g e i s t i g e Kraft ist, die uns hier bezwingt, noch auch Güte und Menschlichkeit der Persönlichkeit, noch Fülle und Schönheit der Sprache —

Clara Viebig ist völlig lyrikfremd —, noch das Stoffliche, das Milieu, das doch immer mehr niederdrückt als erhebt —, wie groß, ja wie außerordentlich in ihrer Art muß da die Naturkraft in dieser Frau sein, wie gewaltig das gestaltende und erzählerische Vermögen, das ihr doch immer von neuem siegen hilft!

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
B003023858

